



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Wer Angst hat, ist nicht frei“

Die Konstruktion von Angsträumen männlicher und weiblicher Studierender in Wien

Verfasserin

Verena Hackenberg

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Naturwissenschaften (Mag.rer.nat)

Wien, April 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 190 353 456

Studienrichtung lt. Studienblatt: Lehramtsstudium Geographie und Wirtschaftskunde
Lehramtsstudium Spanisch

Betreuerin: Ass.-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Elisabeth Aufhauser

Danksagung

Ich möchte mich bei meinen FreundInnen, StudienkollegInnen und meiner Familie bedanken, welche mich in der Phase des Diplomarbeitsschreibens unterstützt haben. Die gemeinsamen Gespräche und Diskussionen haben bei mir nicht nur das Interesse und die Idee zu diesem Thema geweckt, sondern es immer mehr vertieft und mir neue Blickwinkel ermöglicht. An dieser Stelle möchte ich mich vor allem bei Martina bedanken, welche mir mit ihrem Wissen immer zur Seite stand und mir viele neue Ideen lieferte; und bei Dani, die mich immer wieder motivierte.

Besonderer Dank gilt den sechs InterviewpartnerInnen, welche sich die Zeit nahmen, mit mir über ihre Angsträume zu sprechen, und ohne deren Bereitschaft die empirische Studie nicht möglich gewesen wäre.

Bedanken möchte ich mich auch bei meiner Betreuerin Ass.-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Elisabeth Aufhauser, für ihre Zeit, ihre Ideen und ihr Feedback, welche mir bei dem Schreibprozess eine große Hilfe waren.

Erklärung

Hiermit versichere ich,

- dass die ich die vorliegende Diplomarbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubter Hilfe bedient habe,
- dass ich dieses Diplomarbeitsthema bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe
- und dass diese Arbeit mit der von der Begutachterin beurteilten Arbeit vollständig übereinstimmt.

Wien, 2.4. 2014

Verena Hackenberg

Kurzzusammenfassung

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit den Gründen der Entstehung von Angsträumen. Angsträume sind soziale Räume, an denen Personen fürchten, Opfer einer Gewalttat werden zu können. Frauen fühlen sich im öffentlichen Raum, insbesondere nachts, unwohler als Männer. Die Arbeit untersucht sowohl die allgemeinen Gründe der Angstraumkonstruktion, als auch die spezifischen die Gründe für die geschlechtsspezifischen Unterschiede. Dabei wird zwischen drei Dimensionen unterschieden: Die räumliche Dimension beschreibt, inwieweit Architektur und städtebauliche Maßnahmen zur Konstruktion, aber auch zur Verringerung von Angsträumen beitragen können. Die soziale Dimension befasst sich mit Phänomenen der Macht, der strukturellen Gewalt sowie sozialisationsbedingten Einflüssen. Die persönliche Dimension bezieht sich auf bereits gemachte, negative Erfahrungen in Bezug auf Angsträume und bringt Vorschläge, wie diese auf verschiedenen Ebenen verringert werden können.

Im Zuge der Arbeit wurde auch eine empirische Studie durchgeführt, welche die Angsträume in Wien von jeweils drei Studentinnen und Studenten untersuchte, Entstehungsgründe analysierte und geschlechterspezifische Unterschiede herausarbeitete.

Abstract

This diploma thesis deals with the construction of spaces, in which people develop feelings of fear or insecurity. These spaces are constructed socially, and are defined as public spaces where people fear to become a victim of an act of violence. Women feel more insecure than men when crossing public spaces, especially at night.

This diploma thesis examines the general and also the specific reasons between the gender-specific differences of the construction of this spaces of fear. Therefore, it distinguishes between three dimensions: The spatial dimension describes how architecture and urban development programmes can influence the construction, but also the reductions of spaces of fear. The social dimension deals with phenomena like power, structural violence, and influences through socialization and education. The personal dimension refers to negative experiences concerning to the spaces of fear, as well as suggestions how they can be reduced at different levels.

The diploma thesis also contains an empiric study, in which the construction, the reasons and the gender-specific differences concerning the construction of spaces of fear of six students are analysed.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
1.1. Motivation und gesellschaftliche Relevanz des Themas	1
1.2. Aufbau der Arbeit	3
2. Einordnung des Forschungsgebiets: Gender Geographien	4
3. Theoretische Perspektiven zur Raumkonstruktion	5
4. Die Konstruktion des Raums	8
4.1 <i>Raum</i> als „Container“	8
4.2 <i>Raum</i> als soziale Konstruktion.....	9
5. Die Konstruktion des Geschlechts.....	12
5.1 ‚Sex‘ versus ‚gender‘.....	12
5.2 Gender als Rangordnung.....	14
5.3 Gewalt als Möglichkeit zur Herstellung sozialer (gender-) Ordnung.....	16
6. Die Konstruktion von Raum und Geschlecht: Vergeschlechtlichte Räume, verräumte Körper.....	16
6.1. Männerräume – Frauenräume.....	18
6.2 Räume machen Körper- Körper machen Räume	19
7. Öffentlicher versus privater Raum	22
7.1 Die Entwicklung des öffentlichen und privaten Raums	22
7.2 Die geschlechtsspezifische Aneignung öffentlicher Räume.....	26
7.3 Öffentliche, halböffentliche und private Räume.....	27
8. Angsträume	29
8.1 Sicherheit und Angst.....	29
8.2 Die Konstruktion von Angsträumen.....	30
8.2.1 Das Paradoxon der Angst im öffentlichen und privaten Raum.....	31
8.2.2 Das Thema der Angsträume in öffentlichen Diskursen	32
8.2.3 Was macht Angst? Erklärungsansätze und Lösungsvorschläge	34
8.3 Direkte räumliche Dimension der Angstraumkonstruktion.....	37
8.3.1 Räumliche Gestaltungsaspekte zur Verringerung der Angstraumkonstruktion.....	38
8.3.2 Architektur- Macht- Angst.....	41
8.4 Soziale Dimension der Angstraumkonstruktion.....	45
8.4.1 Macht	45
8.4.2 Strukturelle Gewalt	49
8.4.3 Sozialisation und Erziehung.....	53

8.5. Persönliche Dimension der Angstraumkonstruktion	55
8.5.1 Persönliche Maßnahmen zur Verringerung der Angst im öffentlichen Raum..	56
8.5.2 Öffentliche Maßnahmen zur Verringerung der Angst im öffentlichen Raum ...	58
8.5.3 Kritik an den öffentlichen Maßnahmen zur Verringerung der Angst im öffentlichen Raum	59
9. Die qualitative Studie.....	60
9.1 Beschreibung der Methodik	60
9.2 Beschreibung der empirischen Erhebung.....	63
9.3 Beschreibung der Auswertung: Die Grounded Theory.....	68
10. Ergebnisse der Untersuchung	71
10.1 Überblick der Kategorien.....	71
10.2 Kategorie: Frau sein.....	73
10.2.1 Die „vorsichtige Frau“	74
10.2.2 Die „emanzipierte Frau“	78
10.2.3 Zusammenfassung	80
10.3. Kategorie: Mann-sein.....	80
10.3.1 Der Mann als „Beschützer“	81
10.3.2 Der Mann als Opfer von Gewalt	81
10.3.3 Der Mann als „vermeintlicher Verfolger“	84
10.3.4 Zusammenfassung	86
10.3.5 Fazit: Frau-sein vs. Mann-sein.....	87
10.4 Subkategorie: Kopfkino	88
10.4.1 Wie entsteht das Kopfkino?.....	88
10.4.2 An welchen Orten kommt es bei den Studierenden zum Kopfkino?.....	90
10.4.3 Reaktionen auf das Kopfkino	92
10.4.4. Sonderform des Kopfkinos: Männer als vermeintliche Verfolger	94
10.5 Subkategorie: Erzwungene Interaktion im öffentlichen Raum	95
10.5.1 Verschiedene Formen der Belästigung im öffentlichen Raum.....	95
10.5.2 Möglichkeiten der Angstverringerung	98
10.5.3 Zusammenfassung	99
10.6 Kernkategorie: Unkontrollierbarkeit der Situation.....	100
10.6.1 Unkontrollierbarkeit der Situation durch Menschen.....	100
10.6.2 Unkontrollierbarkeit der Situation durch Faktoren der Umwelt	106
10.6.3 Zusammenfassung	109

10.7 Strategien.....	111
10.7.1 Ab wann wenden sich die Studierenden an die Polizei?.....	112
10.7.2 Vermeidungsstrategien.....	115
10.7.3 Selbstverteidigungsstrategien.....	118
10.7.4 Strategien zur Angstverringerng	120
10.7.5 Fazit: Strategien führen zu größerer Kontrolle der Situation	125
10.8 Konsequenzen	125
10.8.1 Persönliche Konsequenzen	125
10.8.2 Gesellschaftliche Konsequenzen	126
10.8.3 Planerische Konsequenzen	129
10.8.4 Zusammenfassung	131
10.9 Zusammenfassung und Fazit der Ergebnisse.....	132
Bibliographie	139
Anhang	149
Lebenslauf	151

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Sicherheitsempfinden in der Dunkelheit.....	38
Abbildung 2: Maßnahmen zur Erhöhung der Sicherheit.....	57
Abbildung 3: Interview-Leitfaden	64
Abbildung 4: Kodierschema.....	72
Abbildung 5: Darstellung der Kategorien.....	72
Abbildung 6: Die Entstehung der Angsträume.....	135
Abbildung 7: PKW-Verfügbarkeit nach Altersklassen und Geschlecht in Nieder- Österreich 2008.....	149
Foto 1: Reumannplatz.....	91
Foto 2: Herderpark.....	91
Foto 3: Gasse beim Schwedenplatz.....	92
Foto 4: Czerningasse.....	92
Foto 5: U-Bahn-Station Schottentor.....	104
Foto 6: U-Bahn-Station Schottentor.....	104
Foto 7: Sexshop und Baugerüste in der Czerningasse.....	109
Foto 8: Baugerüste beim Schwedenplatz.....	109

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Räume der Männer/Räume der Frauen.....	18
Tabelle 2: Vorstellung der InterviewteilnehmerInnen.....	68
Tabelle 3: Beispiel des Line-by-Line-Coding.....	70
Tabelle 4: Beispiel für Dimensionen und Eigenschaften der Kategorie „Mann-sein“....	70

1. Einleitung

1.1. Motivation und gesellschaftliche Relevanz des Themas

„Wo auch immer ein Individuum sich befindet und wohin auch immer es geht, es muss seinen Körper dabei haben.“ (GOFFMANN 1994 in STEIN-HILBERS 2000:47)

Der Körper, und insbesondere dessen Geschlecht, erfährt in der Gesellschaft unterschiedliche Zuschreibungen – denn Körper ist nicht gleich Körper. Frauen und Männer bewegen und verhalten sich anders im öffentlichen Raum, und diese Unterschiede sind unter anderem auf das biologische Geschlecht zurückzuführen.

Räume werden sozial konstruiert, und spiegeln patriarchale Machtverhältnisse wieder. Mit dem Thema „Angstraum“ wird unter geographischen Gesichtspunkten deutlich, dass es geschlechtsspezifische Unterschiede in der Nutzung von Räumen gibt. Angsträume sind jene Orte, an denen Personen fürchten, Opfer von Gewalttaten zu werden. Insbesondere Frauen beschreiben diese negativen Empfindungen, welche vor allem dann entstehen, wenn sie nachts alleine unterwegs sind. Hier ist ein Paradoxon zu erkennen: Einerseits erleben Frauen und Mädchen im privaten Bereich wesentlich häufiger Gewalt als im öffentlichen Raum; andererseits sind der überwiegenden Anteil der Opfer im öffentlichen Raum Männer. Daher stehen die Unsicherheits- und Angstgefühle der Frauen im öffentlichen Raum in keinem direkten Zusammenhang mit den tatsächlichen Gewalttaten, das Gewaltpotenzial wird hier von den Frauen überschätzt. Auf diesem Phänomen begründet sich auf die zentrale Fragestellung der Diplomarbeit: **Wie und warum entstehen Angsträume, und wieso gibt es hier so große geschlechtsspezifische Unterschiede?** Auf diese Frage wird im theoretischen Teil der Arbeit eingegangen. Dabei wird zwischen drei Dimensionen der Angstraumkonstruktion unterschieden, der räumlichen, der sozialen und der persönlichen Dimension.

Im Zuge der Diplomarbeit wurde ebenfalls eine empirische Studie mit sechs Studierenden durchgeführt. Zentrale Fragestellungen, die behandelt wurden, sind:

- An welchen öffentlichen Orten in Wien fühlen sich die Studierenden unsicher?
- Welche Gründe gibt es für das Unsicherheitsgefühl?
- Haben die Studierenden bereits Erfahrungen mit (struktureller, geschlechtsspezifischer) Gewalt in öffentlichen Räumen in Wien gemacht?
- Welche Strategien haben die Studierenden entwickelt, um sich im öffentlichen Raum sicherer zu fühlen?

Der empirische Teil hat somit die Aufgabenstellung, die Dimensionen der Angstraumkonstruktion näher zu beleuchten und daraus wiederum auf die Geschlechterkonstruktion und die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Studierenden zu schließen. Im Anschluss an die Auswertung der Interviews werden Konsequenzen aufgezeigt, welche sich aus den Ergebnissen der Befragung für die Stadtplanung und für die Gesellschaft ergeben.

Für mich hat das Thema eine große persönliche Relevanz, da auch ich mich oft unsicher gefühlt habe, wenn ich nachts alleine nach Hause gegangen bin. Im Gespräch mit Freundinnen und Studienkolleginnen erkannte ich, dass es vielen jungen Frauen so geht, und dass ebenfalls die Mehrheit diesbezüglich schon schlechte Erfahrungen, insbesondere mit sexualisierter Gewalt, gemacht hat. Es wurde jedoch auch schnell deutlich, dass diese als „alltäglich“ wahrgenommen, und nur in den wenigsten Fällen angezeigt wurden. Sprach ich das Thema in einer Gruppe von Studenten an, traf ich zunächst oft auf Unverständnis, auf Fragen wie „Du hast echt Angst, wenn du alleine nach Hause gehst?“, aber auch auf Ratschläge wie „Du solltest dir ein Pfefferspray kaufen, dann fühlst du dich sicherer“. Insgesamt waren schon allein in meinem Bekanntenkreis große geschlechtsspezifische Unterschiede erkennbar, welche mein Interesse weckten, diesen auf den Grund zu gehen. Im Laufe der Arbeit erkannte ich, wie vielschichtig und komplex diese Thematik ist, da sie historisch gewachsen und mit einer großen Selbstverständlichkeit, Vorurteilen und Emotionen behaftet ist. Daraus schließe ich auch, dass es nicht einfach wird, die Problematik der Angsträume zu lösen, da sich hier nicht nur städteplanerisch, sondern vor allem gesellschaftlich etwas verändern müsste.

Seitdem ich mich mit dem Thema der Angsträume und den dahinter stehenden patriarchalen Gesellschaftsstrukturen beschäftige, fühle ich mich im öffentlichen Raum nachts sicherer als davor, da ich nun die Entstehung der Angstgefühle kenne und weiß, dass diese großteils unbegründet sind. Auch eine Interviewpartnerin teilte mit mir, dass sie sich seit unserem Gespräch sicherer fühlt und sich weniger Gedanken darüber macht, was alles Schlimmes passieren könnte. Öffentlichkeitsarbeit zu dem sensiblen Thema der Angsträume, Reflexionen über gesellschaftliche Strukturen, etc. können ein Ansatzpunkt sein, um das Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum, insbesondere für Frauen, zu vergrößern. Denn:

„Solange Frauen Angst haben, werden sie nicht frei sein“.

(DOWLING 1984 in TRESKE et al. 1990:15)

1.2. Aufbau der Arbeit

Die Arbeit gliedert sich in einen theoretischen und einen empirischen Teil.

Der theoretische Teil umfasst sieben Kapitel:

Kapitel zwei beschäftigt sich mit dem Forschungsgebiet „Gender Geographien“, in dessen Rahmen sich das Thema „Angsträume“ befindet.

Kapitel drei beschreibt verschiedene Perspektiven zur Raumkonstruktion, welche von poststrukturalistischen und handlungstheoretischen Ansätzen über die feministische Standpunkttheorie bis hin zu hegemonialen Diskursen reichen.

Im vierten Kapitel wird auf die Raumkonstruktion eingegangen. Räume können einerseits als „Container“ bzw. als „Behälter“, andererseits auch als soziale Konstruktion angesehen werden. Die Analyse der Angsträume versteht Räume als gesellschaftlich konstruiert.

Das fünfte Kapitel zeigt die unterschiedlichen Konstruktionen von „Geschlecht“, insbesondere die Differenzierung zwischen „sex“ und „gender“, auf, und erklärt geschlechtsspezifische Machtstrukturen und –Hierarchien.

Im folgenden, sechsten Kapitel werden die Erkenntnisse aus Kapitel vier und fünf vereint, und die Konstruktion von Raum *und* Geschlecht wird beschrieben. Es wird auf die Unterschiede zwischen Frauen- und Männerräumen sowie auf die gegenseitigen Beeinflussungen von Körper und Raum eingegangen.

Kapitel sieben beschreibt die historische Entwicklung des öffentlichen und privaten Raums und die Auswirkungen, die diese auf die geschlechtsspezifische Aneignung von öffentlichen Räumen hatte und immer noch hat.

Das achte Kapitel widmet sich den Angsträumen. Nach einer Definition und Erklärungsansätzen zu deren Konstruktion wird auf die unterschiedlichen Dimensionen genauer eingegangen. Hier spielen besonders städtebauliche Strukturen, Macht und strukturelle Gewalt eine wichtige Rolle. Ebenfalls wird thematisiert, wie man mit öffentlichen und persönlichen Maßnahmen die Angst im öffentlichen Raum verringern kann.

Der empirische Teil beschreibt in zwei Kapiteln die qualitative Studie sowie die Ergebnisse der Befragungen. Die Interviews wurden anhand der Grounded Theory ausgewertet, welche ein Kapitel neun genauer beschrieben wird. Die Präsentation der Ergebnisse der unterschiedlichen Kategorien sowie die Entwicklung von Strategien und Konsequenzen werden in Kapitel zehn beschrieben.

2. Einordnung des Forschungsgebiets: Gender Geographien

Die Diplomarbeit lässt sich dem Forschungsfeld „Gender Geographien“ einordnen, da besonderes Hauptaugenmerk auf die soziale Konstruktion von Raum und Geschlecht (gender) gelegt wird. Dabei sollen nicht nur weibliche, sondern auch männliche Erfahrungsräume analysiert und erforscht werden. Männlichkeit bringt in der heutigen westlichen Gesellschaft immer noch viele Vorteile (Lohn, Prestige, Verantwortung etc.), daher sind Männer auch am „Erhalt der patriarchalischen Strukturen interessiert“ (WASTL-WALTER 2010:38), indem sie beispielsweise „exklusive Männerwelten“ (ebd.) aufrechterhalten. Die männliche Überlegenheit im Geschlechterverhältnis ist bereits in der klassischen Philosophie bei ARISTOTELES (384-322 v. Chr.) zu finden:

„Von Natur aus ist der Mann der Überlegene und die Frau die Unterlegene; und der Eine herrscht und die Andere wird beherrscht; das ist ein zentrales Prinzip für die Erhaltung der gesamten Menschheit“ (HALSALL 1998 in WASTL-WALTER 2010:38f).

Geschichtlich soll auf die Entwicklung des Patriarchats im Zuge dieser Diplomarbeit nicht länger eingegangen werden– dennoch wird durch dieses Zitat deutlich, wie stark die geschlechtsspezifischen Hierarchien in der Menschheitsgeschichte verankert sind. Durch die Erkenntnisse der sozialen Geschlechterkonstruktion und -dekonstruktion befassen sich die Gender Geographien nun mit den „Geographien der Weiblichkeit und der Männlichkeit“ (WASTL-WALTER 2010:42).

Die feministische Geographie hat unter anderem das Ziel, die Konstruktionsprozesse des vorherrschenden, jedoch historisch gewachsenen Geschlechterverhältnisses zu dekonstruieren und damit auch zu einer Verringerung der Diskriminierung von Frauen zu führen (vgl. BOCK et al. 1989 in KUTSCHINSKE 1999:3). Männer und Frauen legen ein anderes Raumverhalten an den Tag, welche ebenso auf ihre Konstruktions- und Reproduktionsprozesse hin untersucht und analysiert wird. Gründe für die hierarchischen Geschlechterverhältnisse sollen gefunden und erforscht werden, und schließlich

„kann es im Rahmen der Geographie nicht nur darum gehen, aus räumlich in-adäquaten Verhältnissen kurzfristige Bedürfnisse zu identifizieren und umzusetzen. Vielmehr müssen langfristige Perspektiven formuliert werden mit dem Ziel, die Stellung der Frau in der Gesellschaft und *im Raum* zu verbessern“ (OSWALD 1992 in KUTSCHINSKE 1999:4, Hervorhebung V.H.).

Durch diskurstheoretische Ansätze bildet die Sprache eine wichtige Rolle in der Konstruktion sozialer Wirklichkeiten, so schreibt J. BUTLER (1991), dass „die Geschlechtsidentität durch den Vorstellungshorizont der Sprache festgelegt wird“ (WASTL-WALTER

2010:61), und auch M. FOUCAULT und J.DERRIDA bestimmten ebenfalls maßgeblich diese sozialwissenschaftlichen Herangehensweisen. So fügen die Gender Geographien dem „klassischen Dreieck geographischer Diskursforschung“ Sprache- Macht- Raum die Kategorie Geschlecht/Identität hinzu (vgl. WASTL-WALTER 2010:61). Gender Geographien, die sich diskurstheoretisch orientieren, sehen „Raum/Räumlichkeit“, „Geschlecht/Geschlechtlichkeit“, „Geschlechterverhältnis“ und „Geschlechterdifferenz“ als sozial und kulturell konstruierte Begriffe an (vgl. ebd. 2010:61). Durch den diskursiven Hintergrund können diese re- und dekonstruiert, und ihre wechselseitige Konstruktion „innerhalb spezifischer raum-zeitlicher Kontexte aufgezeigt und nachvollzogen werden“ (ebd. 2010:63).

Zusammenfassend machen es die diskursanalytischen Ansätze den Gender Geographien möglich, spezifische Fragestellungen über Raum und Geschlecht in die „Gesamtdiskurse über heteronormative Geschlechterordnungen einzubetten“ (ebd. 2010:63).

3. Theoretische Perspektiven zur Raumkonstruktion

Da im Folgenden verschiedene Perspektiven und Paradigmen in die Analyse und Diskussion zur Konstruktion von Angst- und (Un)Sicherheitsräumen einfließen, sollen diese zum besseren Verständnis nun kurz erklärt werden. Aus theoretischer Sicht kann man, bezogen auf die Konstruktion von Raum und Geschlecht, insbesondere drei konstruktivistische Sichtweisen, nämlich poststrukturalistische, handlungstheoretische und feministisch standpunkttheoretische, voneinander unterscheiden. Ebenso wird auf die hegemonialen Diskurse eingegangen.

Poststrukturalistische Ansätze

Poststrukturalistische Ansätze verbinden in ihren Analysen „gesellschaftliche Strukturen“ und „individuelle Erfahrungen“ (BAURIEDL et al. 2000:131). Das Ziel ist es, die „hierarchischen Strukturen und Mechanismen“ (ebd.) aufzubrechen, außerdem soll die Beziehung Gesellschaftsordnung-Subjektivität-Macht thematisiert werden. Des Weiteren wird davon ausgegangen, dass sich das Subjekt durch „Sprache und gesellschaftliche Praktiken“ (ebd.) konstruiert. Eine bekannte Vertreterin dieses performativen Paradigmas ist Judith BUTLER, welche die Sprache als „Bezeichnungs- und Bedeutungspraxis bei der Konstruktion von Körpern und Subjekten“ (ebd.) ansieht. So spricht sie davon, dass der Körper erst eine „gesellschaftliche Existenz“ bekommt, in dem er „sprachlich angerufen“ wird (BUTLER 1998 in BAURIEDL et al. 2000:131). BAURIEDL et al. geben hier zum

besseren Verständnis ein Beispiel: Wird eine Person immer mit einem weiblichen Vornamen angesprochen, ordnet sich diese Person „automatisch“ dem Geschlecht „Frau“ zu (vgl. BAURIEDL et al. 2000:131f).

Der feministische Poststrukturalismus versucht, die Geschlechterverhältnisse zu dekonstruieren und denaturalisieren, und damit auf die geschlechtsspezifischen, durch „hegemoniale gesellschaftliche Machtverhältnisse“ (ebd. 2000:131) bestimmten Konstruktionsprozesse hinzuweisen. In Kapitel 6.2 wird genauer auf die Geschlechts- und Raumkonstruktion unter einer feministisch-poststrukturalistischen Perspektive eingegangen. Der *dekonstruktivistische Ansatz* bezieht Teile der poststrukturalistischen Theorien, wie den Konstruktivismus und Diskurstheorien, mit ein. Der Konstruktivismus vertritt die Meinung, dass Menschen „ihre soziale Wirklichkeit selbst konstruieren“ (KUTSCHINSKE und MEIER 2000:139), und der „Anspruch auf Wahrheit, Objektivität und Universalität“ (BAURIEDL et al. 2000:131) wird in weiterer Folge in Frage gestellt, sprich *dekonstruiert*. Die Diskurstheorie geht davon aus, dass dieser Vorgang der Konstruktion der sozialen Wirklichkeit durch Sprache erfolgt, da diese durch Diskurse die „Wirklichkeit produziert“ (KUTSCHINSKE und MEIER 2000:139). Beide Sichtweisen sehen sowohl Raum als auch Geschlecht als soziale Konstruktion an und versuchen im Sinne des Dekonstruktivismus, die „Herstellung und Wirkung von verschiedenen, z.T. einander widersprechenden Bedeutungen zu erfassen und gesellschaftliche Machtstrukturen aufzudecken“ (BAURIEDL et al. 2000:131).

Handlungstheoretische Ansätze

Der handlungstheoretische Ansatz verbindet die „mikroanalytische“ mit der „gesellschaftlichen Perspektive“ und rückt das Handeln des Subjekts als bewusste, zielgerichtete Aktion in den Vordergrund (vgl. WEICHHART 2008: 247). *Raum* wird, ebenso wie das Geschlecht, als „soziale Konstruktion“ (WASTL-WALTER 2010:30) bzw. als „menschliche Konstruktionsleistung“ (RUHNE 2003:59) verstanden, welche die menschlichen Aktivitäten beschreibt, die unter anderem unter räumlichen Bedingungen ablaufen. Nach WERLEN wird Raum nun in einem handlungstheoretischen Paradigma als „Ergebnis sozialer, wirtschaftlicher und politischer Prozesse und als Folge von Entscheidungen“ (WASTL-WALTER 2010:30) angesehen. *Raum* kann auch eine normative Struktur aufweisen, indem Handlungserwartungen mit räumlichen Kontexten verbunden werden. Diese Handlungserwartungen können sich wiederum auf verschiedene Kategorien wie Geschlecht, Alter, Klasse etc. beziehen und auf diese Weise den Raum in Territorien einteilen (vgl. WASTL-WALTER 2010:32f).

Feministische Standpunkttheorie

Die feministische Standpunkttheorie beschreibt das empirisch Vorfindbare und differenziert daher zwischen „erkenntnistheoretischen Standpunkten“ (Kutschinske 1999:11f) der Männer und der Frauen, welche sich gegenüberstehen und durch die patriarchale Gesellschaftsordnung konstruiert werden (vgl.ebd.). Seifert (1992 in Kutschinske 1999:12) sieht diese geschlechtsspezifischen Standpunkte als Ergebnis von „historischen und gesellschaftlichen Entwicklungen“ und der sich daraus ergebenden Unterschiede in der alltäglichen Lebens- und Arbeitswelt an. Als Ergebnis dieser Perspektive ist zu erkennen, dass es geschlechtsspezifische „Blickwinkel“ auf die Orte gibt, und dass erst die weibliche Sichtweise bestimmte Räume zu Angsträumen macht. Das Problem dieser Theorie ist einerseits, dass hier Frauen in die Opferrolle gedrängt, die eigentlichen gesellschaftlichen Ursachen außer Acht gelassen und daher auch zementiert und reproduziert werden; und andererseits, dass Pluralitäten unterdrückt werden, da sich beispielsweise nicht jede Frau in ihrer Mobilität im öffentlichen Raum einschränken lässt, „die“ Frau in Standpunkttheorien jedoch universalisiert wird und, in diesem Beispiel, Angst zu einem Wesensmerkmal von Frauen gemacht wird (vgl. Kutschinske und Meier 2000:139, Kutschinske 1999:12f).

Hegemoniale Diskurse

Im Gegensatz zu den zuvor beschriebenen Perspektiven versuchen hegemoniale Diskurse nicht, Geschlechterkonstruktionen zu hinterfragen oder zu dekonstruieren. Im Gegenteil, sie konzentrieren sich darauf, Subjekte „reduktionistisch über bestimmte Körpermerkmale“ (Bauriedl et al. 2000:131) zu beschreiben, Strukturkategorien wären beispielsweise das Geschlecht, die Ethnizität, das Alter, etc. Dadurch wird der Körper zu einer „Grundlage von Zuordnungen, Kategorisierungen und Hierarchisierungen“ (ebd.) und die vorherrschenden hierarchischen Gesellschaftsstrukturen werden unentwegt produziert und verfestigt (vgl. ebd.). Hegemoniale Männlichkeiten werden als „ökonomisch erfolgreich, rassistisch überlegen und sichtbar heterosexuell“ (Lorber 1999:44) beschrieben.

4. Die Konstruktion des Raums

Schon EINSTEIN unterschied zwischen zwei Raumkonzepten. Einerseits sprach er von *Raum* als „Behälter“ oder „Container“, befüllbar mit unterschiedlichsten Elementen, unabhängig und autonom von körperlichen Objekten. Diese befinden sich „nur“ in dem Raum, welcher eine „der Körperwelt übergeordnete Realität“ (JAMMER 1960 zitiert in RUHNE 2003:59) darstellt. Andererseits kannte Einstein noch eine zweite Raumvorstellung, *Raum* als „Lagerungsqualität der Körperwelten“ (ebd.). Räume und Körper sind nach diesem Verständnis immer miteinander verwoben, der Raum ist an den Körper gebunden und daher auch abhängig von Menschen und deren Handeln. Allerdings galten schon für Einstein beide Raumbegriffe als „freie Schöpfung der menschlichen Fantasie“ (ebd. 2003:60), welche in keinem Fall eine „objektive Natur“ (ebd.) beschreiben würden, sondern lediglich als „Mittel (...) zum leichteren Verstehen unserer sinnlichen Erlebnisse“ (ebd. 2003:59) dienen (vgl. ebenfalls LÄPPLE 1991:38).

Im Anschluss werden beide Raumkonzepte genauer beschrieben, analysiert und kritisiert.

4.1 Raum als „Container“

Einerseits kann *Raum* als „eigenständige ontologische Struktur“ (WEICHHART 2008:77, LÖW 2001 zitiert in RUHNE 2003:61), als Container-Raum, gedacht werden, als „unbegrenzte, dreidimensionale Ausdehnung (...), in der Objekte und Ereignisse vorkommen, die eine relative Position und Richtung besitzen“ (WEICHHART 2008: 77). Schon NEWTON sprach von dem *Container-Raum* und bezeichnete ihn als „Behältnis alles Stofflichen“ (WERLEN 2010:55). In diesem Sinne ist der Raum „nichts anderes als ein neutraler, dreidimensionaler, durch Länge, Breite und Höhe bestimmter sowie mathematisch-physikalisch beschreibbarer ‚Behälter‘“ (RUHNE 2003:60). Er ist „geographisch-räumlich“ (WASTL-WALTER 2010:29) als auch „historisch-zeitlich“ (ebd.) abgrenzbar und steht in keiner Beziehung zu den Objekten, die sich in diesem Raum befinden. Er wird als natürlich gegeben und unveränderbar verstanden, kann vermessen und kartiert werden, und aufgrund von Entfernungen (Nähe und Distanz) analysiert werden (vgl. ebd.). WUCHERPFENNIG (2010:57) kritisiert, dass im Verständnis des Container-Raums die Auseinandersetzung mit (geschlechtsspezifischen) Konstitutionsprozessen des Raumes fehlt, da dieser als *vorausgesetzt* angenommen wird. Auch RUHNE (2003:64) bemängelt dieses Raumkonzept: Wenn in (Un)-Sicherheitsdiskursen von einer größeren Mobilität (für Frauen) *durch* den Raum und von einer sichereren Gestaltung *des* Raumes gesprochen wird, so wird hier von einer starren, vorgegebenen sowie vom menschlichen Handeln

unabhängigen Struktur gesprochen, welche der Definition des Container-Raums entspricht. Soziale Aspekte sowie „Wahrnehmungs- und Handlungsstrukturen“ (ebd.) werden außer Acht gelassen. RUHNE (2003:65) verdeutlicht außerdem, dass die Forschungsperspektiven durch die Konzentration auf Container-Räume verengt sind und dadurch bestimmte Phänomene wie zum Beispiel das Paradoxon in Kapitel 8.2.1 sowie die Tatsache, dass nicht alle Frauen an den gleichen Orten ein Angst- bzw. Unsicherheitsgefühl verspüren, ignoriert wurden und teilweise immer noch werden.

4.2 Raum als soziale Konstruktion

Ein anderes, abstrakteres Raumkonzept sieht *Raum* als logische Struktur an, als „immaterielle Relation und Beziehung oder für etwas Gedachtes“ (WEICHHART 2008:78). Dieses Paradigma entstand in den 1970er und 1980er Jahren unter Einflüssen des Konstruktivismus und durch starke Kritik am Container-Konzept (vgl. WASTL-WALTER 2010:30). *Raum* gehört mittlerweile zu den Grundbegriffen der Soziologie, hatte jedoch lange Zeit eine sehr untergeordnete Rolle. Dass jedes Handeln raumbezogen ist, wurde oft vernachlässigt, Grund dafür war unter anderem auch die verfestigte Vorstellung des Container-Raums (vgl. RUHNE 2003:57). Der französische Soziologie BOURDIEU ist ein wichtiger Vertreter dieses relationalen Raumverständnisses und sieht Raum als „sozial konstruiert und markiert“ (BOURDIEU 1991:28) an. Er unterscheidet ebenfalls zwischen physischem und sozialem bzw. einem „physisch angeeigneten“ (ebd.) Raum, betont jedoch, dass sich der soziale Raum größtenteils „auf mehr oder minder exakte und vollständige Weise“ (ebd.) innerhalb des physischen Raums realisiert.

Der „neue“, handlungstheoretische Ansatz konzipiert den *sozialen Raum*, welcher soziokulturelle Gegebenheiten mit einer räumlichen Komponente beschreibt. Die handelnden Subjekte stehen dabei im Vordergrund, und *Raum* wird als „Element des Handelns“ (WERLEN 2010:58) verstanden, welcher durch „performative Akte der Konstitution der Geographien des Alltags und der Weltbildformierung“ (ebd.) entsteht, als Ergebnis des „Geographie- Machens“ (vgl. WEICHHART 2008:256). BOURDIEU sieht den Raum als ein Kräftefeld an, in dem sich die Menschen „anhand ihrer *relativen Stellung* innerhalb dieses Raums definieren“ (BOURDIEU 1991:26 zitiert in RUHNE 2003:68).

Für RUHNE (2003:73) besitzt *Raum* einen Prozesscharakter, und ist daher, bedingt durch die gesellschaftlichen Prozesse, wandelbar und dynamisch. Der Raum besteht weiters aus relationalen Beziehungen verschiedener Elemente und Figurationen. Diese Elemente werden durch das Handeln der Menschen aktiv miteinander verknüpft,

die Handlungsdimension bei der Raumkonstruktion ist daher in diesem Paradigma von großer Bedeutung (vgl. RUHNE 2003:73).

Soziale Räume stellen die Gesellschaft und den Raum in geographischem und soziologischem Blickwinkel zueinander in Beziehung (vgl. WERLEN 2010:255). Raum beruht auf „Erfahrungen der eigenen Körperlichkeit“ (WERLEN 2010:265) und deren Verhältnis zu anderen Gegebenheiten, Subjekten und Bedeutungen (vgl. ebd.), denn schon allein durch seine Materialität nimmt der Körper Raum ein und wird für andere sichtbar (vgl. WASTL-WALTER 2010:68). Durch diese Perspektive entsteht ein „handlungszentriertes Verständnis von *Raum*“ (WERLEN 2010:265).

LÖW (2001 in RUHNE 2003:73ff) unterscheidet zwischen den Begriffen *spacing* und *Syntheseleistungen* und erklärt dadurch, wie sich (Un)Sicherheits- und Angsträume zusammensetzten. Für sie ist *spacing* das Positionieren von Objekten, symbolischen Markierungen und auch das Sich-Platzieren, das immer als „sozialer Aushandlungsprozess“ zu betrachten ist. Bei den *Syntheseleistungen* werden „über Wahrnehmungs- Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse (...) Güter und Menschen zu ‚Räumen‘ zusammen gefasst“ (LÖW 2001 in RUHNE 2003:74). Räume werden demnach über Syntheseleistungen konstruiert und reproduziert, was wiederum eng mit dem *spacing* zusammenhängt. Beide Prozesse sind eng miteinander verknüpft und tragen dazu bei, dass bestimmte Orte als Angsträume wahrgenommen werden:

„Dabei ist davon auszugehen, dass sowohl die synthetisierende Wahrnehmung des Raumes als auch seine handelnde Konstituierung immer aufs Engste verknüpft sind mit gesellschaftlichen Normen und Interaktionsweisen sowie mit damit verbundenen Bewertungen und Symboliken“ (RUHNE 2003:74).

Dadurch wird auch deutlich, dass sich *Raum* durch seine Vielschichtigkeit auszeichnet. Der Stadtökonom LÄPPLE (1991:42f, vgl. ebenfalls RUHNE 2003:76f) definiert den „gesellschaftlichen Raum“ anhand von vier Dimensionen, welche sich voneinander unterscheiden, aber dennoch miteinander in Verbindung stehen. Als *erste Dimension* nennt er das „materiell-physische Substrat gesellschaftlicher Verhältnisse“ (LÄPPLE 1991:42). Diese „materielle Erscheinungsform des gesellschaftlichen Raums“ (ebd.) besteht aus menschlichen Artefakten, materiellen Nutzungsstrukturen, den Menschen selbst sowie der „Biosphären-Totalität“ (Kontinente, Ozeane, Landschaftszonen etc.). Diese Dimension entspricht den Vorstellungen des typischen Container-Raums. Die *zweite Dimension*, die „gesellschaftlichen Interaktions- und Handlungsstrukturen bzw. die gesellschaftliche Praxis“ (ebd.), sieht die Menschen nun als handelnde Akteure an. Wichtig sind in diesem Zusammenhang unter anderem die „Klassen- und Machtverhältnisse“ (ebd.), die in der gesellschaftlichen Praxis eine wichtige Rolle spielen. Als *dritte Dimension* nennt

LÄPPLE ein „institutionalisiertes und normatives Regulationssystem“ (ebd.), bestehend aus Regelungen, Richtlinien und Kontrollbeziehungen. Es dient als Bindeglied zwischen den ersten beiden Dimensionen und regelt den „Umgang mit den raumstrukturierenden Artefakten“ (ebd. 1991:43). Die vierte Dimension wird als „räumliches Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem“ (ebd.) bezeichnet. Diese Systeme können als „Gebrauchsanweisungen“ verstanden werden, da Zeichen und Symbole die „kognitive Erkennbarkeit“ der „sozialen Funktion“ der „raumstrukturierenden Artefakte“ (ebd.) erleichtern. Als Vorteil dieser Strukturierung von LÄPPLE wird angesehen, dass sowohl rein räumliche als auch soziale Komponenten als miteinander verwoben dargestellt werden (vgl. RUHNE 2003:77).

Für BOURDIEU ist der soziale Raum ein „Raum von Positionen, die auf Machtverhältnissen beruhen“ (BOURDIEU 1991 zitiert in RUHNE 2003:68), und der angeeignete Raum ein Ort, „an dem Macht sich bestätigt und vollzieht“ (BOURDIEU 1991:27). Diese Macht wird von BOURDIEU (1991:27) als „symbolische Gewalt“ und daher als subtil, weil nicht wahrgenommen, beschrieben. Körper und Raum stehen immer in einer Verbindung zur Macht, denn

„räumliche Handlungsfolgen sind ein Zeichen der Macht bzw. eine Strategie der Macht, persistente Raumstrukturen zu schaffen, um entsprechende Machtkonfigurationen zwischen dem Selbst und dem Anderen zu erhalten“ (WASTL-WALTER 2010:77).

Diese durch Machtsysteme bedingten Raumstrukturen werden wiederum sozialen Ordnungsvorstellungen zugeordnet, daher können Räume bzw. Raumstrukturen auch als „materialisierte Effekte gesellschaftlicher Machtverhältnisse“ (STRÜVER 2010:220) verstanden werden. Heteronormative Handlungen führen dazu, dass das Geschlecht als Handlungsfolge verräumlicht wird (vgl. WASTL-WALTER 2010:77). Nicht nur Räume, auch Subjekte können als Ergebnis von Machtprozessen begriffen werden. FOUCAULT (1987) betont in diesem Zusammenhang auch, dass das „Vorhandensein unterschiedlicher Subjekte und Handlungsformen“ gegeben sein muss, um überhaupt Macht ausüben zu können (vgl. STRÜVER 2010:229).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Analyse der Konstruktion von (Un)Sicherheits- und Angsträumen unter der Annahme eines sozialen Raumes (und keines Container-Raumes) durchgeführt werden sollte. In diesem Sinne kann nicht nur das „materielle und objektivierte ‚Ergebnis‘ von Konstruktions- und Konstitutionsprozessen“ (RUHNE 2003:83) von öffentlichen Räumen analysiert, sondern insbesondere die Konstruktionsprozesse untersucht werden, welche zur Ausbildung von „sicheren“ und

„unsicheren“ Räumen führen. Hier ist es wichtig, besonders auf die geschlechtsspezifischen Unterschiede der Angstraumkonstruktion einzugehen, und zu hinterfragen, wie „gesellschaftliche Strukturen (...) durch räumliche Materialisierungen beeinflusst werden“ (RUHNE 2003:83).

5. Die Konstruktion des Geschlechts

„Geschlecht“ ist ebenso wie „Raum“ eine wichtige Kategorie, wenn es um die Analyse der Konstruktion von (Un)Sicherheits- und Angsträumen geht:

„Geschlecht ist eine soziale Kategorie, die an biologischen Merkmalen festgemacht wird und deren normative Kraft im Alltag, aber auch in der Wissenschaft, äußerst wirkungsmächtig ist“ (WASTL-WALTER 2010:9).

Historisch gab es nicht immer eine klare Trennung zwischen Mann und Frau. Erst im 18. Jahrhundert begannen „Systematisierungsprozesse“ (RUHNE 2003:109), welche die Geschlechtsunterschiede herausarbeiteten. Besonders der Medizin im 18. Jahrhundert wird hier eine große Bedeutung beigemessen, da diese in diesem Zeitraum begann, die menschlichen Körper miteinander zu vergleichen und die Differenzen zu hierarchisieren. Dabei wird das männliche Geschlecht als das „Natürliche“ angesehen, und das weibliche als ein „(körperlich) vom männlichen zu unterscheidendes“ (ebd. 2003:111). Spätestens ab dem 19. Jahrhundert kommt es daher zur Herausbildung bestimmter geschlechtsspezifischer Zuschreibungen, Männer werden als „stark, kühn und unternehmend“ (ebd. 2003:110), Frauen als „schwach, furchtsam und verschlagen“ (ebd.) bezeichnet. All dies wird durch die Anatomie und das „Gesetz der Natur“ (ebd.) gerechtfertigt und führt im Laufe der Jahrzehnte zu einer „idealtypischen Konkretion“ (ebd. 2003:111) der zweigeschlechtlichen Ordnung.

5.1 ‚Sex‘ versus ‚gender‘

Die Vorstellung der Zweigeschlechtlichkeit ist in unserer Gesellschaft vorherrschend und wird in den meisten Fällen als „natürlich“ und „gegeben“ wahrgenommen. Dennoch ist diese Bipolarität kulturell geprägt und sozial konstruiert, und daher ist das Geschlecht, neben vielen anderen Parametern wie Alter, Einkommen, Ausbildung, etc., eine soziale Analysekategorie (vgl. WASTL-WALTER 2010: 9ff). Diese biologische, „natürlich-ontologische“ (RUHNE 2003:106), „naturalistisch-absolutistische“ (ebd. 2003:108) „Eindeutigkeit“ von der Geschlechtszugehörigkeit wird mit dem Begriff „sex“ bezeichnet,

während „*gender*“ das soziale Geschlecht, welches u.a. von der Erziehung und der gesellschaftlichen Erwartung an Männer und Frauen abhängig ist, beschreibt (vgl. STADT-ENTWICKLUNG WIEN 2013:17) und gleichzeitig das biologische Geschlecht dekonstruiert und hinterfragt (vgl. WASTL-WALTER 2010: 20). In anderen Kulturkreisen gibt es keine so rigide Trennung in zwei Geschlechter wie in unserer Gesellschaft, des Weiteren ist „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ nichts anderes als ein „Kontinuum von verschiedenen biologisch-physiologischen Faktoren“ (RUHNE 2003:105f), wie zum Beispiel Hormonen oder der Anatomie. Daher weißt RUHNE (2003:101, 103, 104, 107) darauf hin, dass „Geschlecht“ und „Zweigeschlechtlichkeit“ nicht als Synonym verwendet werden sollten. Im Folgenden soll auf die Konstruktion des Konzepts der Zweigeschlechtlichkeit nicht weiter eingegangen werden, dennoch ist im Sinne der Vollständigkeit zu sagen, dass dies nur „eine mögliche Konkretion von ‚Geschlecht‘ ist“ (RUHNE 2003:102). Solange es nämlich noch „soziale Ungleichverhältnisse“ (WARTENPFUHL 1996 in RUHNE 2003:103) aufgrund des biologischen Geschlechts („sex“) gibt, werden die Kategorien „Frau“ und „Mann“ „zur Erforschung gesellschaftlicher Machtverhältnisse“ (ebd.) benötigt. Da die Konstruktion von Unsicherheits- und Angsträumen im öffentlichen Raum durchaus als Problematik angesehen werden kann, welche durch die vorherrschende Zweigeschlechtlichkeit beeinflusst wird, stellt diese bei der Analyse einen „wichtigen Ansatzpunkt“ (RUHNE 2003:103) dar (vgl. ebd.)

Gender wird in den verschiedenen Publikationen als „soziale Institution“ (LORBER 1999:57), als „soziale Strukturkategorie“ (BREITENBACH, BÜRMANN et al. 2002:7), als „Strukturierungs- und Ordnungsprinzip“ (STEIN-HILBERS 2000:35, LORBER 1999:57), als „Rangordnung“ (LORBER 1999:73), als „Baustein der sozialen Strukturen“ (LORBER 1999:78), als „kulturelle Konstruktion von Geschlecht“ (KUTSCHINSKE 1999:22), etc. beschrieben. All diesen Definitionen ist gemein, dass sie *gender* als soziale Konstruktion verstehen. RUHNE (2003:107) versteht diese sozialen Konstruktionen als „offen, dynamisch und wandelbar“, welche allerdings gleichzeitig in unserer Kultur als „zweigeschlechtliche, gesellschaftliche ‚Existenzweise‘“ (ebd.) konstruiert und reproduziert werden. Menschen werden aufgrund ihres Geschlechts in verschiedenen Kategorien eingeordnet, die eindeutig die Unterschiede zwischen und die Gleichheiten innerhalb dieser Gruppen aufzeigen. Durch diese Zuordnung kommt es zur Zuteilung von unterschiedlichen Pflichten und Rollen (vgl. LORBER 1999:57f), Männern und Frauen werden definierte Plätze in Strukturen und Milieus zugewiesen (vgl. STEIN-HILBERS 2000:35), und durch diese dadurch entstehenden unterschiedlichen Lebenserfahrungen entwickeln sich die beiden Geschlechter auch anders, „so dass die Angehörigen der verschiedenen Gruppen auch verschiedene Arten von Menschen werden“ (LORBER 1999:58).

LORBER (1999:78) sieht *Gender* als „Baustein der sozialen Strukturen“ innerhalb eines Schichtungssystems. Männer und Frauen lernen von Kindheit an, was die Gesellschaft von ihnen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit erwartet, wie sie agieren und reagieren sollen, welche Bedürfnisse und Gefühle „zulässig“ sind, welche Rechte und Pflichten sie haben. Durch das Umsetzen dieser Interaktionen konstruieren und reproduzieren sie die Geschlechtsordnung (vgl. LORBER 1999:78).

5.2 Gender als Rangordnung

Unter „doing gender“ wird die persistente Produktion und Reproduktion der Geschlechtlichkeit beschrieben. Durch die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit kommt es automatisch zu einer Hierarchisierung zwischen Mann und Frau, welche durch das tägliche Handeln entsteht und verfestigt wird:

„In der Interaktion zeigt sich bei genauerer Betrachtung vielmehr, dass wir Männlichkeit **als** Dominant, Weiblichkeit **als** Unterordnung symbolisch vollziehen. Damit wirken wir alltäglich bei der Fortschreibung patriarchaler Ungleichheiten mit“ (HAGEMANN-WHITE 1993 in KUTSCHINSKE 1999:23).

Wenn *gender* als Ordnungsprinzip bzw. Rangordnung beschrieben wird, dann stellt sich die Frage nach den hierarchischen Verhältnissen zwischen den Geschlechtern. In nahezu allen Lebensbereichen, sei es Wirtschaft, Politik oder Kultur, kommt es zu einer geschlechtsspezifischen Strukturierung und Hierarchisierung. Das asymmetrische Verhältnis der Geschlechterordnung wird durch die tägliche Praxis und Wiederholung weiter verfestigt und legitimiert (vgl. STEIN-HILBERS 2000:35). Dieses „Herrschaftsverhältnis mit gesamtgesellschaftlicher Reichweite“ (ebd. 2000:59) schafft Vorstellungen der unterschiedlichen Wertigkeiten von Mann und Frau, und die vorherrschenden Strukturen unserer Gesellschaft reproduzieren diese Arbeits- und Machtverteilung täglich aufs Neue (vgl. ebd. 2000:58f).

Gender als Rangordnung stellt den Mann über die Frau, und

„aus der Sicht der Gesellschaft aber ist gewöhnlich das eine *gender* das Maß aller Dinge, das normale, herrschende *gender*, und das andere das differierende, abweichende, beherrschte“ (LORBER 1999:79).

Die herrschende Kategorie gilt als das „Normale“, „Selbstverständliche“, als Sollzustand, welcher den hegemonialen Idealen entspricht und daher auch nicht hinterfragt wird (vgl. LORBER 1999:79).

Besonders deutlich wird diese Zuweisung von Mann und Frau und das „normale“ und „abweichende“ *gender* durch eine Beschreibung von EMCKE:

„Normen als Normen fallen uns nur auf, wenn wir ihnen nicht entsprechen, wenn wir nicht hineinpassen, ob wir es wollen oder nicht. Wer eine weiße Hautfarbe hat, hält die Kategorie Hautfarbe für irrelevant, weil im Leben eines Weißen in der westlichen Welt Hautfarbe irrelevant *ist*. Wer heterosexuell ist, hält die Kategorie sexuelle Orientierung für irrelevant, weil die eigene sexuelle Orientierung im Leben eines Heterosexuellen irrelevant sein *kann* (...)“ (EMCKE 2013:21).

Dieser Satz kann mit den Überlegungen von LORBER (1999) zusammengeführt werden: *Wer in der westlichen Welt als Mann geboren wird, hält die Kategorie ‚gender‘ für irrelevant, weil das Geschlecht in einer hegemonial patriarchalen Gesellschaft als Mann irrelevant ist.*

Dass das Geschlecht „Mann“ das Selbstverständliche ist und Frauen genau deswegen sehr stark in den Zusammenhang mit ihrer Geschlechtlichkeit gebracht werden, wird mit HARDINGS Worten deutlich: „When a woman enters a room, sex comes in, and when a black person enters a room, race comes in“ (zitiert in BRÜCKNER und MEYER 1994: 23). AkteurInnen werden aus „exklusiven Welten“ ausgeschlossen, wenn sie nicht über alle erwünschten Eigenschaften dieser Orte verfügen (vgl. BOURDIEU 1991:32). BOURDIEU (1991:32) beschreibt diese gefühlte Deplatzierung als „Erfahrung, der man sich immer aussetzt, wenn man einen Raum betritt, ohne alle Bedingungen zu erfüllen, die er stillschweigend von allen, die ihn okkupieren, voraussetzt“. So wurden Frauen beispielsweise historisch systematisch aus öffentlichen Räumen ausgeschlossen (vgl. Kapitel 7.1), und auch die heute aktuellen Angsträum-Debatten und die Vermeidungsstrategien, welche Frauen entwickeln, führen in gewisser Weise zu einem Ausschluss aus bestimmten Orten und Welten. Da Männer diese öffentlichen Räume okkupieren, erfüllen Frauen– im Sinne BOURDIEUS– nicht alle geschlechtsspezifischen männlichen Bedingungen, um diesen Ort ebenfalls einnehmen, oder ihn zumindest betreten zu können, ohne sich deplatziert zu fühlen. Diese Überlegungen lassen sich mit BUTLER in einem Satz zusammenfassen: „Identitätskategorien haben niemals nur einen deskriptiven, sondern immer auch einen normativen und damit ausschließenden Charakter“ (BUTLER 1993 in STRÜVER 2010:227).

5.3 Gewalt als Möglichkeit zur Herstellung sozialer (gender-) Ordnung

Gender allein ist schon eine Strukturkategorie, doch gibt es noch andere Parameter, welche die Geschlechterordnung beschreiben, strukturieren und hierarchisieren. Dazu zählt unter anderem auch Gewalt, welche nach Hanna ARENDT (1970) „eine Tätigkeit ist, mit der Ordnung hergestellt wird“ (in MEUSER 2002: 55). Gewalt hat einen ambivalenten Charakter, einerseits wird sie als Ordnungsproblem, andererseits jedoch auch als „Form sozialer Ordnung“ (ebd.) angesehen. Obwohl es natürlich auch Formen der weiblichen Gewalt gibt, wird hier besonders auf die männliche Gewalt als Charakteristikum des „doing masculinity“ Bezug genommen (vgl. MEUSER 2002: 54). Es gibt eine geschlechtsspezifische Dualität der Verletzungsmächtigkeit und der Verletzungsoffenheit. Durch die erlebte, erfahrene, alltäglich sich reproduzierende Geschlechterdifferenz sind Frauen für die männliche Verletzungsmächtigkeit „verfügbar“ (vgl. DACKWEILER, SCHÄFER 2002:13). BOURDIEU (1997 in MEUSER 2002: 64) beschreibt, dass sich Männlichkeit sozial konstruiert, indem sich diese durch Gewalt einerseits homosozial von anderen Männern, andererseits heterosozial von Frauen abgrenzen (doing masculinity). CONNELL (1987,2000 in MEUSER 2002: 64) rückt die heterosoziale Dimension stärker in den Vordergrund und beschreibt in seinem Konzept der hegemonialen Männlichkeiten „die doppelte Distinktions- und Dominanzstruktur von Männlichkeit“ (ebd.). „Gewalt im Geschlechterverhältnis“ (DACKWEILER, SCHÄFER 2002:15) zeichnet sich insbesondere durch die vorherrschende geschlechtsspezifische Hierarchie aus, indem die strukturell stärkere Person ihre Macht gezielt ausnutzt, um eine andere Person seelisch oder körperlich zu verletzen (vgl. ebd.).

6. Die Konstruktion von Raum und Geschlecht: Vergeschlechtlichte Räume, verräumte Körper¹

Unter der Annahme, dass sowohl *Raum* als auch *Geschlecht* sozial konstruiert sind und durch alltägliches Handeln produziert und reproduziert werden, verändern sich dieser beiden Kategorien auch laufend. Sieht man Raum „nur“ als soziale Ordnungskategorie (genauso wie das Geschlecht) an, so kann man von einem eindeutigen Paradigmenwechsel der Geographie sprechen: Es kommt zu einer Abwendung des (geo)deterministischen Container-Raums hin zu einer „handlungstheoretischen, geschlechtersensiblen Sozialwissenschaft“ (vgl. WASTL-WALTER 2010:33). Einerseits ist der Zusammenhang zwischen Raum und Geschlecht ein „relativ kurzfristiger

¹ Titel in Anlehnung an BAURIEDL et al. 2000

Herstellungs- und Zuweisungsprozess (RUHNE 2003:147), andererseits dürfen jedoch die historischen Konstitutions-Prozesse nicht außer Acht gelassen werden. Gerade für die Erklärung der beiden Dichotomien „öffentlicher Raum-privater Raum“ und „Mann-Frau“ sind die geschichtlichen Konstruktionsprozesse relevant (vgl. RUHNE 2003:147).

Menschen repräsentieren sich im Raum durch ihren Körper, und „die Beziehung zwischen dem Menschen und seiner Umwelt ist physisch durch die körperliche Erfahrung geprägt“ (WASTL-WALTER 2010:68). Auch die Rauman eignung hängt von den körperlichen Fähigkeiten und Eigenschaften, welche durch Fremd- und Eigenzuschreibungen erfolgen, maßgeblich ab. Alter, Geschlecht, Ethnie etc. werden durch die eigene Körperlichkeit von anderen erkannt, dementsprechend sind „gesellschaftliche Machtverhältnisse und Denkstrukturen“ (WASTL-WALTER 2010:68) zwar sozial konstruiert, aber trotzdem in den Körpern „eingeschrieben“ (vgl. ebd.).

Im Rahmen handlungstheoretischer und poststrukturalistischer Ansätze sind Räume nicht geschlechtsneutral:

„Raumwahrnehmung und Raumnutzung sind durch gesellschaftlich normierte Geschlechterrollen bedingt und geschlechtsspezifisches Verhalten wiederum wird durch die Raumstrukturen ermöglicht und begrenzt“ (BAURIEDL et al. 2010:10).

Sämtliche gesellschaftliche Praktiken „sind aus sich selbst heraus auch immer räumliche, und zwar auf allen Ebenen und an allen Orten, an denen menschliches Verhalten stattfindet“ (DEAR und WOLCH 1991:239). Sowohl die Kategorie *Raum* als auch die Kategorie *Geschlecht* werden durch gesellschaftliche Machtverhältnisse konstruiert, verfestigt und aufrecht erhalten (vgl. BAURIEDL et al. 2010:10f). Raumproduktion als auch die Raumnutzung werden daher „gesellschaftlich– und damit immer auch hegemonial – konstruiert und normiert“ (STRÜVER 2010:220). Nach MASSEY (2007) ist Raum „eine der Achsen, entlang derer wir die Welt erfahren und konzeptionalisieren“ (zitiert in Strüver 2010:232). Räume wirken identitätsstiftend, können geschlechtsspezifisches Handeln unterstützen oder einschränken, produzieren soziale Inklusion sowie Exklusion, und verleihen den „geschlechtlichen Hierarchisierungen Ausdruck“ (Bauhardt 2004:7). Soziale Prozesse konstruieren und reproduzieren Räume, und „ihre Zugänglichkeit, ihre Nutzung, ihre Aneignung sind geschlechtlich markiert“ (ebd.).

6.1. Männerräume – Frauenräume

Räume werden von Männern und Frauen unterschiedlich angeeignet und genutzt. Die nachfolgende Tabelle (Buchmüller 1993 in Sailer 2003:43) gibt einen Überblick über die unterschiedlichen Räume.

Räume der Männer		Räume der Frauen
Räume Flächen, Orte groß, weit, offen freier Raum	Raumdimension	Plätze Restflächen, Nischen klein, eng, geschlossen eingeschränkter Raum
Groß volle Bewegungsfreiheit	Raumradius	klein eingeschränkte Bewegungsfreiheit
Aktionsraum Fließraum Crescendo-Decrescendo-Raum fließender Raum integrierter Raum zusammenhängende Räume	Raumtyp	Warteraum Schwellenraum Staccato-Raum ruhender Raum ausgegrenzter Raum unzusammenhängende Räume
vielfältige Infrastruktur teuer großzügig	Raumeinrichtung	eingeschränkte Infrastruktur kostengünstig auf das Notwendige beschränkt
dominierend beherrschend zielorientiert	Raumnutzung	sich unterordnend hegend, pflegend wegorientiert
raumgreifend aktiv erobernd	Raumbeanspruchung	raumverteidigend passiv sich zurückziehend
angstfrei schnell	Raumerleben	mit Angstgefühlen verbunden langsam
Makroebene Vogelperspektive in Sequenzen	Raumwahrnehmung	Mikroebene Froschperspektive zusammenhängend

Tabelle 1: Räume der Männer/ Räume der Frauen (BUCHMÜLLER 1993 in SAILER 2003:43)

Es werden sehr viele unterschiedliche Facetten aufgelistet, welche deutlich den Unterschied zwischen der Raumnutzung, –Wahrnehmung und –Aneignung zwischen den Geschlechtern zeigt. So werden Männerräume beispielsweise als „Aktionsräume“ beschrieben, sie sind „groß, weit, offen“, die Raumnutzung ist „beherrschend“, die Raumbeanspruchung „raumgreifend, erobernd“ und das Raumerleben ist „angstfrei“. Im Gegensatz dazu sind die Frauenräume „Warteräume“, „klein, eng, geschlossen“, die Raumnutzung wird als „sich unterordnend“ beschrieben, die Raumbeanspruchung als „raumverteidigend, passiv“, und das Raumerleben schließlich als „mit Angstgefühlen verbunden“.

Geschlechterstereotype weisen trotz aktuellen Dekonstruktionsprozessen eine enorme Langlebigkeit auf und sind in den Köpfen der Menschen immer noch verankert. In heutzutage weiterhin existierenden Vorstellungen werden Frauen als hilflos, schutzbedürftig, emotional, loyal und gemeinschaftsliebend beschrieben, während Männer als physisch und mental kräftig, mutig und kreativ dargestellt werden. Diese Zuschreibungen sind an geschlechtsspezifische Verhaltenserwartungen gekoppelt, wodurch wiederum bestimmte Charaktereigenschaften (Frauen: sensibel, liebevoll, geduldig; Männer: niemals schwach oder emotional) dem vergeschlechtlichten Körper zugeschrieben werden (vgl. WASTL-WALTER 2010:70). Frauen haben es, aufgrund dieser Geschlechterstereotype, schwerer als Männer, den Raum in Besitz zu nehmen:

„Wenn jedoch das Körpererleben von Frauen zum einen dadurch geprägt ist, mit ihrem Körper möglichst wenig Raum einzunehmen, zum anderen der Körper gleichzeitig attraktiv sein soll, um den Weiblichkeitsvorstellungen zu entsprechen, und dabei unauffällig sein soll, um sexuelle Übergriffe zu verhindern, dann ist vorstellbar, dass die Inbesitznahme des Raumes für Frauen ungleich schwerer ist“ (LÖW 1997 in SAILER 2003:41).

6.2 Räume machen Körper- Körper machen Räume²

Besonders im Rahmen einer feministisch-poststrukturalistischen Perspektive lässt sich das Verhältnis und die Beziehung zwischen Räumen und Körpern gut darstellen. Beide Komponenten werden als gesellschaftlich konstruiert angenommen und stehen in einem „dynamischen Wechselverhältnis“ (BAURIEDL et al. 2000:130) zueinander. Es ist daher nicht zielführend, *Körper* und *Raum* ausschließlich getrennt voneinander zu betrachten. BAURIEDL et al. (2000:132) beschreiben eindrucksvoll die Ähnlichkeiten der Konstruktionsmechanismen von *Körper* und *Raum*, welche theoretisch besonders von BUTLER (1997) und BOURDIEU (1982; 1991) geprägt sind:

² Titel in Anlehnung an STRÜVER 2010

- Körper als auch Räume werden als etwas „Natürliches“ angesehen, Körper dabei als biologisch-organisch, Räume als physisch-materiell.
- Körper als auch Räume sind „materielles Abbild gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse“.
- Gesellschaftliche Prozesse werden in Körper einverleibt, in Räume eingeschrieben.
- Körper als auch Räume sind „Austragungsort gesellschaftlicher Machtverhältnisse“.
- Körper als auch Räume sind „materialisierte Effekte gesellschaftlicher Diskurse und Machtformationen“
- Körper als auch Räume sind „ein Prozess, in dem die regulierenden Normen den Körpern/den Räumen in Form von Wiederholungen und Variationen materialisieren“.
- Körper als auch Räume „erweisen sich als Zeichen, die Bedeutungen inszenieren und Wirklichkeiten konstituieren“ (BAURIEDL et al. 2000:132)

Die Konstituierung von Körpern und Räumen erfolgt auf zwei Ebenen, jenen der Eigen- und der Fremdwahrnehmung.

Die Fremdwahrnehmung beruht auf der Wahrnehmung und Interpretation sowohl anderer Menschen als auch Räume auf der Basis von gesellschaftlichen Codes, Zeichen sowie äußeren Merkmalen (Hautfarbe, Körperformen, Stimme, etc.). Diese Kategorisierung ist wichtig für die Orientierung im alltäglichen gesellschaftlichen Leben, führt jedoch auch dazu, dass bestimmte Zuschreibungen reproduziert und verfestigt werden. In diskursiven Praktiken werden Körper als auch Räume „symbolisch besetzt“ (BAURIEDL et al. 2000:133), wie im Falle von Parks oder Unterführungen, welche in der Folge zu „Angsträumen“ werden. Gesellschaftlich konstruierte Normen, die jedoch als „natürlich“ angesehen und dementsprechend nicht oder nur kaum reflektiert werden, führen dadurch auch zu „gesellschaftlichen Ein- und Ausschlusspraktiken“ (ebd.), welche in Verbindung mit einer Regulation des Raumes und dessen Aneignung steht. Körper und Räume sind dementsprechend auch „Orte der Normierung und Disziplinierung“ (ebd.), da bestimmte Räume nur für bestimmte Gruppen bestimmt sind, und anderen verwehrt bleiben (vgl. ebd.).

Die Eigenwahrnehmung bestimmt, wie sich Menschen selbst sehen und wahrnehmen. Dabei hat der Körper eine wichtige Rolle bei der Entstehung von Subjektivität („verkörperte Subjektivität“). Nicht nur das Subjekt selbst, sondern auch die Außenwelt ist maßgeblich an der „Ausformung und Repräsentation der Körper“ (BAURIEDL et al. 2000:134)

beteiligt, da die Eigenwahrnehmung auch von „äußeren Wissensbeständen“ (ebd.) geprägt ist. Gesellschaftlich wird von einer Gleichheit der Fremd- und Eigenwahrnehmung ausgegangen. BAURIEDL et al. (2000:134) bringen ein Beispiel, wann diese Wahrnehmungen nicht übereinstimmen, nämlich bei (chronischen) Krankheiten. Sie erklären diesen Sachverhalt am Beispiel von Brustamputationen aufgrund von Brustkrebs bei Frauen und der sich dadurch ändernden Fremd- und Eigenwahrnehmung. In unserer Gesellschaft gilt Krankheit als Tabu, und ein kranker Körper als „Abweichung“. Durch die „Entweiblichung“ (ebd.) des Körpers durch eine Brustamputation und der dadurch gefühlten „Nichtzugehörigkeit“ (ebd.) zu der Welt der Gesunden ändert sich auch die Raumaneignung. Durch das Verbergenwollen des Krebs ist es schwer, „sich alltägliche Räume anzueignen, sich den eigenen Wünschen und Bedürfnissen entsprechend zu bewegen und sich der Persönlichkeit entsprechend sichtbar zu machen“ (BAURIEDL et al. 2000:134). Eine andere Möglichkeit ist es, mit der Krankheit offen an der Öffentlichkeit umzugehen, in diesem Fall wird der Raum wiederum in einer anderen Weise angeeignet und neu besetzt. Zusammenfassend entscheidet das „individuelle Körperbewusstsein“ (ebd. 2000:134f) darüber, wie mit gesellschaftlichen Praktiken umgegangen und in weiterer Folge Raum angeeignet wird (vgl. ebd.). Auch STRÜVER (2010:218) stellt fest, dass sich der Körperkult in postmodernen Gesellschaftsordnungen „weit über das individuelle Wohlbefinden hinaus“ erstreckt und Gefühle wie beispielsweise Wohlfühlen/Unwohlfühlen nicht mehr rein autonom, sondern gesellschaftlich und zum Teil auch räumlich entstehen.

Nicht vernachlässigt werden darf die Zusammenführung von Fremd- und Eigenwahrnehmung, da diese voneinander abhängig sind und sich wechselseitig bedingen. An Körpern, Subjekten und Orten wird die Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen sichtbar, welche sich jedoch durch ihre Dynamik im Laufe der Zeit auch verändern können. In poststrukturalistischen Ansätzen werden die Konstruktionsprozesse und –bedingungen dieser Kategorien analysiert und dekonstruiert. Werden Körper in „geographische Raumkonzeptionen“ (BAURIEDL et al. 2000:136) einbezogen, eröffnen sich dadurch neue „Betrachtungs- und Analyseebenen“ (ebd.), durch welche „die Organisation und wechselseitige Konstituiertheit räumlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse und Prozesse“ (ebd.) verstanden und interpretiert werden können (vgl. BAURIEDL et al. 2000:135f). Im Hinblick auf die Konstruktion von (Un)Sicherheits- und Angsträumen können diese einerseits als „Produkt“, andererseits jedoch auch als „produzierendes bzw. strukturgebendes Moment“ in einem „wechselseitigen, von Machtbeziehungen bestimmten Konstruktions- und Konstitutionsgefüges von Raum und Geschlecht“ (RUHNE 2003:164) angesehen werden.

7. Öffentlicher versus privater Raum

Allgemein werden unter öffentlichen Räumen „Straßen, Plätze, Parks sowie Orte sogenannter sozialer Infrastruktur“ (STURM 1997 in RUHNE 2003:86) bezeichnet, während als privater Raum die Wohnungen und Häuser „als Ort familiärer Lebensgestaltung“ (RUHNE 2003:86) gelten. Diese Definition bezieht sich vor allem auf den *Container-Raum*, da hier die Dualität auf physisch-materiellen Gegebenheiten beruht. Unter der Annahme einer sozialen Raumkonstruktion bilden „gesellschaftliche Praktiken“ (ebd.) den Raum heraus, indem sie ihn mit „Atmosphäre, Diskurs, Handeln“ (ebd.) füllen. Öffentliche Räume werden oft mit Begriffen wie Vielfalt, freie Zugänglichkeit, Inklusion, Partizipation, freie Meinungsäußerung (vgl. WUCHERPFENNIG 2010:49) sowie Zugang zu Informationen, Repräsentativität, Anerkennung (vgl. WASTL-WALTER 2010:125) etc. verbunden, während private Räume gegenteilige Assoziationen wie Rückzugsort, Erholung, Reproduktion, Sicherheit etc. hervorrufen.

7.1 Die Entwicklung des öffentlichen und privaten Raums

Tatsächlich hat sich die Dualität von Öffentlichkeit und Privatheit erst im 18. und 19. Jahrhundert entwickelt. In der vorindustriellen Stadt des 18. Jahrhunderts verschwammen die öffentlichen und privaten Sphären, das Haus selbst stellte nicht wie heute diese Grenze dar, und innerhalb der eigenen vier Wände waren Funktionen der Produktion und Reproduktion vermischt und nicht voneinander getrennt. Die Straße selbst war Aufenthalts- und Arbeitsort gleichermaßen. Erst mit dem Aufkommen der Trennung von außerhäuslicher Erwerbsarbeit und unbezahlter Heimarbeit und der damit einhergehenden geschlechtsspezifischen Zuordnung entwickelte sich der starke Kontrast zwischen Öffentlichkeit und Privatheit (vgl. WUCHERPFENNIG 2010:48f, EHALT 1991:162ff, WASTL-WALTER 2010:128f). Die Straße gehörte nicht mehr zum Haus dazu, und das Haus war nicht mehr für die Öffentlichkeit zugänglich. Außerdem bildete sich im privaten Raum eine „Sphäre der Intimität“ (ARENDT 1992 in RUHNE 2003:88) heraus, aus der Menschen, die nicht direkt zu der Familie gehörten, ausgeschlossen wurden (vgl. RUHNE 2003:88f). Der öffentliche Raum wird nun als „Erwerbs- und Produktionsbereich“, der private Raum als „Reproduktionsbereich“ angesehen (vgl. ebd.). Dadurch kam es nicht nur zu einer „Trennung des ‚materiellen Substrats‘ räumlicher Strukturen“ (RUHNE 2003:89), sondern auch zu einer Differenzierung der „Interaktions- und Handlungsstrukturen, normativen Regelungen (...) und Symboliken“ (ebd.). Der öffentliche Raum wird nun als „Kampf“ beschrieben, als „geräuschvoll, feindlich“ (ebd.), in dem insbesondere Männer dem Erwerbs- und Staatsleben nachgingen. Im Gegensatz dazu bildete der private Bereich

einen Rückzugsort vor der lauten Welt „draußen“, eine „häusliche Glückseligkeit“ (ebd.), mit einer Frau, die den Mann umsorgt, es herrschte „häuslicher Frieden“ (ebd.). Die beiden Sphären öffentlich – privat waren und sind daher sozial stark aufgeladen und bestimmten damals wie heute das „gesellschaftliche Alltagsleben“ (vgl. ebd.): Männer bewegten sich im öffentlichen Raum, welcher in Zusammenhang mit Besitz und Bildung stand, während Frauen ins Private gedrängt wurden und sich nun um Haushalt und Kinder kümmerten. Dadurch kam es zu einem „normativen Ausschluss von Frauen aus der Öffentlichkeit“ (WUCHERPFENNIG 2010:49) und zu einer Herausbildung von Männer- und Frauenräumen: Der Straßenraum war von den Männern dominiert und verlor für die Frauen, die in den privaten Bereich gedrängt wurden, die Funktion des Kommunikations- und Lebensraumes (vgl. WUCHERPFENNIG 2010:48f, EHALT 1991:162ff, WASTL-WALTER 2010:128f). Das Geschlecht wirkt von nun an als „sozialer Platzanweiser“ in einem „verwobenen Komplex von Konstruktionen, Symbolisierungen, Eigensinnigkeiten und materiellen Verteilungskämpfen“ (BAUHARDT 2004:7).

ERNST (2008:76) stellt die These auf, dass die Aufteilung des Raumes in öffentlich und privat in der Stadt am besten sichtbar wird, und dass diese Aufteilung geschlechtsspezifischen Zuschreibungen folgt. Diese sind jedoch nicht andauernd und festgeschrieben, sondern verändern sich dynamisch im Laufe der Zeit. Für Männer ist die Nutzung der öffentlichen Räume selbstverständlich, während deren Nutzung von Frauen oft als „Bedrohung patriarchaler Ordnung“ (ebd.) angesehen wird. Daher betrachtet ERNST Städte als ideale Orte zur Regulierung sozialer Ordnungen, die jedoch von den dort lebenden Menschen auch durchkreuzt und überschritten werden können. ERNST bezieht sich in ihren Argumentationen auf WILSON (1993), welche in ihrer Studie „Begegnung mit der Sphinx. Stadtleben, Chaos und Frauen“ die Stadt als Bedrohung der Vorherrschaft für den Mann ansieht: In Städten ist die individuelle Freiheit der Frauen möglich, und daher die patriarchale Gesellschaftsordnung bedroht.

Im 19. Jahrhundert kam es zu großen Wanderungsbewegungen in die Stadt, da es hier sichere Arbeit gab. Für viele Frauen war die Prostitution jedoch die einzige Verdienstmöglichkeit, welche von den Männern auch genutzt wurde. ERNST sah viele Ehen zu dieser Zeit als „geschäftliche Partnerschaften“ (ERNST 2008:79ff) an und spricht hier von einer Doppelmoral: Männern konnten ihre sexuellen Bedürfnisse außerhalb der Ehe im öffentlichen Stadtraum befriedigen, ohne jedoch ihr Ansehen dadurch zu verlieren. Die Ehefrauen wurden aus der Öffentlichkeit verbannt, da sie ihre Ehre nur erhalten konnten, in dem sie jene Räume, in denen die „ehrlosen Frauen“ mit ihren Ehemännern verkehrten, mieden (vgl. ebd.). Doch kam es nicht nur zu einer Selbsteinschränkung des Zugangs zum öffentlichen Raum durch die Frauen, sondern auch zu einer von Politik und

Ordnungsorganen bestimmten Ausgrenzung: In Städten im 18. und 19. Jahrhundert wurden Ausgehbeschränkungen für Frauen durchgesetzt, um die durch die Prostitution gefährdete Sittlichkeit wieder herzustellen. Dieses Phänomen hatte durchaus auch einen räumlichen Bezug, da alle Frauen, die sich bei Dunkelheit in öffentlichen Räumen aufhielten, der Prostitution verdächtig wurden. Das Ausgehverbot wurde jedoch insbesondere von Frauen niedriger sozialer Schichten nicht eingehalten. Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts kam es zu einem sprachlichen Wandel vom *Ausgehverbot* zum *Anstandsgebot*. Frauen galten nun im öffentlichen Raum als „gefährdet“, und sollten diese Orte daher meiden, um sich erst gar nicht in Gefahr zu begeben. In Zuge dessen wurden auch die geschlechtsspezifischen Stereotypen der schwachen, schutzbedürftigen Frau und des starken, schützenden Mannes verhärtet, ebenso die Dichotomie „feindlicher, öffentlicher Raum“ und „friedlicher, privater Raum“ (ebd.). Die Unsicherheits- und Angstgefühle bewirken nun eine Selbst- als auch eine durch Außenstehende begründete Ausgrenzung der Frauen aus dem öffentlichen Raum (vgl. RUHNE 2003:172-184). ERNST beschreibt in ihren Schlussfolgerungen, dass diese Konstruktion des öffentlichen Stadtraumes, begleitet durch „ökonomische Bedingungen, viktorianische Gesellschaftsordnungen und moralische Vorstellungen von sexueller Enthaltsamkeit als weibliche Ehre“ (ERNST 2008:82) die Vorstellung der freien sexuellen Verfügbarkeit der Frauen für Männer konstruierte und diese heute immer noch „Bestandteil europäischer Geschlechterideologie“ (ebd.) ist.

Zusammenfassend ist erkennbar, dass bürgerliche Gesellschaftsordnungen „stark auf sexuellen Normen aufbauen“ (ebd. 2008:83) und diese in öffentlichen und privaten Räume auf vielfältige Weise immer wieder neu konstruiert, rekonstruiert und verfestigt werden (vgl. ebd. 2008:79-82). Durch den Dualismus dieser patriarchalen Raumstrukturen wird „die Geschlechterordnung als heterosexuelle Norm zum Funktionieren gebracht“ (ebd. 2008:86). Öffentliche und private Räume werden durch „hierarchisch strukturierter sozialer Machtverhältnisse“ (ebd.) geschaffen und erkämpft, und sie werden bestimmten Personen und Gruppen zugesprochen, abgesprochen und/oder entzogen. Durch gezielte Raumordnung werden diese sozialen und „symbolischen“ Strukturen fixiert, erweitert oder beschränkt (vgl. ebd. 2008:89f). Insgesamt lässt sich daher eine soziale Konstruktion von öffentlichem und privatem Raum sowie von Männlichkeit und Weiblichkeit erkennen, deren komplexe historische Entstehungsprozesse relevant für das heutige Verständnis von Angst- und (Un)Sicherheitsräumen sind (vgl. RUHNE 2003:87; 183).

Seit dem Ende der 1970er Jahre wird dieser Dualismus von feministischen Wissenschaften kritisiert und als Ergebnis von gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen verstanden, welche durch die Trennung von privatem und öffentlichem Raum und den damit entstehenden Platzzuweisungen konstruiert und konstituiert werden und bis heute sozial und gesellschaftlich sehr wirkungsmächtig sind (vgl. WUCHERPFENNIG 2010:49). Die Dichotomie öffentlich-privat wird von HAUSEN (1992 in RUHNE 2003:91) als „fundamentales gesellschaftliches Ordnungsprogramm“ angesehen, da die Begriffe öffentlich – privat auch teilweise heute noch mit dem Dualismus männlich – weiblich verknüpft sind: Die Frauen wurden (und werden) dem privaten Bereich, die Männer dem außerhäuslichen Bereich zugeordnet, die Trennung erfolgt hier, historisch und gesellschaftlich bestimmt, „entlang der Geschlechterrollen“ (RUHNE 2003:91). Daher sind die beiden Dichotomien „öffentlicher/privater Raum“ und „biologisches Geschlecht („sex“)" eng miteinander verwoben und beeinflusst(en) stark das Alltagsleben der jeweiligen Gruppe. Da der öffentliche Raum als „laut“, „hart und unerbittlich“, als „Kampf um das Dasein“ (RUHNE 2003:92), etc. beschrieben wird, werden den in diesem Raum handelnden Personen, den Männern, auch gewisse Charaktereigenschaften wie „stark, kühn und unternehmend“ (ebd.) zugeschrieben, welche in einem weiteren Prozess schließlich als „Natur des Mannes“ (ebd.) angesehen werden. Im Gegensatz dazu hütet die Frau das Heim und muss sich daher nicht in den „Kampf“ des öffentlichen Raumes wagen. Dadurch bildet sich auch eine „Natur der Frau“ (ebd.) heraus, welche mit Attributen wie „schwach, furchtsam und sorgend“ (ebd.) umschrieben werden kann (vgl. ebd.). Durch die Herausbildung des öffentlichen und privaten Raumen kommt es daher auch zu einer immer stärker werdenden geschlechtsspezifischen Trennung und einer daraus folgenden zweigeschlechtlichen Geschlechterordnung.

Durch diese Zuschreibungen und Herausbildungen von Geschlechterhierarchien kommt es, wie schon beschrieben, zu einer Ausgrenzung der Frau aus dem öffentlichen Bereich. Während Männer beide Sphären nutzen, wird der Frau lediglich der private Bereich zugeschrieben (vgl. RUHNE 2003:92). Zwar erkämpften sich die Frauen in den letzten Jahrzehnten, vorangetrieben von den beiden Frauenbewegungen, unterschiedliche Bereiche des öffentlichen Lebens zurück, jedoch steht und stand dieser Prozess teilweise unter massivem Widerstand der Männer, welche ihre historisch gewachsenen Territorien nicht aufgeben woll(t)en (vgl. EHALT 1991:166). Ist ein Raum einmal von bestimmten Personen (in diesem Fall Männern) besetzt, so wird er anderen Personen (Frauen) vor-enthalten, deren Zugriff auf diesen Raum wird damit eingeschränkt.

Diese Macht- und Herrschaftsstrukturen zeigen die geschlechtsspezifische Raumanneignung und -nutzung (vgl. WASTL-WALTER 2010:130). Diese geschlechtsspezifische Zuschreibung der öffentlichen und privaten Räume muss als „wichtiger Hintergrund der Problematik des (Un)Sicherheits im öffentlichen Raum“ angesehen werden (vgl. RUHNE 2003:92). Im Zuge der Frauenbewegungen wurden Räume für Frauen gefordert, in denen sich diese ungehindert bewegen können, sowie ein aktives Mitwirken an der Stadtplanung (vgl. WASTL-WALTER 2010:130).

7.2 Die geschlechtsspezifische Aneignung öffentlicher Räume

Der den verschiedenen Personen(gruppen) zugewiesene Raum, über den diese verfügen können, bestimmt auch die Größe ihrer realen Macht. BOURDIEU (1991:26f) beschreibt diesen Zusammenhang folgendermaßen:

„Daraus folgt, dass der von einem Akteur eingenommene Ort und sein Platz im angeeigneten physischen Raum hervorragende Indikatoren für seine Stellung im sozialen Raum abgeben. (...) In einer hierarchisierten Gesellschaft gibt es keinen Raum, der nicht hierarchisiert ist und nicht die Hierarchien und sozialen Distanzen zum Ausdruck bringt, (...) erstellt und verschleiert durch den Naturalisierungseffekt, den die dauerhafte Einschreibung der sozialen Realitäten in die physische Welt hervorruft: Aus sozialer Logik geschaffene Unterschiede können dergestalt den Schein vermitteln, aus der Natur der Dinge hervorzugehen“.

Der eingenommene Platz im physischen Raum eines Akteurs kann als Indikator für seine „Stellung im sozialen Raum“ (BOURDIEU 1991:26) angesehen werden. Wenn man Raum „hat“, kann man hier etwas machen – handeln, sprechen, entscheiden. Wird man jedoch an den Rand gedrängt, bedeutet dies Machtverlust (vgl. KAIL 1991:77). Auch SPITTHÖFER (1990 in RUHNE 2003:149) beschreibt diesen Zusammenhang zwischen Macht und Raum: „Macht haben und Raum haben [stehen] in der Regel in engem Zusammenhang miteinander“.

Es ist nicht nur eine geschlechtsspezifische Raumanneignung, sondern auch ein geschlechtsspezifisches Verhalten im öffentlichen Raum ersichtlich: Während sich Männern den öffentlichen Raum als „Freiraum“ angeeignet haben, bewegen sich Frauen wesentlich zweckgebundener. Indem sie ihren Verpflichtungen nachgehen (z.B. Einkauf), legitimieren sie soziale Kontakte außerhalb des privaten Raumes (vgl. BECKER 2008:68f). Oftmals wird in der Literatur erwähnt, dass Frauen in ihrer Mobilität durch die vorherrschenden patriarchalen Strukturen und durch die daraus folgende Entstehung von Unsicherheiten im öffentlichen Raum eingeschränkt sind bzw. sich selbst diesbezüglich einschränken (vgl. RUHNE 2003:97). TRESKE et al. (1990:13) sprechen in diesem

Zusammenhang davon, dass sich viele Frauen „schnell und unauffällig“ von einem Ort zum anderen bewegen, da sie sich „bedroht“ fühlen. Ebenso gibt es bestimmte Räume, die bei Dunkelheit „völlig gemieden“ werden, hier nennen TRESKE et al. (1990:14) „Grünbereiche (...), Unterführungen, Tiefgaragen, Parkhäuser, Gewerbegebiete und andere monostrukturierte Räume“.

Daher wird diese Thematik auch als „gesamtgesellschaftliche Problematik“ (SACHSE und BERGMANN O.J. in RUHNE 2003:97) betrachtet, welche mit Forderungen zu Maßnahmen zur Überwindung dieser Unsicherheiten stehen.

CHOMBART DE LAUWE (1977 in TRESKE et al 1990:11) definiert *Raumaneignung* als

„das Resultat der Möglichkeiten, sich im Raum frei bewegen, sich entspannen, ihn besitzen zu können, etwas empfinden, bewundern, träumen, etwas kennen lernen, etwas den eigenen Wünschen, Ansprüchen, Erwartungen und konkreten Vorstellungen gemäÙes tun und hervorbringen zu können“.

Der öffentliche Raum, obwohl er theoretisch allen Menschen offen steht, wurde und ist von den Männern „stärker angeeignet“ (TRESKE et al. 1990:12) als von den Frauen.

TRESKE et al. (1990:12) beschreiben den städtischen, öffentlichen Raum als „Raum von Männern für Männer“, währenddessen Frauen nur eine „nutzungsgebundene, zeitlich und räumlich begrenzte und genau definierte Aufenthaltserlaubnis“ (ebd.) besitzen. Dies wird anhand einiger Beispiele deutlich: Frauen sind bestimmte *Zwänge* auferlegt, durch die sie sich nicht frei bewegen können (Verhaltens- und Aussehensnormen, Arbeitsteilung, räumliche Einschränkungen durch Einkaufstaschen und Kinderwägen, etc.), sie sich an nur sehr wenigen Orten wirklich *entspannen* können, und sie außerdem keine Orte *besitzen*, an denen sie uneingeschränkt jene Tätigkeiten, die CHOMBART DE LAUWE beschreibt, ausüben können (vgl. TRESKE et al. 1990:12).

7.3 Öffentliche, halböffentliche und private Räume

MEYER (1999) definiert öffentliche Räume u.a. mit einer „uneingeschränkten Zugänglichkeit“ sowie „keiner individuellen Verfügungsmacht“ (MEYER 1999 in SAILER 2003:26), und SAILER vergleicht Theorien von HABERMAS und ARENDT und kommt zu dem Schluss, dass öffentliche Räume- als ein wesentliches Merkmal- „für alle zugänglich“ (SAILER 2003:26) sein müssen.

Sie folgert daraus, dass unter diesem Kriterium nicht alle öffentlichen Räume dieser Definition entsprechen:

„Auch wenn etwa Frauen (...) Angst im öffentlichen Raum haben, ist er ihnen eigentlich nicht zugänglich, damit nicht öffentlich. Denn Zugänglichkeit setzt meines Erachtens Folgenlosigkeit und Unversehrtheit für Freiheit, Leib und Leben voraus (...)“ (SAILER 2003:27).

An diesem Beispiel wird sichtbar, dass es schwierig ist, eindeutige Definitionen für den öffentlichen Raum zu finden, die sich im Rahmen der Angstraumkonstruktion anwenden lassen.

Im Zuge dieser Arbeit werden unter „öffentlichem Raum“ nun sämtliche Orte und Räume außerhalb des privaten Wohnbereichs verstanden, wobei in der Literatur auch immer wieder von halböffentlichen Räumen die Rede ist. Diese Bezeichnung dient baulich abgegrenzten Orten, die sich einerseits in der direkten Wohnumgebung befinden (Stiegenhäuser, Gärten, etc.), andererseits auch zu einer Bildung eines sozialen Gruppengefühls aufgrund der Abgeschlossenheit des Raumes führen können (beispielsweise in Geschäften, Kinderspielplätzen, etc.). Die soziale Kontrolle ist in diesen halböffentlichen Räumen meistens nicht nur gegeben, sondern auch in einem stärkeren Maß ausgeprägt als im öffentlichen Raum, da dieser insbesondere in Großstädten durch „starke individuelle Isolierung, geringe soziale Gruppenbildung und damit auch geringere gemeinschaftliche Sozialkontrolle“ (AUFHAUSER et al. 1991:24) geprägt ist, und dementsprechend Hilferufe leichter ignoriert werden (können). Zwischen und innerhalb der verschiedenen Räume kommt es zu unterschiedlichen „Zugangs-, Verhaltens- und Verdrängungsmechanismen“ (ebd. 1991:25), wobei die Schwächeren (zumeist die Frauen) aus verschiedenen Orten ausgeschlossen werden. Abschließend muss noch gesagt werden, dass die Trennung zwischen öffentlichen, halböffentlichen und privaten Räumen keiner gesetzmäßigen Grenzziehung unterliegt, und dass diese Grenzen je nach der Raumnutzung auch verschwimmen können (ebd. 1991:23f).

8. Angsträume

FRAUEN haben ANGST im RAUM
RAUM macht FRAUEN ANGST
ANGST nimmt FRAUEN RAUM
Wem gehört der RAUM?
Wo sind die FRAUEN?
Warum haben sie ANGST?
FRAUEN,
lasst von der ANGST,
nehmt euch den RAUM!

Verändert nach: TRESKE et al. (1990:10)

8.1 Sicherheit und Angst

„Sicherheit“ ist laut Duden der „Zustand des Sicherseins, Geschütztseins vor Gefahr oder Schaden; höchstmögliches Freisein von Gefährdungen“ (duden.de). Es ist ein „Grundgefühl des Menschen“ (wissen.de in SAILER 2003:11), und eines der wichtigsten Bedürfnisse, da es die Basis für „jegliche persönliche Entfaltungsmöglichkeiten“ (KAPPELLER 2001 in SAILER 2003:12) darstellt. Das Verlangen als auch das Gefühl von Sicherheit sind subjektiv, und unter anderem vom eigenen Selbstvertrauen, der körperlichen Verfassung, dem subjektiven Bild der Wirklichkeit, den normativen, gesellschaftlich verankerten Werten („Nachts gehört eine anständige Frau nicht auf die Straße“ – SAILER 2003:12), etc. abhängig. Jeder Mensch besitzt ein Sicherheitsbedürfnis, dennoch gibt es geschlechts- und altersspezifische Unterschiede: Frauen haben größere Angst davor, Opfer eines sexuellen Übergriffs zu werden, während ältere Personen den TäterInnen körperlich unterlegen sind (vgl. SAILER 2003:12). Daher kann Sicherheit niemals als „neutral“ angesehen werden. Die subjektive, gefühlte Sicherheit ist von „einer Person, deren Geschlecht, psychischer Verfassung, Erfahrungen und Einschätzungen“ (SAILER 2003:13) abhängig, während die objektive, „tatsächliche“ Sicherheit zum Beispiel in Kriminalstatistiken messbar und sichtbar wird (vgl. SAILER 2003:13).

Die Antagonisten der Sicherheit sind „Unsicherheit, Angst und Bedrohung“ (SAILER 2003:12). Angst ist eine menschliche „Warn- und Schutzfunktion“ (VAAS 2000), welche bei Bedrohungen als auch bei der bloßen Vorstellung derselben auftritt (vgl. VAAS 2000). Man kann unterschiedliche Arten der Angst unterscheiden: Sie kann konkret oder diffus sein, allgemein oder spezifisch, sie kann plötzlich auftreten oder ständig im Hintergrund mitlaufen, sie kann begründet oder auch unvermittelt auftreten (vgl. SAILER 2003:45).

Sie ist in allen menschlichen Lebensbereichen präsent und führt zur Flucht und/oder zur „aktiven oder passiven Vermeidung von Situationen“ (VAAS 2000).

Eine Form der Angst ist die Kriminalitätsfurcht. Sie wird definiert als die „affektive persönliche Furcht des Einzelnen vor Kriminalität im eigenen Wohnviertel“ (BÖSEBECK 2001 in SAILER 2003:46) und ist weniger von rationalen Überlegungen, als von Emotionen abhängig. Der Grad der Vulnerabilität, sprich der Verwundbarkeit, steht in enger Beziehung mit der Kriminalitätsfurcht, und bezieht Alter, Geschlecht, Sozialisation sowie das Selbstvertrauen, sich gegen eine Tat wehren zu können, mit ein (vgl. SAILER 2003:46).

Jeder Mensch wiegt sich gerne in Sicherheit, dennoch ist dieses Gefühl nicht immer gegeben. Insbesondere im öffentlichen Raum kann es zu Situationen kommen, in denen die Unsicherheit bzw. Angst überwiegt. Sie kann sogar so groß werden, dass bestimmte Orte gemieden und Strategien zur Angstbekämpfung überlegt werden. In dieser Arbeit wird die Angst und Unsicherheit im öffentlichen Raum behandelt, von der insbesondere Frauen betroffen sind. Im Folgenden wird auf verschiedene Gründe der Angstraumkonstruktion eingegangen, sowie Lösungsstrategien aufgezeigt.

8.2 Die Konstruktion von Angsträumen

Durch die soziale Konstruktion von *Raum* spiegeln Räume als auch ihre Nutzung gesellschaftliche Verhältnisse wieder. Das Thema „Angstraum“ zählt in der Geographie zu einem der Beispiele, an dem sichtbar wird, dass sich die Nutzung von Räumen geschlechtsspezifisch unterscheidet (vgl. KUTSCHINSKE UND MEIER 2000:144). In der Literatur findet sich dieses Thema, sobald es um die Beziehung „Frau“ und „Raum“ geht. KUTSCHINSKE UND MEIER (2000:138) definieren Angsträume als

„Orte im öffentlichen Raum (...), an denen Frauen Angst haben, Opfer einer Gewalttat– in erster Linie einer Vergewaltigung– zu werden, wenn sie –vor allen Dingen nachts– ohne Begleitung unterwegs sind“.

Parks, Tiefgaragen, einsame Straßen, Haltestellen für öffentliche Verkehrsmittel etc. werden oft als typische Angsträume genannt. Studien zufolge haben 75% der Frauen Angst, wenn sie alleine in der Dunkelheit unterwegs sind, in Großstädten beläuft sich der Anteil sogar auf 85% (vgl. KUTSCHINSKE UND MEIER 2000:138).

8.2.1 Das Paradoxon der Angst im öffentlichen und privaten Raum

Durch die hierarchischen Geschlechterverhältnisse und die öffentlichen Diskurse entsteht der Eindruck, dass es spezifische öffentliche Orte und Räume sind, welche für die Frauen eine Gefahr darstellen (vgl. WUCHERPFENNIG 2010:52). Auch in der Sicherheitspolitik und in der Gesellschaft wird der öffentliche Raum als unsicher und gefährlich angesehen, während der private Raum mit Gefühlen wie Sicherheit und Geborgenheit assoziiert wird (vgl. BECKER 2000: 49f). Studien zeigen jedoch, dass der Großteil der körperlichen und sexualisierten Gewalt gegen Frauen im häuslichen, privaten Umfeld stattfindet (vgl. WUCHERPFENNIG 2010:52). Des Weiteren kennt die Mehrheit der Frauen die Täter. Gemäß einer Studie aus Deutschland aus dem Jahr 1998 waren, bezogen auf die sexualisierte Gewalt, ~92% der Opfer weiblich, und ~50% der Frauen waren Opfer von Verwandten oder Bekannten, in nur 30% der Fälle gab es keine Vorbeziehung zu dem Täter (vgl. BECKER 2000:54f). Die Ergebnisse decken sich mit einer deutschen Studie aus dem Jahr 2004, aus der hervor ging, dass 40% aller Frauen zwischen ihrem 16. und 18. Lebensjahr körperliche und/oder sexuelle Gewalt erlebten, wovon nur 14% den Täter nicht kannten (vgl. BECKER 2008:63). Eine 1999 erschienene Studie aus der Schweiz zeigt, wie „normal“ Gewalt gegen Frauen ist: Von den 70 befragten Frauen gab es keine einzige, welche noch nie Erfahrungen mit „Übergriffen irgendwelcher Art“ gemacht hatte (vgl. MEYER 1999 in SAILER 2003:37). Den Sicherheitsberichten (Berichte der Bundesregierung über die innere Sicherheit in Österreich) zufolge gab es in Österreich im Jahr 2010 insgesamt 648 „wegen strafbarer Handlung gegen die sexuelle Integrität und Selbstbestimmung verurteilte Personen“, 116 davon wegen Vergewaltigung (§ 201 StGB), 69 wegen sexueller Belästigung und öffentlicher geschlechtlicher Handlungen (§ 218 StGB). Eine Auswertung der Durchschnittswerte der Vergewaltigungen zwischen 2008-2010 ergab folgende Opfer-Täter³-Beziehung: Der größte Anteil, nämlich 39,6%, kannte den Täter aus seiner Bekanntschaft, 31,6% der Vergewaltigungen erfolgte in einer familiären Beziehung, und nur 9,8% der Opfer hatten zu dem Täter gar keine Beziehung (vgl. HALLER 2011:67,69). Bei diesen Daten muss noch dazu berücksichtigt werden, dass die Dunkelziffer der sexualisierten Gewalt von Familienangehörigen um einiges höher liegt, diese Fälle aber seltener zur Anzeige gebracht werden.

Für die Frauen lässt sich daher ein Paradoxon erkennen: Für sie ist der private Raum, der oft mit Sicherheit, Rückzug und Wohlbefinden assoziiert wird, der Gefahrenraum. Die sexualisierte Gewalt, vor denen viele Frauen insbesondere im öffentlichen Raum Angst haben, passiert nicht nur größtenteils im privaten Bereich, die Täter sind außerdem in der Mehrheit der Fälle Verwandte oder Bekannte. Es ist für Frauen daher wesentlich

³ In den beschriebenen Sicherheitsberichten wird ausschließlich von Tätern, nie von Täterinnen gesprochen.

wahrscheinlicher, Opfer von häuslicher Gewalt zu werden, als im öffentlichen Raum von einem Unbekannten angegriffen zu werden. Bei Männern ist genau das Gegenteil der Fall: Sie werden häufiger Opfer von Gewalttaten im öffentlichen Raum, und kennen die Täter nur in wenigen Fällen. Im privaten Bereich erfahren Männer nur sehr selten Gewalt. (vgl. BECKER 2000: 54- 58). Zusammenfassend überschätzen die Frauen das Gewaltpotenzial im öffentlichen Raum, während die Männer dieses unterschätzen (vgl. WASTL-WALTER 2010:135). Die Tatsache der Männergewalt gegen Frauen im privaten Bereich drückt wieder die gesellschaftlichen geschlechtsspezifischen Hierarchien aus, des Weiteren wird die Gewalt verharmlost und ignoriert, da sie im „Schutz der Privatsphäre“ stattfindet (vgl. BECKER 2000: 57f). BECKER (2000:55) fasst die Ergebnisse dieser Studie prägnant zusammen: „Seine ‚Burg‘, sein Erholungsraum, ist ihr Gefahrenraum“. RUHNE (2003:12) formuliert daher eine zentrale Forschungsfrage: „Was macht Frauen unsicher im öffentlichen Raum (und Männer nicht)?“ Im Zuge dieser Arbeit wird in den folgenden Kapiteln versucht, dieser Frage auf den Grund zu gehen.

8.2.2 Das Thema der Angsträume in öffentlichen Diskursen

Das Thema der Angsträume kam insbesondere im Zuge der zweiten Frauenbewegung ab den 1970ern auf. Hier ging es im Wesentlichen um drei Aspekte: Erstens wurde das Recht der Frauen, sich jederzeit allein gefahrlos im öffentlichen Raum aufzuhalten, betont, zweitens wurde auf das vorherrschende Geschlechterkonzept, in dem „sexualisierte Gewalt als legitimes Mittel zur Durchsetzung männlicher Dominanz- und Machtansprüche gilt“ (BECKER 2008:59), hingewiesen, und drittens wurden Aspekte der strukturellen Gewalt diskutiert (vgl. ebd.). Außerdem wurde gegen die sexualisierte Gewalt gegen Frauen in der Öffentlichkeit gekämpft. Der Begriff „sexualisierte Gewalt“ soll zum Ausdruck bringen, dass es dem Täter bei sexuellen Übergriffen und Vergewaltigungen nicht um „Sexualität“, sondern um die Ausübung von Macht und Gewalt geht (vgl. BECKER 2000:64, siehe Kapitel 8.4.1). Diese reicht von „Anmachen über die Sexualisierung des Frauenkörpers in der Werbung und der Pornographie bis zur Vergewaltigung“ (ebd. 2000:61). Als Antwort auf die starke feministische Kritik wurden planerische Überlegungen umgesetzt, welche vor allem auf der Verbesserung der Einsehbarkeit öffentlicher Orte sowie der Erhöhung sozialer Kontrollmöglichkeiten basieren. BECKER (2000:61f) stellt diese Konzepte jedoch in Frage: Frauen fällt es schwer, potenzielle Täter zu identifizieren, da sie anfangs nicht zwischen einem „harmlosen Annäherungsversuch“ (ebd.) und einer tatsächlichen Gewaltbereitschaft unterscheiden können. Daher bringt es ihnen nicht viel, die eventuellen Täter schon rechtzeitig zu sehen. Andererseits wurde in Studien belegt, dass soziale Kontrolle nur dann funktioniert, wenn die potenziellen

KontrolleurInnen die Tat entschieden verurteilen. Das bedeutet, dass man sich nicht darauf verlassen kann, dass die Mechanismen sozialer Kontrolle im öffentlichen Raum im Falle einer Gewalttat überhaupt „wirksam“ werden.

Den Angstraum-Diskursen ist gemein, dass einerseits durch räumliche Gegebenheiten die Wahrscheinlichkeit der Gewalt an Frauen vergrößert oder verringert werden kann, andererseits „Räume selbst nicht die Ursache“ (KUTSCHINSKE UND MEIER 2000:138) für die Gewalt bilden. Angst-Räume sind viel mehr die „baulich-räumliche Manifestierung sozialer Verhältnisse“ (FRAUENSEMINAR AN DER UNI DORTMUND 1981 zitiert in KUTSCHINSKE UND MEIER 2000:138). Das bedeutet auch, dass die „soziale Trennlinie für Angsträume“ (KUTSCHINSKE UND MEIER 2000:138) unter anderem „entlang der Geschlechtszugehörigkeit“ (ebd.) festgelegt werden muss. Daraus ergibt sich, dass der öffentliche Raum für Männer und Frauen andere Bedeutungen hat und andere Empfindungen auslöst. Die Konstruktion von Angsträumen führt dazu, dass die Rauman eignung als auch die Raumnutzung von Frauen wesentlich eingeschränkter funktioniert als jene der Männer (vgl. Kapitel 6.1), welche in der Öffentlichkeit immer und überall präsent sein können und dies auch als Selbstverständlichkeit ansehen (vgl. ebd. 2000:139). Auch MASSEY (1993:110f) betont, dass

„Raum und Ort, Räume und Orte und die Art und Weise, wie wir sie erfassen (...), durch und durch geschlechtsspezifisch bestimmt sind. (...) Diese Determinierung von Raum und Ort durch das Geschlecht widerspiegelt und beeinflusst ihrerseits die Art, wie das Geschlecht in der Gesellschaft in der wir leben, konstruiert und verstanden wird“.

In vielen Studien zur Angstraumkonstruktion kommt es zu einer ausschließlichen Fokussierung auf Frauen, und das Geschlecht wird unbedachterweise als erklärende Variable eingesetzt. Dadurch wird die „weibliche Angst im öffentlichen Raum“ zu etwas Natürlichem, zu einem „Wesensmerkmal“ der Frau, konsolidiert und die dahinter stehenden gesellschaftlichen Strukturen sowie die „diskursive Konstruktion sozialer Wirklichkeiten“ werden ausgeblendet (vgl. KUTSCHINSKE UND MEIER 2000:139). Bezogen auf Angsträume bedeutet das, dass die „Bedeutung als Angstraum“ (STRÜVER 2010:220f) als auch die „Erfahrung von Angst“ (ebd.) in öffentlichen Räumen „weder dem Raum noch den Frauen inhärent, sondern gesellschaftlich konstruiert sind“ (ebd.). Gesellschaftliche Bedeutungszuweisungen, vergeschlechtlichte Körper, hegemoniale Hierarchien und Machtverhältnisse spielen bei der Konstruktion von Angsträumen eine wichtige Rolle.

Die subjektive Bedeutung eines Raumausschnittes geht nicht explizit von diesem Raum aus, sondern wird zum größten Teil von gesellschaftlichen Strukturen konstruiert (vgl. ebd.): „Die Angst vor der (männlichen) Gewalt oder Bedrohung“ wird versachlicht und „auf Orte statt auf Subjekte projiziert“ (DÖRFLER IN BUCHEGGER UND VOLLMEIER 1991:95)

BECKER (2000:62) kritisiert des Weiteren die sprachliche Umwandlung von Gewalt- zu Angsträumen: In den öffentlichen Diskursen, Rezeptionen, politischen Debatten, etc., insbesondere im Bereich der Stadtplanung, änderten sich die Begrifflichkeiten: Der öffentliche Raum als „Gewaltraum“, entstehend durch die männliche Gewalt, „verschwand“ und wurde durch den öffentlichen Raum als „Angstraum“, geprägt durch die Angst der Frauen, „ersetzt“. Dadurch wird nicht mehr die (männliche) Gewalt gegen Frauen als Hauptproblem angesehen, sondern die diffuse Angst der Frauen vor bestimmten Orten, welche durch räumliche Veränderungen (Einsehbarkeit, Übersichtlichkeit), technische Hilfseinrichtungen (Überwachungskameras) sowie der „Präsenz freundlicher Beschützer“ (ebd.) verringert werden sollte. Die Gewalt als Ursache für die Angst wurde dadurch ignoriert und unsichtbar gemacht, und übrig bleibt ein „psychisches Problem von Frauen“ (ebd.). Durch die Bezeichnung des „Raums ubiquitärer Männergewalt“ (ebd.) als „Angstraum der Frauen“ (ebd.) verschwinden in der Begrifflichkeit Tat als auch Täter, wohin gegen die Gefühle der Opfer deutlich gemacht werden. Diese Angst wiederum gliedert sich nahtlos in das Konzept der vorherrschenden hegemonialen Geschlechterordnung ein, und betont den klassisch weiblichen Stereotyp: Die Frau wird als abhängig, schwach, ängstlich, kraft- und wehrlos, unentschlossen, nicht emanzipiert etc. dargestellt. Pointiert lässt sich zusammenfassen: Die ängstlichen Frauen brauchen freundliche Männer, welche sie vor dem bösen Fremden beschützen. Durch diese Denkweise wird allerdings die Zweigeschlechtlichkeit und das „doing gender“ reproduziert und verfestigt (vgl. BECKER 2000:62; BECKER 2008:60ff; 66).

8.2.3 Was macht Angst? Erklärungsansätze und Lösungsvorschläge

Der Angstraum birgt eine „unbestimmte, fremde Gefahr“ (BECKER 2008:62). In den Diskussionen wird das Bild eines Triebtäters, eines psychisch Kranken, verhärtet, während sie von den eigentlichen Tatsachen, nämlich der „Normalität männlicher Gewalt“ (BECKER 2008:64) und der „engen Verbindung männlicher Sexualitätspraktiken mit Gewalt und Macht“ (ebd.) und daher insgesamt von diesem gesellschaftlichen Problem ablenken bzw. dieses ignorieren. BECKER (2008:64ff) erklärt dieses Phänomen unter Bezugnahme auf BUTLER (1991) und ihrer Erklärung der Heteronormativität als Bestandteil der dualen Geschlechterkonstruktion. Heteronormativität beschreibt einerseits die

„Normalität heterosexuellen Begehrens“ (ebd.), andererseits aber auch die „Bezogenheit von Frauen auf Männer“ (ebd.) und den Mann als Beschützer, als den „Guten“. Sexualisierte Gewalt gilt in diesem Blickwinkel als Abweichung, als Ausnahme. Dieses Konstrukt rechtfertigt die Konzepte zur „Vermeidung von Angsträumen“ (ebd.), da es auf männliche Beschützer (seien es Taxifahrer, Polizisten oder Passanten) sowie das Funktionieren sozialer Kontrollmechanismen aufbaut und vertraut (vgl. ebd.).

Doch ist es nicht nur der Gedanke an sexualisierte Gewalt, der Angst macht. Taxierende Blicke, spöttische Kommentare, Nachrufen, Nachpfeifen, verfolgen, ungewollte Berührungen, etc. führen zu Unsicherheitsgefühlen. SAILER (2003:48) bezeichnet diese Begriffe als „Alltagsirritationen“, in der Literatur ist auch der Begriff „Street Harassment“ zu finden, welcher auf Deutsch mit „Belästigung im öffentlichen Raum“ (vgl. KUCANI 2014) übersetzt werden kann. Sobald sich eine Person in der Öffentlichkeit „subjektiv belästigt“ (ebd.) fühlt, ist von diesem Begriff zu sprechen. Genaue Studien oder Zahlen zur Häufigkeit von Street Harassment gibt es keine, da sich nur sehr wenige Opfer an eine offizielle Stelle wenden, dennoch geben in einer Prävalenzstudie aus dem Jahr 2011 43% der Frauen und 33% der Männer an, schon einmal Opfer sexueller Belästigung im öffentlichen Raum geworden zu sein (vgl. ebd.). Street Harassment wird oft als harmlos abgetan, und da es sich in den meisten Fällen in keine strafrechtlich relevanten Aktionen handelt, gibt es auch keinen rechtlichen Handlungsrahmen gegen die Belästigungen – Alltagsirritationen sind schlicht „nicht beschwerdefähig“ (SAILER 2003:50). Dennoch führen sie teilweise zu „massiven Verunsicherungen“ (BÖSEBECK 2001 in SAILER 2003:48), welche SAILER (2003:34) folgendermaßen begründet: „Verbale Übergriffe sind nicht nur erniedrigend, sondern werden mit der Gefährdung von Leib und Leben in Verbindung gebracht; sie erinnern die Angegriffenen täglich an das Risiko einer Vergewaltigung“. BÖSEBECK (2001 in SAILER 2003:48ff) unterscheidet vier Kategorien von „Alltagsirritationen“, welche zu Unsicherheits- oder Angstgefühlen führen können:

1. Problemgruppen– Verdächtige Personen: Unter diese Kategorie fallen vor allem „Obdachlose, Verwahrloste, Ansammlungen von Alkoholisierten oder Drogenabhängigen, Bettler, Cliquen von Jugendlichen oder Gruppen junger (ausländischer) Männer“ (BÖSEBECK 2001 in SAILER 2003:48).
2. Sexuelle Belästigung– Rücksichtslosigkeit– Nutzungskonflikte: Diese Kategorie fällt unter den Begriff des Street Harassment, wobei unter Rücksichtslosigkeit auch Konflikte im Straßenverkehr miteinbezogen werden und sich Nutzungskonflikte vor allem durch verschiedene Aneignungen des öffentlichen Raumes durch verschiedene Gruppen ergeben.

3. Lärm: Die Lärmproblematik gilt nach der Untersuchung von BÖSEBECK (2001) als typische Alltagsirritation der WienerInnen. Hier ist nicht nur Straßenlärm, sondern auch der hohe Geräuschpegel von Kindern, Nachbarn, Gaststätten, etc. gemeint.
4. Schmutz– Verwahrlosung: Verwahrlosungserscheinungen an öffentlichen Orten führen zu einer Einschränkung der Lebensqualität, was wiederum zu Verunsicherungen führen kann.

Als Lösungsvorschläge zur Verringerung der (weiblichen) Angst in öffentlichen Räumen wurden vor allem stadtplanerische und architektonische Maßnahmen ausgearbeitet, welche von Frauenparkplätzen über die übersichtlichere und besser beleuchtete Gestaltung von Parks und öffentlichen Plätzen bis zur Implementierung von Frauen-Nacht-Taxis reichen. Gerade mobilitätsfördernde Maßnahmen waren und sind stark verbreitet, da das geschlechtsspezifische Sicherheitsgefühl Auswirkungen auf die Mobilität hat, und gerade Frauen diesbezüglich eingeschränkt werden. In diesem Sinne wurden Frauen-Taxis und Frauenparkplätze geschaffen, ebenso wurden die Haltestellen öffentlicher Verkehrsmittel umgestaltet und verstärkt kontrolliert (vgl. RUHNE 2003:11f). Durch diese Maßnahmen werden die Gesellschaftsstrukturen jedoch weiterhin reproduziert, und die eigentlichen Probleme nicht gelöst: Solange die männliche Gewalt gegen Frauen „Teil des vorherrschenden Männlichkeitskonzept“ (BECKER 2000:63) ist, und solange nicht die Ursachen der Gewalt, nämlich das „dualistische Geschlechterkonzept“ (ebd.) und die „hierarchischen Normierungen von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘“ (ebd.) durchbrochen werden, sind sämtliche Sicherheitskonzepte als wenig wirkungsvoll anzusehen (vgl. ebd.). Frauen haben in öffentlichen Räumen Angst, jedoch

„haben [sie] aber nicht Angst, weil sie Frauen sind, und weil Frauen nun mal vor Männern Angst haben müssen, sondern weil die Angst den Frauen zugeordnet wird und das Angsterzeugen den Männern, und zwar aufgrund bestehender hierarchischer Konstruktionen, die dem Angsthaben vorausgehen und dieses vorschreiben“ (KUTSCHINSKE und MEIER 2000:140).

Werden Angsträume weiterhin im Rahmen der Zweigeschlechtlichkeit betrachtet, wird sich diese Endlosschleife der Konstruktion von Angsträumen nicht auflösen (vgl. KUTSCHINSKE und MEIER 2000:140).

In den folgenden Kapiteln werden die drei Dimensionen der Angstraumkonstruktion vorgestellt und erklärt. Den Beginn macht die direkte räumliche Dimension, gefolgt von der sozialen Dimension, und die persönliche Dimension schließt die Diskussion zur Konstruktion von Angsträumen ab.

8.3 Direkte räumliche Dimension der Angstraumkonstruktion

„Zwischen Gewalt gegen Frauen und räumlicher Gestaltung besteht [aber] ein Zusammenhang. Mangelhaft beleuchtete Straßen und Plätze, manche Haltestellen öffentlicher Verkehrsmittel, verwinkelte Eingänge in Wohnhausanlagen, Durchgänge, die meisten Tiefgaragen etc. rufen Angstgefühle hervor. (...) Mit baulichen Veränderungen können Frauen bei der ungehinderten, angstfreien und sicheren Aneignung des öffentlichen Raumes unterstützt werden“ (TILLNER und LIČKA 1995:6).

Diese Worte finden sich in der Einleitung der 1995 vom Magistrat der Stadt Wien herausgegebenen „Richtlinien für eine sichere Stadt“. Dieser Band der Schriftenreihe „Frauen in Wien“ behandelt die räumlichen Gestaltungsaspekte, welche (Un)sicherheitsgefühle (insbesondere bei Frauen) hervorrufen können und gibt Planungsbeispiele für eine bessere bauliche Struktur.

Die Stadt Wien beschäftigte sich das erste Mal mit dem Thema Sicherheit auf Ebene der Stadtplanung 1991 im Zuge der Ausstellung „Wem gehört der öffentliche Raum– Frauenalltag in der Stadt“ (entwickelt von Jutta KLEEDORFER und Eva KAIL). Im Laufe der 1990er Jahre wurden verschiedene Publikationen des Frauenbüros veröffentlicht, in denen es um die Sicherheit in Wien geht. Die Stadt Wien selbst spricht von den Bemühungen, bei Projekten im Planungsstadium auf die Vermeidung von Angsträumen zu achten. Zuerst sollen gestalterische Maßnahmen die Rauman eignung und Mobilität, insbesondere von Frauen, erhöhen, bevor als weiteres Mittel eine verstärkte Überwachung angesehen wird (vgl. STADT WIEN: o.J.: 1). Gender Mainstreaming ist ein von der EU verankerter Planungsansatz, und die Stadt Wien liegt bei der frauengerechten Planung im Spitzenfeld (vgl. KAIL 2003:159).

Dass der öffentliche Raum, und hier insbesondere planerisch-architektonische Gegebenheiten dennoch zu Unsicherheit und Angst führen können, zeigt folgende Graphik. Die Studie stammt aus dem Jahr 2008 und wurde vom SORA Institute for Social Research and Analysis im Auftrag der MA 57 durchgeführt. Die repräsentative Zufallsstichprobe besteht aus 807 Wienerinnen.

In der Graphik wird deutlich, dass sich fast die Hälfte der Befragten in Unterführungen und Parkgaragen in der Dunkelheit „gar nicht sicher“ fühlt, und mehr als 50% fühlen sich bei Dunkelheit in Grünanlagen und auf Parkplätzen nur wenig oder gar nicht sicher. Gerade diese Orte bedürfen einer planerischen Umgestaltung, damit sie bei Frauen keine Angst mehr hervorrufen. So sollen in diesem Kapitel nun Möglichkeiten genannt werden, wie man stadtplanerisch Angsträume verringern kann, und welcher Einfluss die Architektur auf die Konstruktion von Angsträumen hat.

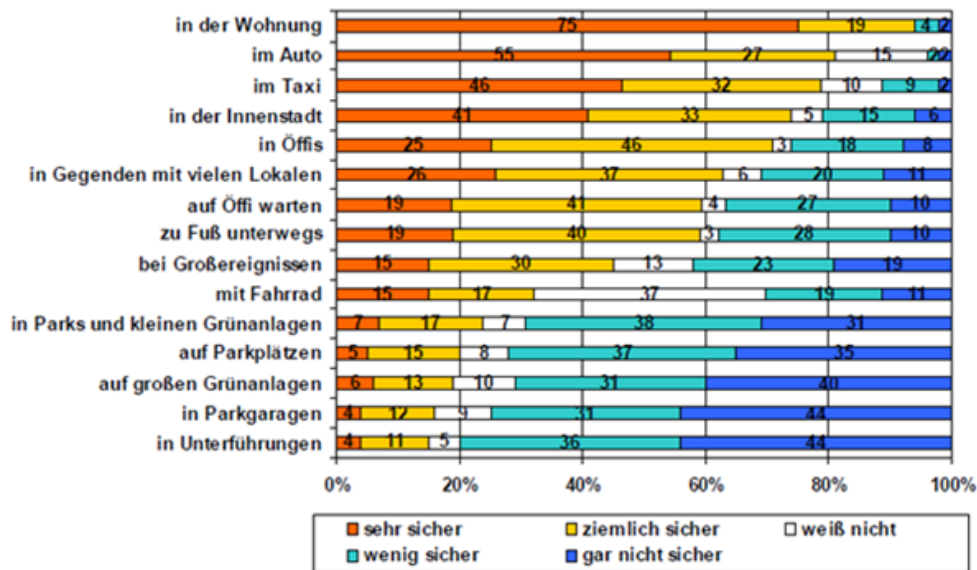


Abb. 1: Sicherheitsempfinden in der Dunkelheit (Quelle: ZANDONELLA und ZEGLOVITS 2008:38)

8.3.1 Räumliche Gestaltungsaspekte zur Verringerung der Angstraumkonstruktion

Bei sämtlichen räumlichen Gestaltungsmaßnahmen spielen die Kontrollmechanismen eine wesentliche Rolle. Nach dem Motto „Sehen und gesehen werden“ (TILLNER und LIČKA 1995:12) tragen diese zum Sicherheitsgefühl in öffentlichen Räumen bei. Unter der *persönlichen Kontrolle* wird verstanden, dass sich Personen an unterschiedlichen Orten schnell orientieren können. Bei der *informellen bzw. sozialen Kontrolle* sind die MitbürgerInnen entscheidend, die allein durch ihre Anwesenheit nicht nur den Raum beleben, sondern auch die Möglichkeit des Sicht- und Rufkontakts bieten. Die *formelle Kontrolle* beinhaltet sämtliche Überwachungs- und Kontrollsysteme, Polizei, etc. (vgl. TILLNER und LIČKA 1995:8).

Orientierung, Übersichtlichkeit, Einsehbarkeit, Beleuchtung, Zugänglichkeit, Belegung, Verantwortlichkeit sowie Konfliktvermeidung und Pflege sind wesentliche Gestaltungsaspekte und bei der Planung des öffentlichen Raumes zu berücksichtigen.

Eine gute *Orientierung* im öffentlichen Raum wird unter anderem durch „übersichtliche Wegeführung, Sichtverbindungen zu markanten Orientierungspunkten und Erkennbarkeit von Anlaufstellen und Zielen“ (TILLNER und LIČKA 1995:9) gewährleistet. Gestaltungsaspekte, welche eine schnelle Orientierung behindern, wären beispielsweise verstreute Haltepunkte, erzwungene Umwege oder schlecht benutzbare Freiflächen. Bezogen auf die *Übersichtlichkeit* gilt die Grundregel, dass man Personen innerhalb einer Entfernung von vier Metern problemlos erkennen sollte. Durch unterbrochene

Sichtverbindungen, Nischen, Ecken, Gebüschränder, schlechte Beleuchtung etc. kann das Erkennen der Personen jedoch oft schwierig oder nicht möglich sein. Gerade in Parks besteht oft das Problem einer zu geringen Übersichtlichkeit. Für soziale und persönliche Kontrollmechanismen unabdingbar ist die *Einsehbarkeit*. Gute Sichtverbindungen zwischen öffentlichen sowie halböffentlichen und öffentlichen Räumen sollten gewährleistet sein, hierzu zählen beispielsweise gut einsehbare, transparente Hauseingänge, eine geringe Anzahl an Stützen, Ecken und Winkeln, übersichtlich gestaltete Parkplätze und Haltestellen etc. Ein Negativbeispiel für die Einsehbarkeit sind unter anderem dunkel getönte Scheiben bei Haltestellen oder U-Bahn-Zugängen, da sie den Sichtkontakt von innen nach außen (und umgekehrt) verhindern. Die soziale Kontrolle ist außerdem insbesondere von den *Lichtverhältnissen* abhängig. Positiv zu bewerten sind fußgängerorientierte Ampeln, welche die Gehsteige beleuchten und hier für eine gute und blendfreie Ausleuchtung sorgen. Bei der *Zugänglichkeit* ist einerseits zu beachten, dass Zielorte auf direktem Weg erreicht werden können, andererseits soll aber auch die Möglichkeit von Alternativrouten bzw. Fluchtwegen vorhanden sein. Durch Bündelungen von Infrastruktureinrichtungen sowie der attraktiven Gestaltungen werden Orte belebt. Diese *Belebung* wirkt sich wiederum positiv auf die soziale Kontrolle aus, da man sich in unsicheren Situationen an die anderen anwesenden Menschen richten kann. Gerade die planerische Gestaltung von Einrichtungen öffentlichen Interesses beeinflusst nicht nur die reale, sondern auch die empfundene Sicherheit. In dem man für sein Wohngebiet und seine Mitmenschen *Verantwortung* übernimmt, erhöht sich auch automatisch die soziale Kontrolle. Dazu sollen die Wohneinheiten eine überschaubare Größe besitzen und Möglichkeiten zur Interaktion bieten. Sicherheit wird beispielsweise durch die Aussicht auf Ruf- und Sichtkontakt gegeben. Schlussendlich können durch ausreichend Platz und Ausweichmöglichkeiten im öffentlichen Raum Konflikte in ihrer Entstehung vermieden werden. Auch die Pflege dieser Orte wirkt sich auf das (Un)Sicherheitsgefühl der Personen aus; verwahrloste und schmutzige Plätze werden im allgemeinen als unsicherer empfunden als gepflegte, instandgehaltene Gebiete (vgl. TILLNER und LIČKA 1995:9-15, 17, 19, 25).

Wichtig ist auch eine klare Trennung zwischen öffentlichen, halböffentlichen und privaten Räumen. Übergangsbereiche (wie z.B. Vorgärten) erhöhen das Sicherheitsgefühl, weil auch wiederum eine erhöhte (gefühlte) soziale Kontrolle besteht. Ist die Trennung zwischen öffentlichen und privaten Räumen zu stark (z.B. durch hohe Mauern), entsteht zwar im privaten Bereich ein höheres Sicherheitsgefühl, andererseits sinken die Möglichkeiten der sozialen Kontrolle. Gerade Eingangsbereiche, welche den Übergang zwischen öffentlichen und privaten Räumen bieten, sollen übersichtlich und hell gestaltet

sein. Dunkle Gänge, Büsche etc. vor den Hauseingängen tragen zu einem Unsicherheitsgefühl bei (vgl. TILLNER und LIČKA 1995:22, 26, 27).

Studien bestätigen immer wieder, dass die Mehrheit der Frauen mit öffentlichen Verkehrsmitteln oder zu Fuß unterwegs sind. TILLNER und LIČKA (1995:30) beschreiben in diesem Zusammenhang, dass 67% aller Wege zu Fuß, 58% mit öffentlichen Verkehrsmitteln und nur 40% aller Wege mit dem privaten PKW von Frauen zurückgelegt werden. Gute Wegeführungen, ein flächendeckendes Netz von Fuß- und Radwegen, belebte Gebiete etc. erhöhen die Sicherheit als auch das Sicherheitsgefühl von Frauen und Männern. Insbesondere bei den Gehsteigen ist eine Mindestbreite von 2,5 Metern erforderlich, um Übersicht, Orientierung und daher auch ein Sicherheitsgefühl gewährleisten zu können. Das (Schräg)Parken der Autos erhöht das Unsicherheitsgefühl, da die Übersichtlichkeit in diesem Bereich nicht gegeben ist. Nachts wirken sich besonders hell erleuchtete Schaufenster auf das Sicherheitsempfinden aus, ebenso wie Sichtverbindungen zwischen Gehsteig und Straße. Im Gegenteil dazu werden Büsche und Sträucher als „Gefahrenquelle“ empfunden, da hier wiederum keine Übersichtlichkeit möglich ist. Daher sollte die Bepflanzung am Wegrand die Höhe von einem Meter nicht überschreiten. Verweilmöglichkeiten im öffentlichen Raum, wie beispielsweise Bänke, Kioske etc. erhöhen die soziale Kontrolle (vgl. TILLNER und LIČKA 1995:32-38).

Durchgänge und Unterführungen werden oft als Beispiele für „typische Angsträume“ genannt. Auch hier kann man planerisch ein höheres Sicherheitsgefühl erzeugen. Die Durchgänge sollten eine Mindesthöhe von 3 Metern und eine Mindestbreite von 3,5 Metern besitzen, Ecken sollten, wenn möglich, überhaupt vermieden werden. Kann dem nicht Folge geleistet werden, helfen Spiegel, welche schon im Vorhinein zu einer größeren Orientierung und Übersichtlichkeit führen. Gute Beleuchtung und helle Anstriche verhelfen den Unterführungen zu einer „freundlichen Atmosphäre“, Nischen und andere potenzielle Versteckmöglichkeiten sollten vermieden werden. (vgl. TILLNER und LIČKA 1995:39ff).

TILLNER und LIČKA (1995:41) beschreiben die langen Intervalle und Wartezeiten der öffentlichen Verkehrsmittel in der Nacht und kritisieren, dass dadurch die Bewegungsfreiheit, insbesondere von Frauen, eingeschränkt wird. Frauen besitzen seltener ein eigenes

Auto als Männer⁴, und sind daher auf die öffentlichen Verkehrsmittel angewiesen. Gerade nachts, wo vermehrt ein Unsicherheitsgefühl aufkommt, wird ein „umfassendes Nachtangebot“ (ebd.) gefordert, damit die Frauen (aber natürlich auch die Männer) nicht lange an –zum Teil abgelegenen– Haltestellen Zeit verbringen müssen. Vorschläge sind beispielsweise kürzere Intervalle, längere Fahrzeiten, Anrufsammeltaxis, gut überschaubare Haltestellenbereiche, Möglichkeiten der sozialen Kontrolle durch Belegung des Gebietes (Lokale, Taxistände, etc.), helle Beleuchtung, gut erkennbare Umsteigerelationen, etc. Ebenso erhöht formelle Kontrolle durch Sicherheitsorgane, Notrufsäulen sowie Videoüberwachung das Gefühl der Sicherheit (vgl. TILLNER und LIČKA 1995:44f).

Auch Parks und Grünflächen zählen nachts zu Orten, an denen viele Menschen Unsicherheitsgefühle entwickeln. Wichtig ist bei der Planung, auf übersichtliche, beleuchtete und direkte Wege zu achten, die nicht unmittelbar von Buschwerk gesäumt sind. Fahrradwege erhöhen die Belegung, das Vermeiden dichter Bepflanzung am Wegrand die Überschaubarkeit und Orientierung. Allgemein „tritt bei der Parkgestaltung der Sicherheitsaspekt hinter andere Aspekte der Nutzbarkeit zurück“ (TILLNER und LIČKA 1995:49). Auch erkennbare Hierarchien der Wegeführung sowie eine angrenzende Nutzung außerhalb des Parks erhöhen die soziale Kontrolle und die Sicherheit. Sitzbänke erhöhen einerseits die soziale Kontrolle, andererseits können diese an zu schmalen Wegen zu Konflikten führen und das Passieren zu einem „Spießrutenlauf“ werden lassen (vgl. ebd. 1995:49ff).

8.3.2 Architektur- Macht- Angst

Wenn man über Architektur spricht, muss man sich dessen bewusst sein, dass diese immer auch in gewisser Weise Macht repräsentiert. KUHLMANN (2003:13) spricht davon, dass jedes architektonische Gebäude, „sofern es irgendeine innere Struktur aufweist, immer in gewissem Maße Separation, Macht und Überwachung kreiert“, und dass diese Unterschiede auch geschlechtsspezifisch sein können. Da Architektur auch von gesellschaftlichen Werten und Normen beeinflusst wird, kann es zu „geschlechtlich kodierten

⁴ Nicht nur 1995, auch 2008 besitzen Frauen insgesamt seltener ein Auto als Männer. In der Studie „Verkehr in Zahlen“, durchgeführt vom BMVIT, gibt es auch eine Studie zur PKW-Verfügbarkeit nach Alter und Geschlecht für das Land Niederösterreich (Abbildung 3 siehe Anhang). Demnach verfügen 81% der Frauen und 85% der Männer jederzeit über ein Auto. Während die geschlechtsspezifischen Unterschiede im Alter bis 65 Jahren eher gering sind, und es bei den 35-49 Jährigen zu einer Trendumkehr kommt und mehr Frauen (86%) als Männer (83%) jederzeit über ein Auto verfügen, so ist der Unterschied in der Altersklasse ab 65 Jahren besonders groß: Während 90% der Männer jederzeit über ein Auto verfügen, trifft dies nur auf 74% der Frauen zu.

Allgemeint ist daher festzustellen, dass immer mehr Frauen selbst auch über ein Auto verfügen, dennoch der Anteil der Männer immer noch überwiegt (vgl. BMVIT 2011:91)

oder diskriminierenden baulichen Lösungen“ (KUHLMANN 2003:13) kommen. Gebaute Räume situieren Individuen, und die Architektur „strukturiert soziale und psychologische Beziehungen“ (HAMMER-TUGENDHAT in NIERHAUS 1999:7). Gebäude, deren Zutritt nur für eine bestimmte Gruppe von Personen erlaubt ist, haben einerseits den Symbolwert der Trennung, und andererseits führen sie zum Ausschluss der „unerwünschten“ Gruppe– sie limitieren „physisch den Zugang zu Privilegien, Wissen oder Macht“ (KUHLMANN 2002:46). Ein gutes Beispiel dafür sind Universitäten, zu denen Frauen bis zum 20. Jahrhundert keinen Zutritt hatten (vgl. KUHLMANN 2002:46). Räume und Individuen sowie deren Identitäten stehen in wechselseitigem Zusammenhang (vgl. Kapitel 6), und der Architektur selbst kommt eine wichtige Rolle zu, da sie die öffentlichen von den privaten Räumen trennt und daher als wichtiges Mittel der Strukturierung und Grenzziehung aufgefasst wird (vgl. HAMMER-TUGENDHAT in NIERHAUS 1999:7).

Geschichtlich gesehen hat der Beruf des Architekten⁵ eine „mythische Struktur“, (NIERHAUS 1999:15) und weist zwei Grundtypen auf, jenen des *Machers* und jenen des *Künstlers*. Seit dem 19. Jahrhundert entwickelte sich der Beruf des Architekten als Macher und Planer, welcher „Überblick, Durchsetzungskraft und Fähigkeit zum Integrativen in Politik und Ökonomie“ (ebd.) besitzt, und auch heutzutage steht dieser Beruf in Verbindung mit Zukunftsvisionen, Durch- und Umsetzungsvermögen, Innovationen, etc. Dieser historisch männlich besetzte Beruf des *Machers* spiegelt außerdem die Vorstellung von Männlichkeit wieder (vgl. NIERHAUS 1999:17ff). Auch heute noch ist der Beruf des Architekten männlich dominiert, 2013 war nur rund ein Sechstel der registrierten ArchitektInnen in Österreich weiblich (vgl. www.derstandard.at). In der Vergangenheit wurden nur wenige Frauen als Architektinnen ausgebildet, und häufig wurden ihnen führende Positionen bei Projekten verweigert. In der Literatur wird immer wieder beschrieben, dass es Architektinnen in diesem männerdominierten Berufsfeld relativ schwer haben, und einige Feministinnen argumentieren, dass Architektinnen „männliche Attribute annehmen müssen, um erfolgreich zu sein“ (KUHLMANN und JORMAKKA 2002:7). Doch nicht nur die Architekten, sondern auch die Architektur selbst ist männlich. Historisch spielt die Proportionstheorie, gerade in der westlichen Architekturgeschichte, eine wichtige Rolle. Demnach ist ein Gebäude nur dann „ästhetisch gelungen“ (KUHLMANN und JORMAKKA 2002:8), wenn es auf Proportionsmaßen basiert, welche dem „männlichen Menschen abgeleitet“ (ebd.) waren– im Gegensatz dazu wurden dem weiblichen Körper keine geeigneten

⁵ Es wird hier absichtlich nur die männliche Form verwendet, da dieser Beruf sehr lange männlich besetzt war. So waren Frauen in Österreich bis 1919/20 von dem Ausbildungsweg ausgeschlossen (eine Ausnahme bildet hier die Kunstgewerbeschule, an der Frauen schon früher studieren durften) (vgl. NIERHAUS 1999:17).

Proportionen zugesprochen. Der männliche Körper dient(e) nun als „Basis zahlreicher architektonischer Konzepte“ (ebd.), Beispiele dafür lieferten NEUFERT und LE CORBUSIER. So erschuf LE CORBUSIER beispielsweise einen „Durchschnittsmenschen“ mit der Größe von 1,75 cm, doch veränderte er dieses Maß des „Idealmenschen“ schließlich zu 1,83cm. Von dieser Figur sollten sich nun „alle möglichen Architekturmaße ableiten“ (KUHLMANN und JORMAKKA 2002:8), damit waren auch Möbeldimensionen, Raumhöhen, etc. eingeschlossen.

Männliche Architektur wird demnach als „interessiert an den Einzelementen, partitioniert, intellektuell, monumental, selbstherrlich, zentriert, axial, hierarchisch strukturiert, geradlinig, extrovertiert, Macht und Krieg verhaftet, sich mit Objekten und Gebrauchsgütern befassend“ (KUHLMANN und JORMAKKA 2002:11) beschrieben, während weibliche Architektur „allumfassend, holistisch, harmonisch, einfühlsam, nicht monumental, kommunal, kollektiv, ökologisch, dezentralisiert, nicht axial, verwoben, gekurvt, introvertiert, Wünschen und Vergnügen verhaftet, nicht mit Objekten befasst“ (ebd.) ist.

Unter der Voraussetzung, dass Architektur männliche dominiert ist, ergeben sich daraus Nachteile für Frauen, da Männer für Männer planen, und die Bedürfnisse der Frauen oft nicht einplanen. Daher wurde, angefangen bei der zweiten Frauenbewegung in den 1960/70ern, eine gendersensible Planung für den öffentlichen Raum gefordert. SAILER (2003:28f) unterscheidet hier zwischen frauenfreundlicher, frauengerechter und feministischer Planung. Während die *feministische Planung* das Ziel hat, die geschlechtsspezifischen Hierarchien aufzudecken und die Herrschaftsverhältnisse abzubauen, verweilt die *frauenfreundliche Planung* bei der gesellschaftlichen Zweigeschlechtlichkeit und fordert Infrastruktureinrichtungen, welche dem Alltag der Frauen entsprechen und diesen erleichtern. Dagegen will die *frauengerechte Planung* räumliche Strukturen schaffen, welche dazu beitragen sollen, dass „sich Frauen alle möglichen Räume gleichberechtigt, eigenständig und auf ihre Art und Weise aneignen, und dass sie neue Rollen jenseits der tradierten Rollenzuweisung annehmen können“ (OVERKAMP und THOMAS 1998 in SAILER 2003:29). Die Gefahr, die sich aus der gendersensiblen Stadtplanung wiederum ergibt, ist eine Verhärtung der geschlechtsspezifischen Rollenbilder und eine „Stigmatisierung öffentlicher und halböffentlicher Räume als potenzielle Angsträume“ (ZINGANEL 2003:201).

Ab den 1980er Jahren gab es verschiedene Studien zu Angsträumen, insbesondere, wie diese baulich-räumlich entstehen (vgl. SAILER 2003:52). Die Autorinnen des Handbuchs „Richtlinien für eine sichere Stadt“ (1995) beschreiben, dass es einen Zusammenhang zwischen „Gewalt gegen Frauen und räumlicher Gestaltung“ (TILLNER und LIČKA 1995:6)

gibt: Einerseits können die Angst- und Unsicherheitsgefühle, welche durch bauliche Gegebenheiten entstehen (Unterführungen, Tiefgaragen, Parks, schlecht beleuchtete Wege und Haltestellen etc.), durch eine bessere Planung verringert werden, andererseits können so auch „spontan handelnden Tätern die möglichen Tatorte entzogen werden“ (TILLNER und LIČKA 1995:6, SIEMONSEN und ZAUKE 1991 in SAILER 2003:89). Auch TERLINDEN (1991 in SAILER 2003:33) beschreibt, dass Städte Orte der Gewalt an Frauen sind:

„In ihrer sozialen und räumlichen Organisation sind die Bedingungen für Gewalttätigkeiten ‚eingebaut‘ und so üben auch die baulich-räumliche Gestalt selbst Gewalt aus“.

Diese Form der Gewalt kann wiederum der strukturellen Gewalt zugeordnet werden (vgl. Kapitel 8.4.2).

Bezieht man sich nun auf tatsächliche Tatorte– also auf Orte der tatsächlichen, in Kriminalstatistiken festgehaltenen Sicherheiten bzw. Unsicherheiten–, so ist es wichtig zu hinterfragen, in welcher Beziehung Kriminalität und Architektur zueinander stehen. Verursacht der Raum Kriminalität, oder kommt Kriminalität nur in bestimmten Räumen vor? (vgl. SAILER 2003:57).

KEIM (1998 in HÄUßERMANN 1998 in SAILER 2003:57) kommt zu dem Ergebnis, dass

„städtebauliche Strukturen als solche (...) keine Gewalt bzw. Kriminalität hervor [bringen]; sie können aber wichtige Mediatoren sein, die das Entstehen (...) [der] Erscheinungsformen städtischer Desorganisation verstärken oder aber– im günstigsten Falle– eindämmen können“.

Um noch einmal auf ein Detail zurückzukommen, welches in Kapitel 8.2 schon beschrieben wurde– Räume allein führen nicht zu Angst, da Räume allein nichts *tun*– daher ist, trotz allen architektonischen und planerischen Maßnahmen und Diskussionen, immer noch nicht die Angst vor dem Raum, sondern „die Angst, den ‚falschen‘ Menschen am ‚falschen‘ Ort zur ‚falschen‘ Zeit zu treffen“ (KAIL o.J. in SAILER 2003:61), ausschlaggebend für die Konstruktion von Angsträumen. SAILER (2003:62) formuliert dies in aller Deutlichkeit: „Angst vor einem sozialen Raum schlägt sich also in einem physikalischen, gebauten Raum nieder bzw. wird auch ihn projiziert“.

8.4 Soziale Dimension der Angstraumkonstruktion

Unter die soziale Dimension der Angstraumkonstruktion fallen drei Themengebiete: Macht, Strukturelle Gewalt sowie Sozialisation und Erziehung. Diese Aspekte werden in den folgenden Kapiteln genauer beschrieben.

8.4.1 Macht

Begriffserklärung

Vor dem Hintergrund, dass *Raum* als auch *Geschlecht* sozial konstruiert sind, kommt dem Faktor *Macht* besondere Relevanz zu. Die beiden Kategorien Raum und Geschlecht sind einerseits dynamisch und wandelbar, andererseits ist jedoch auch eine „Beharrungstendenz“ als „Grenzen der Wandlungsfähigkeit“ (RUHNE 2003:149) erkennbar, welche mit dem Aspekt der *Macht* erklärt werden kann. Raum– als auch Geschlechterordnungen können daher als „machtvolle gesellschaftliche Ordnungen“ (ebd.) begriffen werden.

Der Begriff *Macht* hat vielfältige Definitionsmöglichkeiten, einige davon werden im Folgenden vorgestellt. JOUVENEL (1947 in ARENDT 1995:37) begreift Macht als „Instrument der Herrschaft“, und vergleicht das Ausüben der Macht, das Sich-mächtig-fühlen, mit einem „unvergleichlichen Lustgefühl“, welches „zur Männlichkeit des Mannes“ gehöre.

Für VOLTAIRE (o.A. in ARENDT 1995:37) besteht Macht darin, „andere zu veranlassen, so zu handeln, wie es mir beliebt“.

POPITZ beschreibt drei Prinzipien der Macht: Sie ist machbar, omnipräsent und freiheitsbegrenzend. Gerade der letzte Punkt ist für die Analyse von Angsträumen relevant, da Macht hier als „Eingriff in die Selbstbestimmung anderer“ (POPITZ 1992 in RUHNE 2003:150) angesehen wird.

WEBER (1985 in RUHNE 2003:151, ARENDT 1995:37) definiert Macht als „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“. In seinem Verständnis entspricht Macht einem asymmetrischen Verhältnis, im Gegensatz zu ARENDT's Definition, welche eine symmetrische Auffassung vertritt. Für sie ist Macht eine

„menschliche Fähigkeit, nicht nur zu handeln oder etwas zu tun, sondern sich mit anderen zusammenzuschließen und im Einvernehmen mit ihnen zu handeln. Über Macht verfügt niemals ein Einzelner; sie ist im Besitz einer Gruppe und bleibt nur so lange existent, als die Gruppe zusammenhält“ (ARENDT 1995:45).

ARENDT weist außerdem mehrmals darauf hin, *Gewalt* und *Macht* nicht synonym zu verwenden, da Gewalt insbesondere durch ihren „instrumentellen Charakter“ (ebd. 1995:47; 52f) gekennzeichnet ist. Gewalt benötigt– im Gegenteil zur Macht– zu ihrer Ausübung immer einen Zweck, während Macht keiner Rechtfertigung, allerdings Legitimität, bedarf (vgl. ebd.).

Für die Analyse der Konstruktion von Angsträumen ist jedoch eine weitere Macht-Definition erforderlich, welche ebenso relational und wandelbar wie die Kategorien Raum und Geschlecht ist, und „*nicht-intentionale, nicht-zweckrationale Aspekte*“ (RUHNE 2003:155) berücksichtigt. Diese Definition hat RUHNE bei ELIAS gefunden:

ELIAS's (1987; 1991, in RUHNE 2003:156ff) Ausgangspunkt ist, dass alle Menschen in Abhängigkeit voneinander leben und handeln, er sieht Macht als „Beziehungsbegriff“ und als „Chance, den Handlungskurs von anderen Menschen zu kontrollieren und zu steuern“ (ELIAS 1991 in RUHNE 2003:156). Sein Verständnis von Macht geht von Dynamik und einem Prozesscharakter sowie einer Balance zwischen den „Herrschenden“ und den „Beherrschten“ aus. Demnach ist niemand ganz machtlos, denn Macht sieht er als „Spannungsgefüge (...) wechselseitiger Beziehungen“ (RUHNE 2003:160) an. Seine Definition bietet außerdem die Möglichkeiten, „nicht-intentionale Formen der Macht“ (ebd.) in Analysen miteinzubeziehen, da ELIAS Macht nicht immer nur als planvolle Absicht der Individuen darstellt, sondern diese auch in „ungeplanten und irrational hervorgebrachten gesellschaftlichen Stärkeverhältnissen als Ergebnis gesellschaftlicher Figurationen“ (ebd.) entstehen kann. Ein weiterer Vorteil seiner Theorie ist, dass sich Mikro- und Makroebene, sprich Individuum und Gesellschaft, in ihren Wirkungsweisen und Beziehungsgeflechten miteinander verknüpfen lassen.

Für die Analyse der Angsträume ist dies relevant, da zum Ausdruck gebracht wird, dass Frauen ebenfalls Macht besitzen, und diese auf Männer ausüben. Außerdem können auf diesem Weg das Verhältnis der beiden Geschlechter ins Zentrum gerückt und die gegenseitigen Bedingungen für die Konstitution von Männlichkeit und Weiblichkeit analysiert werden (vgl. ebd. 2003:158f).

Sexualisierte Gewalt als Ausdruck von Macht

In vielen Angstraum-Diskursen sowie bei den durchgeführten Interviews ist immer wieder die Angst vor einer Vergewaltigung, sprich sexueller und sexualisierter Gewalt, vorherrschend. HAGEMANN-WHITE (1993 in KUTSCHINSKE 1999:38) definiert sexuelle Gewalt als

„jede Verletzung der körperlichen oder seelischen Integrität einer Person, welche mit der Geschlechtlichkeit des Opfers und des Täters zusammenhängt und unter Ausnutzung eines Machtverhältnisses durch eine strukturell stärkere Person zugefügt wird“.

KAMPSHOFF (1996:100) differenziert zwischen dem direkten und indirekten Erleben von sexualisierter Gewalt, in dem sie darauf hinweist, dass sich Berichte oder Erzählungen über vergewaltigte Frauen auch mobilitätseinschränkend auf Frauen auswirken, welche kein Opfer dieser Gewalterfahrung waren. KUTSCHINSKE (1999:38f) zieht daraus die Schlussfolgerung, dass sich Frauen „aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht“ (ebd.) als „Opfer von sexueller Gewalt“ (ebd.) sehen, „weil jede Frau nun einmal eine Frau ist und sich allein deswegen dieser Gewalt nicht entziehen kann“ (ebd.). Dadurch verstärken sich abermals geschlechtsstereotypische Zuschreibungen der ‚schwachen‘, ‚verwundbaren‘ Frau, welche sich aufgrund der „sexuellen Terrorisierung“ (BARRY 1985 in KUTSCHINSKE 1999:39) in ihrer Mobilität aus Angst vor sexualisierter Gewalt einschränkt. KUTSCHINSKE (1999:38) bezeichnet diese Form der Gewalt daher treffend als „Strukturmerkmal patriarchaler Gesellschaften“.

HEILIGER und ENGELFRIED (1995 in KUTSCHINSKE 1999:40f) erarbeiteten in diesem Zusammenhang Gründe für die männliche Bereitschaft sexualisierter Gewalt gegen Frauen. Sie beschreiben einige Elemente, welche als Voraussetzung und gleichzeitig Legitimation sexualisierter Gewalt angesehen werden können, beispielsweise ungleiche hierarchische Macht- und Geschlechterverhältnisse sowie das vorherrschende Patriarchat mitsamt all seinen hegemonialen Männlichkeits-Vorstellungen. Die beiden Autorinnen beschreiben nun, dass Buben/Männer in ihrem Sozialisationsprozess einerseits unter dem (medial und gesellschaftlich bedingten) Druck stehen, diese idealtypischen Vorstellungen ‚des‘ Mannes zu erfüllen, andererseits in der Realität oft daran scheitern. Um diesem Rollenbild nun doch gerecht zu werden, versuchen sie durch offene oder subtile Gewalt insbesondere Frauen zu unterwerfen, um ihrerseits wiederum ein Machtgefühl herstellen zu können. Voraussetzungen für dieses Verhalten sehen die beiden Autorinnen in der „früh eingeübten Sexualisierung von Aggression“ und der „Erotisierung von Gewalt und Unterwerfung anderer“ (HEILIGER und ENGELFRIED 1995 in KUTSCHINSKE 1999:41). Diese Art der Unterdrückung funktioniert jedoch nur aufgrund der weiblichen Stereotypen wie „Hilflosigkeit, Wehrlosigkeit und Verletzlichkeit“ (vgl. ebd. 1999:42), welche im Geschlechterdiskurs verfestigt werden. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass es sich bei diesen Beschreibungen um Verallgemeinerungen handelt, und dass auf individueller Ebene diese Stereotypen auch in einem Wandel begriffen sind (vgl. ebd.).

Sexualisierte Gewalt ist schlussendlich immer ein Zeichen der Macht und lässt sich aus „Krisen- und Schwächesituationen der Täter⁶“ sowie deren „Schwäche und Ohnmacht“ (KUTSCHINSKE 1999:42) herleiten. Sie ist kein Ausdruck von Stärke, sondern dient der Kompensation von Angst und Schwäche. Die Macht, die gegenüber dem Opfer ausgeübt wird, bringt den Täter in eine dominierende Position und gibt ihm dadurch– für kurze Zeit– die verlorene Stärke wieder. Sexualisierte Gewalt, mit Vergewaltigungen als stärkster Ausprägung, wird daher als Machtbedürfnis angesehen, „das sexuell ausgelebt wird, aber nicht sexuell motiviert ist“ (ebd. 1999:43).

Durch die Erklärung der Motive für sexualisierte Gewalt lässt sich erkennen, dass „Vermeidungsstrategien“ wie das Tragen nicht-aufreizender Kleidung etc. in diesem Zusammenhang keine Rolle spielt, da es dem Täter nicht um die Befriedigung sexueller Bedürfnisse, sondern um Machtausübung geht, welche in keiner Relation zu der Kleidung oder dem Aussehen der Opfer stehen. KUTSCHINSKE (1999:43) beschreibt jedoch eindrücklich, warum diese Meinung in der Gesellschaft immer noch gerne vertreten wird⁷: Kann dem Opfer eine Mitschuld der Tat zugewiesen werden, kann man sich selbst als Opfer ausschließen, wenn man sich anders verhält. Die Angst, selbst Opfer zu werden, kann verdrängt werden. Sprich: „Wenn ich in der Nacht nicht mit Minirock unterwegs bin, kann mir nichts passieren“ (vgl. ebd).

Nun stellt sich nach ARENDT'S Aussage „Gewalt (...) bedarf immer eines Zwecks, der sie dirigiert und ihren Gebrauch rechtfertigt“ (ARENDT 1995:52) die Frage nach dem Sinn und dem Zweck *sexualisierter Gewalt*. Sieht man sexualisierte Gewalt als Zeichen der Machtausübung an, welche vornehmlich von Männern gegenüber Frauen ausgeübt wird, so ist ein Zweck dahinter sicherlich die Aufrechterhaltung des Patriarchats und der vorherrschenden hegemonialen Gesellschaftsordnung.

⁶ Der Begriff „Täter“ wird hier absichtlich nur in der männlichen, sprich nicht-gegenderten Version, verwendet, weil sich dieses Kapitel der Beschreibung der Machtausübung von Männern gegenüber Frauen in Form sexualisierter Gewalt beschäftigt, und die Täter in diesem Zusammenhang ausschließlich männlich sind. Natürlich gibt es auch Frauen, welche sexualisierte Gewalt, in welchen Kontexten auch immer, ausüben, darauf wird in dieser Arbeit jedoch nicht eingegangen.

⁷ Man bedenke in diesem Zusammenhang nur das Präventions-Video der ungarischen Polizei, in dem Mädchen mit den Worten „Du kannst etwas dafür, du kannst etwas dagegen tun“ die (Mit)Schuld einer Vergewaltigung gegeben wird. Grund für diese Annahme ist, dass die Mädchen betrunken sind und kurze, aufreizende Kleider tragen (vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=y5XGJbsOATc>)

8.4.2 Strukturelle Gewalt

Strukturelle Gewalt nach GALTUNG

Der Begriff „Strukturelle Gewalt“ stammt von dem norwegischen Gesellschaftswissenschaftler und Friedensforscher Johan Galtung, welcher in seinen Theorien die Begriffe „Gewalt“ und „Frieden“ als generellen Gegensatz ansieht: „Frieden ist Abwesenheit von Gewalt“ (GALTUNG 1975:8).

GALTUNG (1975:9) spricht sich für einen erweiterten Gewaltbegriff aus, welchen er folgendermaßen definiert: „Gewalt liegt dann vor, wenn Menschen so beeinflusst werden, dass ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potenzielle Verwirklichung“. Diese Definition hebt den „Unterschied zwischen dem Potentiellen und dem Aktuellen“ hervor– ist der potenzielle Teil größer als der aktuelle Teil, und wäre letzterer vermeidbar, so spricht GALTUNG von Gewalt. Unterschieden werden kann unter anderem zwischen physischer und psychischer Gewalt. Während die physische Gewalt eine körperliche Beeinträchtigung (mit Töten als extremste Form) bezeichnet, richtet sich die psychische Gewalt gegen die Persönlichkeit und kann zu einer Verminderung geistiger Möglichkeiten führen (vgl. ebd. 1975:9f). Bezugnehmend auf die vorherrschenden patriarchalen geschlechtsspezifischen Hierarchieverhältnisse, kann die Konstruktion von Angsträumen durchaus auch als Ergebnis psychischer Gewalt angesehen werden, beziehungsweise von dieser beeinflusst werden: Unter der Annahme, dass Männer– bewusst oder unbewusst– ihre gesellschaftliche Vormachtstellung aufrecht erhalten wollen, üben sie psychische Gewalt auf Frauen aus. Die Angst der Frauen vor (sexualisierter) Gewalt im öffentlichen Raum wäre vermeidbar, doch durch das Wissen der Möglichkeit, Opfer von Gewalt werden zu können, entwickeln einige Frauen Vermeidungsstrategien. Diese sind, in Anlehnung an GALTUNG, jedoch nichts anderes als eine Verringerung der potenziellen Verwirklichung und in weiterer Folge des Handlungsspielraumes.

GALTUNG unterscheidet des Weiteren zwischen personaler/direkter Gewalt, welche von einem oder mehreren AkteurInnen ausgeübt wird, sowie struktureller/indirekter Gewalt, bei der es kein handelndes Subjekt gibt. Die strukturelle Gewalt „ist in das System eingebaut und äußert sich in ungleichen Machtverhältnissen und folglich in ungleichen Lebenschancen“ (ebd. 1975:12). Als Beispiele nennt GALTUNG die Ungleichverteilung der Einkommen und Bildungschancen, etc. Insgesamt ist strukturelle Gewalt in vielen „gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen, Rollenzuschreibungen und Mustern“ (WIEN.GV.AT o.J.) erkennbar, und wirkt sich außerdem meist nachteilig auf Frauen aus (vgl. ebd.). GALTUNG (1975:13) selbst verwendet den Begriff „soziale Ungerechtigkeit“ zeitweilig als Synonym für „strukturelle Gewalt“. Außerdem erklärt er den

Unterschied zwischen personeller und struktureller Gewalt in sehr eindrucksvoller Weise: Während personelle Gewalt dynamisch und ständigen Veränderungen unterworfen ist und daher mit Wellenbewegungen, welche selbst das stille Wasser aufwühlen, verglichen werden kann, so ist die strukturelle Gewalt „geräuschlos“, unsichtbar und statisch– „sie ist das stille Wasser“ (ebd. 1975:16). Strukturelle Gewalt steht daher mit einer gewissen Beständigkeit, wie sie auch in „stabilen Gesellschaften“ vorherrscht, in Verbindung, während die personelle Gewalt eher von den „Launen und Wünschen einzelner“ abhängig ist. Sie ist zwar leichter festzustellen, dennoch können „die ‚stillen Wasser‘ der strukturellen Gewalt viel gewalttätiger“ sein (ebd. 1975:17). Ausgehend von der Grundaussage, dass strukturelle Gewalt auf einer Ungleichheit von Macht zwischen verschiedenen Personen(gruppen) beruht, und im Fall der patriarchalen Geschlechterverhältnisse die Männer die überlegene, und die Frauen die unterlegene Gruppe darstellen, so wird auch im Bezug zur Konstruktion von Angsträumen die enorme Dimension der strukturellen Gewalt sichtbar: Die Angst im öffentlichen Raum ist bei vielen Frauen gegeben, wobei es sich hier um eine Angst vor personaler Gewalt handelt. Diese Struktur zeigt aber das Ausmaß der strukturellen Gewalt, der Vorherrschaft der Männer und deren Macht, die sie in unserer Gesellschaft immer noch besitzen. Auch Männer können im öffentlichen Raum Angst vor personaler Gewalt haben, hier geht die Gefahr jedoch ebenfalls von Männern aus- dadurch werden hier auch interne Hierarchien der Macht sichtbar. Zusammenfassend kann die Angst vor personaler (körperlicher, sexualisierter) Gewalt im öffentlichen Raum als Ausdruck der strukturellen Gewalt in unserer patriarchalen, hierarchisch strukturierten Gesellschaft angesehen werden.

Auch die Frage nach dem Zusammenhang zwischen personaler und struktureller Gewalt lässt GALTUNG (1975:23ff) nicht unbeantwortet: Zunächst wird die gewalt-ausübende Person definiert als jemand, der nicht nur aus einer individuellen Überlegung heraus gewalttätig handelt, sondern auch „auf der Grundlage statusbedingter Rollenerwartungen, die an ihn gerichtet werden und durch deren Erfüllung er sein soziales Selbst verwirklicht“ (ebd. 1975:23). Des Weiteren ist bei der Unterscheidung zwischen personaler und struktureller Gewalt einerseits die Schuld, andererseits die persönliche Bindung zu untersuchen: Bei der personalen Gewalt gibt es immer eine/einen (eindeutig bestimmbar/bestimmbaren) Schuldige/Schuldigen, sowie eine persönliche Bindung zwischen Subjekt und Objekt. Bei der strukturellen Gewalt hingegen gibt es per se keine Schuldige/keinen Schuldigen, und nur eine indirekte Verbindung. GALTUNG schlussfolgert, dass personale und strukturelle Gewalt einerseits unabhängig voneinander existieren können, sie jedoch trotzdem kausal zusammenhängen: „Man könnte sagen, dass alle Fälle von struktureller Gewalt bei genauer Überprüfung in ihrer *Vorgeschichte* auf personale

Gewalt zurückzuführen sind“ (ebd. 1975:24). Dennoch besteht bei dieser Aussage die Gefahr einer Zeugungstheorie, da sie beispielsweise die Frage „Wie wurde der Prozess überhaupt in Gang gesetzt?“ nicht beantworten kann (vgl. ebd. 1975:25).

Schließlich schlussfolgert GALTUNG (1975:26), dass strukturelle manifeste Gewalt dennoch sehr wohl Voraussetzung für latente personale Gewalt sein kann:

„Wenn die Struktur in Gefahr ist, werden jene, die von der strukturellen Gewalt profitieren, vor allem diejenigen, die an der Spitze stehen, versuchen, den Status quo aufrechtzuerhalten, der so gut geeignet ist, ihre Interessen zu schützen“.

Von weiterer Bedeutung ist außerdem folgender Faktor:

„inwieweit diejenigen, die von der strukturellen Gewalt profitieren, selbst schwerwiegende und ernste Zweifel an der Struktur haben und es lieber sähen, wenn sie geändert würde, sogar auf ihre Kosten“ (ebd. 1975:26f).

Auch diese beiden Zitate lassen Rückschlüsse auf die Konstruktion von Angsträumen, und insbesondere deren Reproduktion und Verfestigung, zu. Das männliche Geschlecht profitiert in vielerlei Hinsicht von den vorherrschenden patriarchalen Strukturen, und ist direkt oder indirekt bemüht, diese aufrecht zu erhalten, da es ansonsten einen Machtverlust zu verzeichnen hätten. Allerdings ist nicht klar, inwieweit sich einerseits *jeder* Mann über das Patriarchat und dessen Auswirkungen bewusst ist, und andererseits, ob *jeder* Mann hinter den vorherrschenden Strukturen steht und diese befürwortet. Gerade am Beispiel der Angsträume stellt sich die Frage, ob sich Männer (als auch Frauen) über die Gründe dieser Konstruktion überhaupt bewusst sind, über die Bedeutung, welche strukturelle Gewalt darauf hat, und ob sie diese tatsächlich befürworten. Würde es Männer wirklich stören, wenn sich Frauen in einem größeren Ausmaß und ohne Angst im öffentlichen Raum bewegen würden? Hier ist eine Differenzierung zwischen den Alters- und Bildungsklassen mit Sicherheit von Nöten, und die Diplomarbeit hat auch nicht das Ziel, diese Fragen zu beantworten, dennoch glaube ich zumindest– auf Grundlage von Gesprächen mit mehreren männlichen Studienkollegen–, dass gerade junge, gebildete Männer dem Patriarchat eher kritisch gegenüber stehen.

Geschlechtsspezifische strukturelle Gewalt

Strukturelle Gewalt lässt sich nicht nur allgemein, sondern auch unter einem geschlechtsspezifischen Aspekt betrachten. HALBRITTER (1991:110) spezifiziert die strukturelle Gewalt als „Missachtung des Frauenkörpers“ ohne die Anwendung körperlicher Gewalt.

RAU (1989 in HALBRITTER 1991:110) unterscheidet vier Formen der strukturellen Gewalt:

1. Verinnerlichte Gewaltstrukturen, welche bereits automatisiert sind und nicht mehr hinterfragt werden
2. Reflexive Gewaltformen, welche unter anderem zu Vermeidungsstrategien führen
3. Offene Gewalt gegen das weibliche Geschlecht
4. Stadtstrukturelle Gewalt, die durch die stadtplanerische Architektur (Bau- und Siedlungsformen) bedingt wird.

Sämtliche Formen von Gewalt (sexuelle, körperliche und psychische Gewalt, Stalking etc.) stehen in Zusammenhang mit der strukturellen Gewalt (vgl. WIEN.GV.AT). ROHBECK und WILLIAMS (1993 in SAILER 2003:34) bezeichnen alles, was Frauen in ihrer „Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit einschränkt“, als strukturelle Gewalt im öffentlichen Raum.

RAU (1989 in SAILER 2003:34) bringt ein Beispiel, das verdeutlichen soll, wie stark die strukturelle Gewalt in unserer Gesellschaft verankert ist, und welche große Rolle sie bei der Konstruktion von Angsträumen spielt. Vergewaltigungen als Form der strukturellen Gewalt spiegeln die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern wider und beeinflussen das Verhalten von Frauen:

„Vergewaltigung ist nicht ein Machtmittel eines einzelnen Mannes gegen eine einzelne Frau, sie ist ein Herrschaftsinstrument, das alle Frauen unterdrückt. Frauen leben mit Vergewaltigung, auch wenn sie ihr Leben lang nicht vergewaltigt werden. Frauen leben mit der Angst vor Vergewaltigung, auch wenn sie diese nicht mehr als reale Angst wahrnehmen“ (RAU 1989 in SAILER 2003:34).

BECKER (1998 in SAILER 2003:35) formuliert schließlich den Zusammenhang zwischen struktureller Gewalt und Gewalt im öffentlichen Raum:

„die Gewalt gegen Frauen im öffentlichen Raum ist in unserer Gesellschaft strukturell, für die Gesellschaft konstitutiv, der sichtbarste Ausdruck der räumlichen Begrenzung, die ein Frauenleben von frühester Kindheit an durchzieht“.

In diesem Zitat wird auch der Faktor der Mobilitätseinschränkung durch die Angsträume erwähnt, welcher in Kapitel 8.2 genauer beschrieben wird.

8.4.3 Sozialisation und Erziehung

Warum reagieren viele Frauen bei Dunkelheit angstvoll im öffentlichen Raum? Woher kommt diese Angst? DIRNBACHER (1991:90) stellt sich diese Fragen und beantwortet sie mit der „sozialisationsbedingten Erziehung zur Hilfslosigkeit“. Insbesondere in den vergangenen Jahrzehnten wurde Frauen beigebracht, dass der Mann an ihrer Seite für Schutz sorgt, und diese „anerzogene Hilfslosigkeit“ bleibt oft ein Leben lang auf einer psychischen als auch auf einer physischen Ebene bestehen. Diese vermittelt den Frauen auch, dass sie sich alleine nicht gegen einen Mann wehren können, und als Erklärung wird gleich zwei Mal auf weiblichen Stereotypen verwiesen: Einerseits wären Frauen körperlich zu schwach, andererseits entspricht die weibliche, körperliche Verteidigung ebenfalls nicht ihrer Geschlechtsrolle (vgl. ebd. 1991:91).

Schon in der Erziehung von Kindern gibt es Unterschiede zwischen Mädchen und Buben: Von Geburt an haben die Eltern unterschiedliche Erwartungen an ihr Kind, welche von dessen Geschlechtszugehörigkeit geprägt wird (vgl. LORBER 1999:56f).

(Über)Vorsorglichkeit der Eltern kann das Sicherheitsempfinden der Kinder im öffentlichen Raum maßgeblich beeinflussen, womit wiederum die „anerzogene Hilfslosigkeit“ (DIRNBACHER 1991:90f) angesprochen wird. Auch das Spielverhalten von Kindern ist geschlechtsspezifisch: Während Buben wilde Bewegungsspiele favorisieren, sind Mädchen hier nur „Zaungäste“, und halten sich eher in geschlossenen Räumen auf (vgl. PERNER 1991:124). In einer Wiener Studie zu Mädchen im öffentlichen Raum wurde das geschlechtsspezifische Freizeitverhalten von Kindern ab 10 Jahren genauer untersucht. Ein wichtiges Ergebnis war, dass der Bewegungsradius und die Rauman eignung von Burschen wesentlich größer ist, und dass diese den öffentlichen Raum prinzipiell mit ihrer „Repräsentanz und Dominanz“ (BENARD et al. 1997:16) beherrschen. Mädchen werden ab diesem Alter in ihrem Verhalten sesshafter, nehmen weniger an sportlichen Aktivitäten teil, und haben insgesamt einen begrenzteren Bewegungs- und Handlungsspielraum. Begründet wird diese Entwicklung einerseits durch die Sozialisation und Erziehung– Eltern verhalten sich bei Mädchen wesentlich besorgter, insbesondere durch „Gerüchte über die Gefährlichkeit dieser oder jener Örtlichkeit ‚für ein Mädchen‘“ (ebd.). Andererseits sind die Spielplätze und Parks selbst oft eher für Burschen und deren Bedürfnisse ausgelegt, da bei dessen Planung nicht berücksichtigt wurde, dass Mädchen, bedingt durch andere „Spiel-, Sport- und Beschäftigungsinteressen“ (ebd. 1997:4) auch andere Anforderungen an den öffentlichen Raum haben. Die Folgen, die daraus entstehen, sind jedoch nicht zu unterschätzen: Mädchen gewöhnen sich an den kleineren Bewegungsspielraum, ihr Körpergefühl wird dadurch eingeschränkt, und sie sehen sich als die Beobachterinnen der Spiele der Burschen– sie erleben ihre Altersgenossen, im

Gegensatz zu sich selbst, als Handelnde. Die Mädchen finden sich mit der Zeit damit ab, als „die ‚Schwächeren‘ und ‚Schlechteren‘ von wünschenswerten Plätze und Dingen verdrängt zu werden“ (ebd. 1997:16), und all diese Erfahrungen haben natürlich große Auswirkungen auf die „Einstellung zu Selbstständigkeit, Raumkompetenz und Selbstvertrauen“ (ebd. 1997:17).

Zusammenfassend ist *gender* daher nicht nur eine zugeschriebene Kategorie, sondern wird auch erworben (vgl. LORBER 1999:67). BIRDWHISTELL (1970 in LORBER 1999:66) spricht in diesem Zusammenhang sogar von „tertiären Geschlechtsmerkmalen“.

Doch nicht nur das Spielverhalten, sondern auch andere Aspekte der Sozialisation und Erziehung in der Kindheit und der Jugend spielen eine Rolle in der Entwicklung des ungleichen Geschlechterverhältnisses. So beschreibt FLAAKE (2002:162), dass bereits im Vorschulalter „Praktiken eines gewaltförmigen Geschlechterverhältnisses“ (ebd.) eingeübt werden, und dass „Selbstaufwertung durch Herabsetzung des anderen Geschlechts“ (ebd.) eine „gesellschaftlich nahe gelegte Strategie psychischer Stabilisierung für Männer“ (ebd.) zu sein scheint. In weiterer Folge wird dieses „aggressiv-herabsetzende Verhalten“ (ebd.) zunehmend sexuell, und viele der verbalen als auch tätlichen Übergriffe von Burschen/Männern auf Mädchen/Frauen beziehen sich auf den weiblichen Körper und dessen Sexualität. Gerade mit Beginn der Adoleszenz fühlen sich die jungen Männer dadurch verunsichert und versuchen ihre eigene Beunruhigung durch „Kontroll- und Entwertungsstrategien“ (ebd.) zu verarbeiten. Viele Mädchen reagieren darauf mit Ignorieren, dennoch hinterlassen die Kommentare der Burschen „subtile Verletzungen“ (ebd. 2002:163). So wurde in mehreren Studien ersichtlich, dass Burschen bereits ab dem 7. Lebensjahr eine sexuell abwertende Sprache gegenüber den Mädchen benutzen, wobei hier auch viele Buben unter dem Gruppenzwang der „Inszenierung männlicher Dominanz“ (ebd. 2002:164) leiden. Beispiele für das abwertende Verhalten sind beispielsweise „taxierende Blicke“ (ebd.) und „spöttische Kommentare“ (ebd.) von Burschen und Männern, welche die Mädchen und Frauen insbesondere ab der Pubertät und den damit einhergehenden körperlichen Veränderungen „verfolgen“ (ebd.). Gerade in dieser wichtigen Entwicklungsphase, in der beide Geschlechter durch deren körperliche Veränderungen verunsichert sind, reagieren die Burschen mit einer Objektivierung des weiblichen Körpers, was für die Mädchen noch größere Verunsicherung und Kränkungen hervorruufen kann.

Diese geschlechtsspezifischen Asymmetrien vom mächtigen Burschen und dem Mädchen als „Objekt“ werden körperlich verankert (ebd. 2002:164f) und setzen sich in den hierarchischen Geschlechterunterschieden im weiteren Leben fort:

„Sozialisationsprozesse von Jungen und Mädchen können verstanden werden als Einübung in gewaltförmige Geschlechterverhältnisse, als Gewöhnung an die potentielle Macht von Jungen und Männern, körperliche Grenzen zu überschreiten und körperlich zu verletzen, als Gewöhnung an die Offenheit von Mädchen und Frauen für solche Verletzungen“ (FLAAKE 2002:168).

Natürlich verhalten sich nicht alle Burschen und Männer verletzend und grenzüberschreitend, dennoch haben sie aufgrund ihres Geschlechts die „gesellschaftliche Erlaubnis“ (ebd. 2002:168f) dazu.

Mit dieser „gesellschaftlichen Erlaubnis“ steht die potenzielle Möglichkeit für Mädchen und Frauen, Opfer sexualisierter Gewalt werden zu können, in Verbindung. Einerseits können beide Geschlechter Opfer werden, andererseits wird den Mädchen jedoch vermittelt, dass bei ihnen die Wahrscheinlichkeit höher ist (vgl. KAMPSHOFF 1996:99): So werden sie in Schule und Elternhaus vor der Gefahr der sexuellen Übergriffe gewarnt und „verinnerlichen diese potenzielle Gefährdung“ (ebd. 1996:101): Sie „müssen mit sexueller Gewalt rechnen“ (ebd. 1996:102). Dadurch werden sie von Erziehungspersonen stärker behütet und daraus folgend in ihrer Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum eingeschränkt (vgl. HAGEMANN-WHITE 1984 in STEIN-HILBERS 2000:160).

8.5. Persönliche Dimension der Angstraumkonstruktion

Angst im öffentlichen Raum kann nicht nur durch architektonisch-räumliche Gegebenheiten oder durch soziale Bedingungen hervorgerufen werden, sondern auch durch Erfahrungen, Berichten von FreundInnen und Bekannten, etc. entstehen. Gerade diese Erfahrungen und/oder Erzählungen führen häufig zu Vermeidungsstrategien, welche die betreffenden Personen (hauptsächlich Frauen) in ihrer Rauman eignung und ihrem täglichen Leben einschränken. Die Problematik an der persönlichen Dimension der Angstraumkonstruktion ist, dass einem nicht einmal selbst etwas passiert sein muss, man sich aber trotzdem als potenzielles Opfer wahrnimmt, insbesondere, wenn im Bekanntenkreis schon öfter Negatives vorgefallen ist. Im Rahmen dieser Arbeit wurde beispielsweise schon oft beschrieben, dass Frauen, die noch nie Opfer sexualisierter Gewalt geworden sind, dennoch Angst davor haben (vgl. M. KAMPSHOFF 1996:100, KUTSCHINSKE 1999:38f- beide Kapitel 8.4.1, RAU 1989 in SAILER 2003:34- Kapitel 8.4.2).

8.5.1 Persönliche Maßnahmen zur Verringerung der Angst im öffentlichen Raum

MEYER (1999 in SAILER 2003:65ff) bildet vier Kategorien, die die möglichen Reaktionen auf Angst im öffentlichen Raum zusammenfassen und beschreiben:

1. Einschränkung und Rückzug: Bestimmte Aktivitäten, oftmals in Verbindung mit bestimmten Tageszeiten, werden gemieden; z.B. nächtliche Spaziergänge durch Parks.
2. Sicherheitsvorkehrungen: Hierzu zählt das Vermeiden von Haltestellen, Unterführungen, Parks, Parkhäusern etc., das bedachte Wählen des Sitzplatzes in öffentlichen Verkehrsmitteln, die Nutzung von Fahrrädern, Taxis oder dem eigenen Auto zum Nachhausekommen, usw.
3. Selbstverteidigung: Durch Selbstverteidigungskurse können die eigenen Reaktionsmuster verbessert und das Selbstbewusstsein gestärkt werden. Ein weiterer Vorteil körperlicher Selbstverteidigung ist das damit entstehende Aufbrechen von Stereotypen, da sich die sonst so „wehrlose“ „friedliche“ Frau aggressiv und wehrhaft zeigt (vgl. SAILER 2003:77). In einer Wiener Studie (BUHEGGER und VOLLMEIER 1991:101) wird außerdem ersichtlich, dass Frauen, welche schon einmal einen Selbstverteidigungskurs besucht haben, wesentlich sensibilisierter für die Angst sind und als Konsequenz daraus auch mehr Lösungsvorschläge im Umgang mit der Angst nennen.

In verschiedenen Umfragen geben Frauen außerdem an, Pfeffersprays, einen Alarm oder Alltagsgegenstände wie einen Schlüsselbund bei sich zu tragen, um sich in Notsituationen körperlich wehren zu können.

4. Änderung der Rahmenbedingungen: Nur sehr wenige Personen engagieren sich aktiv für die Änderung der vorherrschenden Rahmenbedingungen—in einer Schweizer Studie (MEYER 1999) waren dies nur 9% der befragten Frauen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Mehrheit der Frauen bewusst Strategien einsetzt, um sich im öffentlichen Raum sicherer zu fühlen bzw. für sie unangenehme Situationen zu vermeiden (vgl. MEYER 1999 in SAILER 2003: 65ff).

Vermeidungsstrategien reichen vom Umgehen bestimmter (Angst-)Räume über das Nachhause-Fahren mit dem Taxi oder dem eigenen Auto bis hin zum Verzichten des Außer-Haus-Gehens (vgl. TRESKE et al. 1990:44). BUCHEGGER und VOLLMEIER (1991:101) beschreiben eine Studie aus Wien mit 216 befragten Frauen. 64% beschreiben ihre Reaktion auf verbale Belästigung mit „Wut und Zorn“, 43% mit „Angst“. Die Mehrheit der Befragten reagiert passiv auf ihre Angst (74% vermeiden bestimmte Orte, um Belästigungen zu entgehen), während nur ein geringer Anteil mit aktive Maßnahmen,

wie das Tragen eines Pfeffersprays, den Besuch von Selbstverteidigungskursen, lautstarkem Wehren in der Belästigungssituation, etc., reagiert. MEYER (1999 in SAILER 2003:65) zitiert eine Umfrage aus der Illustrierten STERN, wonach „24% der Frauen abends nicht mehr aus dem Haus, 19% nicht mehr alleine weg gingen und sich 25% abholen ließen“ (SAILER 2003:65), wobei die Werte in Großstädten noch höher liegen. Dennoch lässt sich nicht verallgemeinern, wann welche Person Unsicherheits/Angstgefühle entwickelt. Viele haben jedoch ein differenziertes Mobilitätsverhalten untertags bzw. in der Nacht. Doch nicht nur die Dunkelheit ist ausschlaggebend, Unsicherheiten werden auch mit damit zusammenhängenden Faktoren wie z.B. einer geringeren Belebung der Straßen bei Nacht oder dem Betriebsschluss des öffentlichen Verkehrs in Verbindung gebracht. In Studien geben Frauen auch an, dass sich die Vertrautheit der Umgebung und ihre Stimmung auf Unsicherheits/Angstgefühle auswirken (vgl. SAILER 2003:65).

Die aktuellste Studie diesbezüglich ist wiederum die von SORA im Jahr 2008 in Wien durchgeführte Erhebung. In der folgender Grafik werden die Ergebnisse der Maßnahmen zur Erhöhung der Sicherheit dargestellt. Einige Aspekte sind im Rahmen dieser Arbeit irrelevant, da z.B. auch Maßnahmen gegen Einbruch etc. genannt werden.

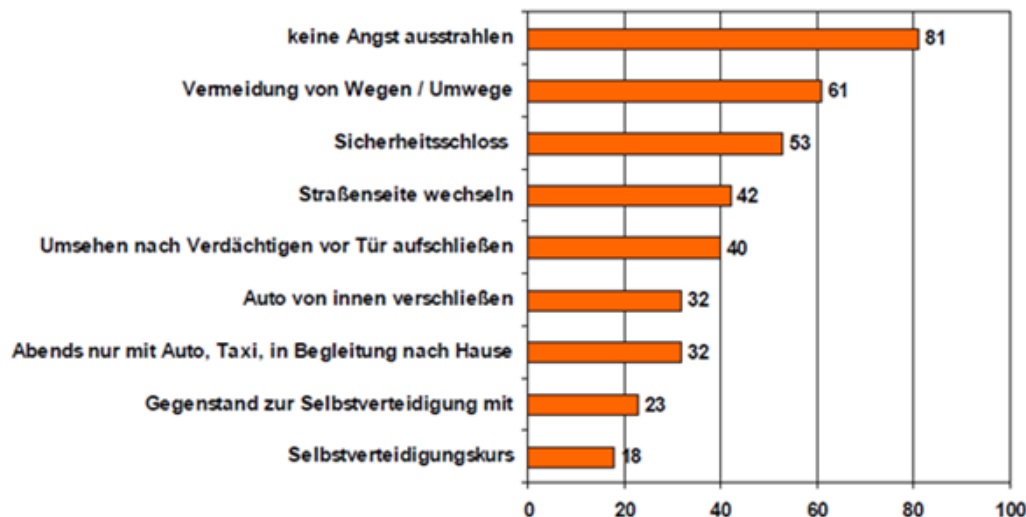


Abb. 2: Maßnahmen zur Erhöhung der Sicherheit (Quelle: ZANDONELLA und ZEGLOVITS 2008:50)

Das Selbstvertrauen spielt bei den Maßnahmen zur Erhöhung der Sicherheit die größte Rolle: 81% der befragten Frauen gaben an, als Maßnahme „keine Angst aus[zu]strahlen“. Bezogen auf die Verringerung von Angst im öffentlichen Raum gaben 61% an, bestimmte Wege zu vermeiden oder Umwege in Kauf zu nehmen, 42% wechseln bei bedrohlichen Situationen die Straßenseite, 32% gehen abends nicht alleine nach Hause sondern fahren mit dem Auto, Taxi oder werden begleitet; fast jede 5. Frau

trägt Gegenstände der Selbstverteidigung bei sich, und 18% besuchten schon einmal einen Selbstverteidigungskurs.

8.5.2 Öffentliche Maßnahmen zur Verringerung der Angst im öffentlichen Raum

Abgesehen von den persönlichen Maßnahmen zur Verringerung der Angst bzw. Unsicherheit im öffentlichen Raum gibt es eine Reihe öffentlicher Maßnahmen, welche insbesondere die Mobilität der Frauen erhöhen sollen. Einerseits zählen dazu die planerisch-architektonischen Veränderungen, welche in Kapitel 8.3.1 schon beschrieben wurden (bessere Übersichtlichkeit, Einsehbarkeit, Beleuchtung, Belebung, etc.), andererseits fallen unter diese Kategorie auch organisatorische Maßnahmen wie Frauenparkplätze oder Frauen-Nachttaxis. Die Frauenparkplätze wurden in Deutschland 1996 eingeführt, stoßen jedoch nicht unbedingt auf Beliebtheit. Einerseits beschwerten sich viele Männer über ihre Benachteiligung, andererseits geben Frauen zu bedenken, dass durch die Frauenparkplätze potenzielle Täter genau darüber Bescheid wissen, wo Frauen parken, und das geschlechtsspezifische Rollenbild der schwachen, wehrlosen Frau verstärkt wird. Dennoch erhöht sich bei einigen Frauen das subjektive Gefühl der Sicherheit. Grundsätzlich sind Parkgaragen jedoch keine „perfekten Orte des Verbrechens“ – eine Studie in Basel ergab, dass weniger als 2,5% aller Fälle sexueller Gewalt in Parkhäusern stattfanden (vgl. SAILER 2003:82ff). Frauennachttaxis haben zum Ziel, die Mobilität der Frauen zu erhöhen, in dem diese nachts sicher nach Hause kommen. In verschiedenen deutschen Städten wurden unterschiedliche Angebote – von privaten Taxiunternehmen über „Frauen fahren Frauen“ bis hin zu preisreduzierten Taxifahrten – entwickelt (vgl. SAILER 2003:84).

BUHEGGER und VOLLMEIER (1991:102) schlagen ebenfalls Lösungsvorschläge im organisatorischen Rahmen vor, welche von einer verstärkten nächtlichen Polizeipräsenz über längere Betriebszeiten der öffentlichen Verkehrsmittel bis hin zu höheren Strafen bei Gewalttaten gegen Frauen reichen. Ebenso sprechen sie – als mögliche Lösung zur Verringerung der Angsträume – eine Änderung des Verhaltens des Menschen an: Einerseits sollen Männer dahingehend sensibilisiert werden, dass sämtliche Formen des Street Harassments unangenehm sind, andererseits wünschen sich die beiden Autorinnen auch ein größeres Solidaritätsgefühl unter den Frauen nach dem Motto „Hinschauen statt wegschauen“, um so nicht nur die Frauen zu stärken, sondern auch die Männer vor Übergriffen abzuhalten (vgl. BUCHEGGER und VOLLMEIER 1991:102).

Eine weitere Möglichkeit zur Verringerung der Angst und ein Zeichen, dass diese Gefühle ernst genommen werden, ist das Einbeziehen von Frauen (Fachfrauen, Bürgerinnen,

Bewohnerinnen, Fraueninitiativen, etc.) in Planungsprozesse. Einerseits können Frauen als Expertinnen ihre Erfahrungen und Sichtweisen einbringen, andererseits erkennen sie auch die Komplexität des Themas und der Planungsprozesse (vgl. SAILER 2003:79, 81).

„Lebensraum so zu gestalten, daß [sic!] frau ‚Raum hat‘ und nicht Enge erlebt, Einengung... denn Angst kommt von der Enge: von der Enge des Luft-Anhaltens, von der Enge des Sich-klein-Machens, von der Enge des An-den-Rand-gedrückt-Werdens...heißt: Standort beziehen. Raum beanspruchen. Raum planen“
(PERNER 1991:128).

8.5.3 Kritik an den öffentlichen Maßnahmen zur Verringerung der Angst im öffentlichen Raum

Kritisiert wird jedoch, dass durch die öffentlichen Maßnahmen die Gesellschaftsstrukturen weiterhin verstärkt werden und die Probleme dadurch nicht gelöst werden konnten. So geben Kutschinske und Meier (2000:139) zu bedenken, dass Frauen erst recht von der Straße– und damit von den öffentlichen Orten– verschwinden, wenn sie mit Taxis nach Hause fahren, und dadurch Frauen auf Straßen noch seltener zu sehen sind. Des Weiteren sind Frauen durch Nacht-Taxis zwar unabhängig von Begleitpersonen, dennoch zeichnet sich eine neue Abhängigkeit zu den Nachtfahrangeboten ab und Frauen sind daher weiterhin nicht autonom (vgl. Ruhne 2003:44). Auch Becker (2008:70) gibt zu bedenken, dass öffentliche Kontrolle (sei es durch Kontrollorgane oder durch Überwachungskameras) den „normierten, konsumorientierten Gebrauch“ (ebd.) des öffentlichen Raums unterstützt, und dieser daher für die Frauen keineswegs sicherer wird. Ruhne (2003:21) beschreibt außerdem das Fehlen von Evaluierungsstudien, wodurch gerade bei städtebaulichen Veränderungen und mobilitätsfördernden Maßnahmen (Frauenparkplätze, Frauen-Nachtaxis etc.) deren Wirkungskraft nicht erkannt wird. Die wenigen Evaluationsstudien zeigen außerdem, dass die Maßnahmen zwar sensibilisier(t)en, jedoch kaum über diese Ebene hinaus gingen (ebd. 2003:43). Insgesamt werden insbesondere die städtebaulichen und mobilitätsfördernden Konzepte zur Verringerung der weiblichen Angst im öffentlichen Raum auf kommunalpolitischer Ebene etabliert, andererseits jedoch von feministisch-stadtplanerischen Fachkreisen kritisiert und abgelehnt (vgl. ebd. 2003:45). Ruhne (2003:45f) erkennt außerdem eine Stagnation der Entwicklung der Verbesserungsmaßnahmen, da die bisher üblichen Veränderungen trotz Kritik und trotz des Wissens, dass sich dadurch die gesellschaftliche Situation und die diametrale Geschlechterkonstruktion nicht ändert, weiterhin umgesetzt werden, und fordert daher eine „Erweiterung des Forschungs- und Handlungsrahmens“.

9. Die qualitative Studie

Das folgende Kapitel befasst sich mit der Beschreibung der qualitativen Studie: Zunächst wird die Methodik, anschließend die empirische Erhebung erläutert. Die Interviews wurden anhand der Grounded Theory ausgewertet, welche ebenfalls erklärt wird.

9.1 Beschreibung der Methodik

Die zentralen Fragestellungen der Analyse orientieren sich an den drei Dimensionen der Angstraumkonstruktion: Wie und warum „entstehen“ Angsträume, und welche geschlechtsspezifischen Unterschiede gibt es? Welche Erfahrungen haben die InterviewteilnehmerInnen gemacht, haben sie Strategien entwickelt, um mit diesem Angst/Unsicherheitsgefühl umgehen zu können? Wie müssten sich die spezifischen Orte verändern, um sich sicherer fühlen zu können?

Für die Analyse der Angstraumkonstruktion eignen sich besonders qualitative Methoden, da hier das Hauptaugenmerk auf die Interpretationsprozesse der Befragten gerichtet ist. Diese schreiben Objekten Bedeutungen zu, interpretieren soziale Situationen, verhalten sich nicht starr nach Normen und Regeln und konstruieren so „prozesshaft soziale Wirklichkeiten“ (vgl. ATTESLANDER 2008:71). Charakteristisch für qualitative empirische Befragungen ist beispielsweise, dass die Studien „möglichst unter unverfälschten Feldbedingungen“ (HÄDER 2006:69) durchgeführt werden, das Vorgehen individualisierend ist, sowie Einzelfälle analysiert und relativ wenig Fälle untersucht werden und (vgl. ebd.). All diese Charakteristika stimmen mit den durchgeführten Befragungen überein, da diese mit den InterviewpartnerInnen an jenen Orten, an denen sie sich unsicher fühlen, einzeln stattfanden, und es sich bei sechs TeilnehmerInnen um eine relativ geringe Anzahl handelt.

Forschungsprinzipien qualitativer empirischer Befragungen

ATTESLANDER (2008:71f) beschreibt sechs Forschungsprinzipien, welche qualitativen empirischen Befragungen entsprechen: Erstens zeichnet sich diese Art der Forschung durch ihre *Offenheit* aus: Es gibt keine vorab gefestigten Hypothesen oder Theorien, im Gegenteil, diese werden während des Forschungsprozesses weiter entwickelt, verändert und modifiziert. Ein zweites Kriterium bildet der *Prozesscharakter*: Die sozialen Akteure, in diesem Fall die InterviewpartnerInnen, „schaffen Wirklichkeiten, indem sie diese dauernd interpretieren und neu aushandeln“ (ebd.). Als Ziel wird daher auch die Erfassung dieser Interpretationsprozesse gesehen. Ein drittes Forschungsprinzip ist die *Reflexivität*

der Forschung, welche in engem Zusammenhang mit der Offenheit steht: Theorien und Thesen entstehen erst während des Forschungsprozesses und werden in diesem „generiert, modifiziert und verallgemeinert“ (ebd.). Viertens spielt die *Explikation* des Vorgehens eine wichtige Rolle, welche auch als Gütekriterium der gewonnenen Daten angesehen werden kann, da sie sich auf die Offenlegung des Theoriewissens sowie die Beschreibung der Forschung und der Interpretation bezieht. Als fünftes Forschungsprinzip nennt ATTESLANDER die *Kommunikation*, da der gesamte Forschungsprozess vorwiegend darauf beruht. Als sechste Charakteristik wird die *Problemorientierung* aufgezeigt: Der Forscher/die Forscherin nimmt ein gesellschaftliches Problem wahr und bezieht dieses auf das Forschungsfeld und die Forschungsfrage. Außerdem wirken sich deren Ergebnisse wiederum auf die gesellschaftliche Praxis aus (vgl. ebd.). Denn: „Qualitative Forschung verfolgt ein kritisches und praktisches Erkenntnisziel und nicht ein rein theorieprüfendes“ (ebd.).

Diese sechs Forschungsprinzipien entsprechen auch dieser empirischen Studie der Angstraumkonstruktion: Insbesondere die *Problemorientierung* wird in dieser Arbeit als sehr wichtiges Merkmal der Forschung angesehen, da die vorherrschenden patriarchal geprägten, hierarchischen Gesellschaftsstrukturen durchaus gesellschaftskritisch betrachtet werden können.

Wahrnehmungsgeographische Aspekte

Die qualitativen Interviews werden durch Aspekte der Wahrnehmungsgeographie bereichert. Durch Fotos, welche die Befragten an den von ihnen ausgewählten Orten machten, sollen die „subjektspezifischen Raumperspektiven“ (WEIXELBAUMER 2006: 518) erhoben und die „individualspezifische Sichtweise der Welt beschrieben, analysiert und interpretiert“ (ebd.) werden. Die Wahrnehmungsgeographie untersucht die „raum- und gruppenspezifischen Wahrnehmungs- und Handlungsmuster“ (ebd.), und geht davon aus, dass die Raumwahrnehmung der Menschen keinen reinen Stimulus-Response-Relationen folgt, sondern kognitiv von der „subjektiven, ausschnittsweisen Interpretation der potentiellen Umwelt sowie vor allem von individuellen Lebenszielen“ (ebd.: 521) der Personen abhängt. Durch die Raumwahrnehmung entsteht eine „Vorstellungswelt“ in unseren Köpfen, welche mit unseren „Bedürfnissen, Erwartungen und Erfahrungen“ (ebd.) korrelieren. Diese kognitiven Karten verändern sich mit jeder Informationsaufnahme, die wahrgenommenen Elemente werden mit neuen Informationen verknüpft und mit „bereits abgelagerten Wissensstrukturen und Erfahrungsschätzen“ (SPEKTRUM 2015: Wahrnehmungsgeographie) verglichen, und dadurch können bestimmte Ereignisse „sichtbar“ oder auch wieder „unsichtbar“ werden (vgl. WEIXELBAUMER 2006: 521).

Bereits gemachte Erfahrungen, Berichte von anderen Personen sowie neue Erlebnisse spielen in diesem Zusammenhang daher eine große Rolle.

Fotos als Instrument der qualitativen Sozialforschung ermöglichen, „Artefakte zu transportieren und sie als Bilder zu präsentieren und damit Raum und Zeitgrenzen zu überschreiten“ (FLICK 2007:306). FLICK unterscheidet vier verschiedene Formen der Beziehung zwischen dem Forscher/der Forscherin und dem Forschungssubjekt, im Fall dieser Untersuchung handelt es sich um den vierten Typ: „Schließlich kann der Forscher (als ‚Spectator‘) den Teilnehmer (als ‚Operator‘) beobachten, während er fotografiert, und analysieren, welche Gegenstände dabei fotografiert werden“ (ebd.). Genau dieser Ansatz wird in der empirischen Studie verfolgt: Die InterviewpartnerInnen werden aufgefordert, selbst Fotos von den Aspekten oder Teilräumen ihrer ausgewählten Orte zu machen, an denen sie sich unsicher fühlen. Über die Auswahl dieser Blickwinkel lassen sich danach Aussagen über die Konstruktion der Angsträume der InterviewpartnerInnen treffen (vgl. ebd. 2007:308). Die Aspekte der Wahrnehmungsgeographie spielen bei der empirischen Studie eine wichtige Rolle, da diese die subjektive Raumwahrnehmung mitbestimmen. Durch die Fotos der InterviewpartnerInnen sollen deren subjektive Prozesse der Raumwahrnehmung versucht werden darzustellen und „greifbarer“ zu machen.

Der konstruktivistische Ansatz

Die Interviews selbst verfolgen einen konstruktivistischen Ansatz, welcher große Parallelen zur Wahrnehmungsgeographie aufweist. Unter dem Grundsatz „Wahr ist, was wahrgenommen wird“ (FEESS o.J.) geht der Konstruktivismus davon aus, dass Wissen und Wirklichkeit nicht übereinstimmen, sondern das Wissen das „Ergebnis eines Erfindens der Wirklichkeit“ (ebd.) ist. Die Impulse von der äußeren Realität werden strukturdeterministisch umgewandelt, und die so erzeugten Wirklichkeiten sind abhängig von unseren „biographisch geprägten psycho-physisch kognitiven und emotionalen Strukturen“ (SIEBERT 2005:11), von dem persönlich Erlebten, der eigenen Geschichte, etc. (vgl. FEESS o.J.). Die Bedeutungen der Realität werden erst im Gehirn konstruiert, und dabei sind insbesondere Erfahrungen und Erinnerungen von großer Bedeutung (vgl. SIEBERT 2005:13).

Im Zusammenhang mit der Angstraumkonstruktion lassen sich hier nun einige Parallelen ziehen: Auch diese ist konstruktivistisch ausgeprägt, und die Angsträume sind in vielen Fällen jene Orte, an denen den Personen schon einmal etwas Negatives wiederfahren ist, oder mit denen die Befragten negative Empfindungen verbinden. Die Realität wird daher im Gehirn anders auf- und wahrgenommen als an positiv konnotierten Orten.

9.2 Beschreibung der empirischen Erhebung

Das Leitfaden-zentrierte Interview

Für die Befragung der InterviewpartnerInnen wurde ein Leitfragen verwendet, dies entspricht einer teilstrukturierten (vgl. HÄDER 2006:190) bzw. gering strukturierten (vgl. ATTESLANDER 2008:132) Befragung. Interviews sind soziale Situationen, welche die miteinander sprechenden Menschen als auch die Umgebung mit einbeziehen. Daher werden das Verhalten und die verbalen Reaktionen des Interviewers/der Interviewerin als auch des Befragten/der Befragten von „gegenseitigen Erwartungen und Wahrnehmungen aller Art“ (ebd. 2008:104) beeinflusst. Des Weiteren handelt es sich bei den Interviews um intensive Leitfragen-Interviews, die eine „außerordentlich hohe Bereitschaft des Befragten“/der Befragten (ebd. 2008:131f) voraussetzen, da sie länger dauern und in die Tiefe gehen. Sie eignen sich besonders gut dazu, individuelle Erfahrungen herauszufinden. Leitfragengespräche bauen zwar auf vorbereiteten Schlüssel- und Eventualfragen auf, dennoch kommt es zu einem „Prozess permanenter spontaner Operationalisierung“ (HOPF 1978 in ATTESLANDER 2008:132), da zentrale Fragen vom Interviewer/der Interviewerin in den geeigneten Momenten gestellt werden sollten (vgl. ATTESLANDER 2008:132).

Die Befragungen beinhalten auch Merkmale des episodischen Interviews, welches allgemein davon ausgeht, dass „Erfahrungen der Subjekte (...) in Form narrativ-episodischen Wissens und in Form semantischen Wissens abgespeichert (...) werden“ (FLICK 2007:238). Sowohl Erfahrungen und deren Entstehungskontexte, als auch die „Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion“ (ebd. 2007:239), werden in den episodischen Interviews erzählt. Der Gesprächspartner/ die Gesprächspartnerin bestimmt dabei größtenteils die „Darstellungsform (...) der entsprechenden Situation als auch die Auswahl von Situationen (...) nach Gesichtspunkten subjektiver Relevanz“ (ebd.).

Der Interviewleitfaden

Die Fragen des Leitfadens sollen die unterschiedlichen Dimensionen der Angstraumkonstruktion abdecken und die InterviewpartnerInnen zum Erzählen anregen. Bei der Durchführung der Interviews war es oft der Fall, dass einige Fragen gar nicht gestellt werden mussten, da sie schon im Zuge anderer Fragen angesprochen wurden.

Interview-Leitfragenkatalog

1. Erzähle, wann du das letzte Mal an diesem Ort warst!
2. Wie hast du dich damals an diesem Ort gefühlt?
3. Warum fühlst du dich an diesem Ort unsicher?
4. Hast du an diesem Ort schon einmal gute/schlechte Erfahrungen gemacht?
 - a. Welche?
5. Beschreibe, wie du dich verhältst, wenn du dich an einem Ort unsicher fühlst.
 - a. Wie fühlt sich dieses Unsicherheitsgefühl körperlich an?
6. Welche Strategien hast du, um mit dem Unsicherheitsgefühl umzugehen?
 - a. Könntest du dir vorstellen, diesen Ort absichtlich zu meiden, um kein Unsicherheitsgefühl hervorzurufen?
7. Hast du dich an diesem Ort auch schon einmal sicher gefühlt?
8. Was müsste genau an diesem Ort anders sein, damit du dich sicherer fühlen würdest?
 - a. Was kannst du persönlich/die Gesellschaft/die Stadt Wien dafür tun?
9. Was müsste passieren, damit du dich an eine öffentliche Stelle (z.B. Polizei) wendest?
10. Glaubst du, dass Frauen/Männer diesen Ort anders wahrnehmen als du?
 - a. Wenn ja, wie?
 - b. Wenn nein, warum nicht?
11. Wenn du an deine ersten Fortgeherfahrungen als Jugendlicher denkst...
 - a. ...musstest du zu einer bestimmten Uhrzeit daheim sein?
 - b. ...wie bist du von Zuhause zu der Location und wieder zurückgekommen?
 - c. ...haben sich deine Eltern Sorgen gemacht, wenn du alleine unterwegs warst?
 - i. Wie hat sich das in ihrem Verhalten geäußert?
 - ii. Hatten diese Sorgen Auswirkungen auf dein Verhalten/ deine Raumwahrnehmung?

Abb. 3: Interview-Leitfadenkatalog

Innerhalb des Interviewleitfadens gibt es verschiedene Arten von Fragen, welche unterschiedliche Ziele verfolgen. In dem vorliegen Fragenkatalog dient die erste Frage als „Warming-Up-Frage“, denn sie ist für den Interviewpartner/die Interviewpartnerin leicht zu beantworten und hat das Ziel, eine angenehme Atmosphäre zu schaffen (vgl. HÄDER 2006:226). Da die InterviewpartnerInnen vor der Durchführung der Befragung die Aufgabe bekommen haben, zwei unterschiedliche Orte auszuwählen, an denen sie sich

unsicher fühlen, bezieht sich Frage zwei genau auf diese Empfindung. Die dritte Frage geht nun auf die unterschiedlichen Dimensionen der Angstraumkonstruktion ein. Ist das Unsicherheitsgefühl städtebaulich, gesellschaftlich-sozial oder aus den eigenen Erfahrungen heraus bedingt? Genauere Antworten soll dann Frage vier liefern. Hier wird vor allem die persönliche Dimension der Angstraumkonstruktion angesprochen. Die fünfte Frage bezieht sich vor allem die Reaktionen dieses Unsicherheitsgefühls, welche durch Frage sechs noch mehr in die Tiefe geht. Hier werden Vermeidungs- bzw. Selbstverteidigungsstrategien angesprochen, welche die InterviewpartnerInnen eventuell für sich entwickelt haben.

Frage sieben versucht, das Thema von einem anderen Blickwinkel aus zu betrachten, denn durch die Frage nach dem Sicherheitsgefühl kann man indirekt auch auf das Unsicherheitsgefühl schließen. Auch hier wird wiederum die persönliche Dimension der Angstraumkonstruktion angesprochen. Auch Tag/Nacht- Differenzen können hier zum Ausdruck gebracht werden. Die achte Frage bezieht sich insbesondere auf die städtebauliche Dimension, abgesehen davon können hier natürlich auch persönliche Erfahrungen mitspielen. Mit dem Unterpunkt dieser Frage wird auf sämtliche Dimensionen der Angstraumkonstruktion eingegangen. Frage neun spricht einen partizipativen Ansatz an– Ab welchem Zeitpunkt werden die InterviewteilnehmerInnen selbst aktiv und tun etwas gegen die Faktoren, die dazu führen, dass sie sich an bestimmten Orten unsicher fühlen/Angst haben? Hier wird vor allem auf das Street Harassment abgezielt, da sich die meisten Menschen dagegen wahrscheinlich nicht zur Wehr setzen, die öffentlichen Belästigungen dennoch als unangenehm empfinden.

Die zehnte Frage betont die – wahrscheinlich vorhandene– geschlechterspezifische Differenz der Raumwahrnehmung und – Konstruktion. Die InterviewpartnerInnen sollen reflektieren, inwiefern der von ihnen ausgewählte Ort auf das andere Geschlecht wirken könnte. Hier bezieht sich die 3. Unterfrage speziell auf die männlichen Interviewpartner. Das Ziel ist es herauszufinden, ob die Studenten ihre Rolle als Mann (kritisch) reflektieren bzw. ob sie sich schon einmal mit dem Thema der Angst aus weiblicher Sicht auseinander gesetzt haben.

Die elfte und letzte Frage bindet die biographische und damit auch soziale bzw. persönliche Dimension der Angstraumkonstruktion ein. Eindeutige Nebenfragen nach dem Nachhausekommen vom Fortgehen, dem Verhalten der Eltern etc. sollen Aufschluss darauf geben, inwieweit die Erziehung die Konstruktion von Unsicherheits-/Angsträumen beeinflusst.

Auswahl der Zielgruppe

Im Zuge der Studie wurden je drei Studentinnen und drei Studenten zu ihren Angsträumen in Wien befragt. Die Auswahl der weiblichen Studierenden gestaltete sich als sehr einfach, da sich drei Studienkolleginnen sofort dazu bereit erklärten. Die Suche nach den männlichen Teilnehmern gestaltete sich schon schwieriger, da mehrere Burschen das Gefühl der Unsicherheit im öffentlichen Raum ihren Aussagen nach nicht kannten bzw. ihnen keine konkreten Orte einfielen, an denen sich diese Gefühle äußern.

Insgesamt reagierten die weiblichen Studierenden wesentlich offener und emotionaler auf dieses Thema als ihre männlichen Kollegen, von denen mir einige versicherten, dass sie sich im öffentlichen Raum nie unsicher fühlen würden. Das unterschiedliche Verhalten zwischen den männlichen und weiblichen Studierenden zeigte schon vor der eigentlichen Studie eindrucksvoll, dass es eindeutige geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Wahrnehmung des öffentlichen Raums und bei der Konstruktion von Angsträumen gibt. Bei der Auswahl der InterviewteilnehmerInnen wurde des Weiteren darauf geachtet, verschiedene Typen von Menschen zu finden (ängstlich/mutig, vorsichtig/unbedacht, selbstbewusst/scheu etc.). Bei den Studentinnen war es relativ einfach, unterschiedliche Typen zu finden, bei den Studenten ist die Stichprobe homogener, weil es hier eher die Schwierigkeit gab, drei Freiwillige zu finden.

Durchführung der Interviews

Den Personen, die sich zu einer Teilnahme bereit erklärt hatten, wurde folgende Aufgabe gestellt:

„Überlege dir bitte bis zu unserem Treffen zwei möglichst unterschiedliche Orte in Wien, an denen du dich manchmal unsicher fühlst. Des Weiteren wäre es wichtig zu überlegen, wann du dieses Gefühl hast (tagsüber/ in der Nacht). Im Rahmen der Interviews fahren wir dann zu diesen beiden Plätzen“.

Insgesamt wurden 11 Befragungen mit 6 Studierenden durchgeführt, da einem Student nur ein Angstraum einfiel. Die Interviews fanden allesamt im November statt, eines tagsüber, die anderen fünf zu einer Zeit, zu der es schon dunkel war. An beiden Orten wurden die Studierenden gemäß des Leitfadens befragt, außerdem wurden sie gebeten, mit einer Kamera die eben erzählen Erlebnisse und Gedanken mit zwei oder drei Fotos festzuhalten.

An den Orten wurden teilweise ruhige Plätze aufgesucht (z.B. Stiegenaufgang einer U-Bahn-Station), andererseits spazierten wir durch das Gebiet. Gerade durch diese Bewegung war ein entspanntes Gespräch möglich. Bei den Interviews mit den Studentinnen

gab es diverse Unterbrechungen, welche dem Street Harrassment zuzuordnen sind: Immer wieder wurden wir von einzelnen Männern bzw. Männergruppen angesprochen, uns wurde etwas nachgerufen, einmal wurden wir am Praterstern sogar auf ordinäre Weise nach Oralverkehr gefragt. Hier war implizit schon der erste geschlechtsspezifische Unterschied beim Sicherheitsempfinden im öffentlichen Raum spürbar, da in Begleitung der männlichen Interviewpartner keinerlei solcher Unterbrechungen passierten. Diese Erlebnisse waren insgesamt jedoch förderlich für den Gesprächsverlauf, weil sie Emotionen auslösten und die Studentinnen darauf auch mit weiteren Erzählungen und Erfahrungen reagierten.

Bezogen auf das Interviewverhalten konnten geringfügige Unterschiede zwischen den Studierenden festgestellt werden: Während die Gesprächspartnerinnen sehr frei und flüssig erzählten, ergaben sich bei den männlichen Teilnehmern öfter Pausen bzw. ein stockender Gesprächsfluss. Außerdem wirkte es so, als ob die Burschen öfter zögern würden, bevor sie über ihre Ängste bzw. ihr Unsicherheitsgefühl sprachen.

Die einzelnen Interviews dauerten zwischen 7 und 65 Minuten, der Durchschnitt lag bei circa einer halben Stunde. Die Unterschiede sind unter anderem dadurch zu erklären, dass bei dem zweiten Interview der selben Person weniger Fragen gestellt wurden, da einige schon am ersten Ort erläutert wurden und eine Wiederholung der Frage keinen weiteren Nutzen gebracht hätte (z.B. Frage 11).

Hinsichtlich des intensiven Leitfragen-Interviews kann rückblickend die „außerordentlich hohe Bereitschaft“ (ATTESLANDER 2008:131f) der InterviewpartnerInnen nur bestätigt werden, da die Befragungen mindestens eine Stunde Zeit in Anspruch nahmen und sie an den Angst/Unsicherheits-Räumen der Studierenden durchgeführt wurden. Die Überwindung, die es einigen der TeilnehmerInnen kostete, mit mir über ihre Ängste und Unsicherheiten zu sprechen, war außerdem auch einige Male spürbar.

Nachfolgend werden die InterviewpartnerInnen kurz vorgestellt. Die Vornamen wurden anonymisiert und zur besseren Lesbarkeit durch andere Namen ersetzt, wobei sich die TeilnehmerInnen ihr Pseudonym selbst aussuchten.

Name	Alter	Angsträume	Ausbildung	Wohnort
Hanna	22	Praterstern, Reumannplatz	Lehramtstudentin	1100 Wien
Anna	26	U-Bahn-Station Schotten- tor, Herderpark	Lehramtstudentin	1110 Wien
Lena	25	Praterstern, Czerningasse	Lehramtstudentin	1020 Wien
Roman	26	U-Bahn-Station Wien Mitte (U4), Maria-Restituta- Platz Handelskai	Lehramtstudent	1050 Wien
Franz	25	Matzleinsdorferplatz	Architekturstudent	Bezirk Möd- ling
Max	26	U-Bahn-Station Neubau- gasse, Schwedenplatz	Lehramtstudent	1180 Wien

Tabelle 2: Vorstellung der InterviewteilnehmerInnen

Sicherung der Daten

Die Sicherung der Daten erfolgte durch Tonaufzeichnungen des Gespräches mittels eines Diktiergeräts, wobei alle InterviewteilnehmerInnen vor der Befragung ihr Einverständnis dazu gaben. Durch diese Vorgehensweise wurden die Befragungen konserviert (vgl. ATTESLANDER 2008:132) und konnten danach leicht transkribiert werden. Das 73seitige Transkript wurde anschließend anhand der Grounded Theory ausgewertet und analysiert.

9.3 Beschreibung der Auswertung: Die Grounded Theory

Die Grounded Theory bezeichnet die „Entdeckung von Theorie auf der Grundlage von Daten“ (GLASER und STRAUSS 1998:11). Diese Daten werden durch empirische Methoden der Sozialforschung gewonnen, und generieren danach in mehreren Schritten, das heißt prozesshaft, eine Theorie (vgl. ebd. 12ff). CHARMAZ (2006:25) beschreibt die Strategie der Grounded Theory folgendermaßen:

„Seek data, describe observed events, answer fundamental questions about what is happening, then develop theoretical categories to understand it“.

Der Prozess der Theoriebildung

Die Daten, welche empirisch erhoben wurden– im Falle der folgenden Analyse der Angstraumkonstruktion durch Interviews– werden zerteilt, sortiert und in weiterer Folge mit anderen Daten wieder zusammen gefügt (vgl. CHARMAZ 2006:3). Dieser Prozess wird als *Kodieren* bezeichnet, und stellt den ersten Schritt zur Generierung von Theorien

dar (vgl. ebd. 2006:44). Durch verschiedene Vorgehensweisen werden bestimmte Daten ausgewählt und mit anderen Daten verglichen. Die daraus entstehenden Vorstellungen und Ideen über empirisch beschreibbare Vorgänge werden in Kategorien zusammengefasst und in einem weiteren Schritt interpretiert und analysiert. So können Informationen, welche die Forschungsfragen beantworten sollen, aus den Daten extrahiert werden (vgl. ebd. 2006:3).

Der Kodierprozess ist mit einem ständigen Hinterfragen der Daten verbunden: Was ist die Aussage der verschiedenen Statements in den Interviews, und welche theoretischen Kategorien können daraus gebildet werden? Durch das Kodieren entsteht ein analytischer Rahmen, in dem sich die Theorie zu bilden beginnt (vgl. ebd. 2006: 45). Grundsätzlich kann zwischen zwei Schritten unterschieden werden. Zunächst werden die Daten Wort für Wort, Zeile für Zeile und/oder Ereignis für Ereignis kodiert, die Vorgänge werden benannt und Memos werden geschrieben. Diese helfen, Ideen und Codes für die folgenden Vergleiche festzuhalten (vgl. ebd. 2006:3). Anschließend werden die wichtigsten Codes, welche nun die große Anzahl der Daten zusammenfassen, geordnet, integriert und organisiert. Sie entstehen durch die Definition des Forschers/der Forscherin und deren Sichtweise und Interpretation der Daten. Im Anschluss werden die wichtigsten Kategorien entwickelt, verglichen und schließlich in Relation miteinander gesetzt (vgl. ebd. 2006:46f).

Der Kodierprozess

Das *Initial Coding* stellt den Beginn des Kodierprozesses dar. Es wird als provisorisch, vergleichend und auf den Daten basierend charakterisiert. Das Ziel ist es, sehr nahe an den Daten zu arbeiten und aus ihnen so viel Information wie möglich herauszuholen. So wird beispielsweise bei dem Line-by-Line Coding jede Zeile benannt. Dadurch entstehen wesentlich genauere Vorstellungen von den Daten, und das hilft in weiterer Folge, sie sinnhaft zu trennen und in Kategorien wieder neu zusammenzufügen. Diese Art des Kodierens hat jedoch nicht den Anspruch der Vollständigkeit von Beginn an, im Gegenteil: Die Daten werden immer wieder nach neuen Codes abgesucht, es werden Sprünge nach hinten und vorne vorgenommen, Konzepte und Kategorien umbenannt, etc. Gerade diese Arbeitsweise kennzeichnet den Prozesscharakter der Grounded Theory (vgl. CHARMAZ 2006:47-57).

Folgende Abbildung zeigt beispielhaft das Line-by-Line-Coding des Transkripts eines Interviews:

Zeile	Hauptaussage
581	Durch viele Menschen fühlt man sich in die Enge getrieben
582	Insbesondere zu Stoßzeiten
583-584	Gefühl der Enge, des Bedrängt-werdens
585	Gefühl ist unangenehm
586	Zeitliche Beschreibung
587	Wiederholung: Gefühl ist unangenehm

Tabelle 3: Beispiel des Line-by-Line-Coding, Anna 581-587

Dem Initial Coding folgt das *Focused Coding*, welches sich durch wesentlich direktere, selektivere und konzeptionellere Ansprüchen auszeichnet. Die häufigsten und wichtigsten Codes werden dazu verwendet, die Daten nach eben diesen Gesichtspunkten noch einmal zu durchsuchen. Dadurch soll vor allem die Wichtigkeit der Codes herausgefunden werden, um anschließend die sinnvollsten Kategorien bilden zu können (vgl. CHARMAN 2006:57ff).

Das *axiale Kodieren* schließlich bildet Beziehungen zwischen Kategorien und Subkategorien und definiert deren Eigenschaften und Dimensionen, wie an folgendem Beispiel der Kategorie „Mann-sein“ deutlich wird:

Dimension	Eigenschaft
Mann als Beschützer	Dimension der Ausstrahlung von Selbstsicherheit
Mann als Opfer von Gewalt	Mann ist allein/ zu zweit/ in einer Gruppe unterwegs
Mann als Verfolger	Zeit: tagsüber/ bei Dunkelheit Ort: Stadt/ Land

Tabelle 4: Beispiel für Dimensionen und Eigenschaften der Kategorie „Mann-sein“

Nach STRAUSS und CORBIN (1998 in CHARMAN 2006:60f) ist das Ziel des axialen Kodierens, die durch die bisherigen Schritte selektierten Daten, welche zunächst auseinander genommen und einzeln beschrieben wurden, wieder zusammenzufügen und in einen kohärenten Zusammenhang zu stellen. Sie werden zu Konzepten zusammengeschlossen, welche wiederum die Dimensionen der übergeordneten Kategorien beschreiben. STRAUSS und CORBIN (ebd.) entwickelten des Weiteren ein Schema, welches der Beantwortung der Forschungsfragen dienen soll (vgl. CHARMAN 2006:60ff).

Die folgende Abbildung verdeutlicht dieses Kodierschema:

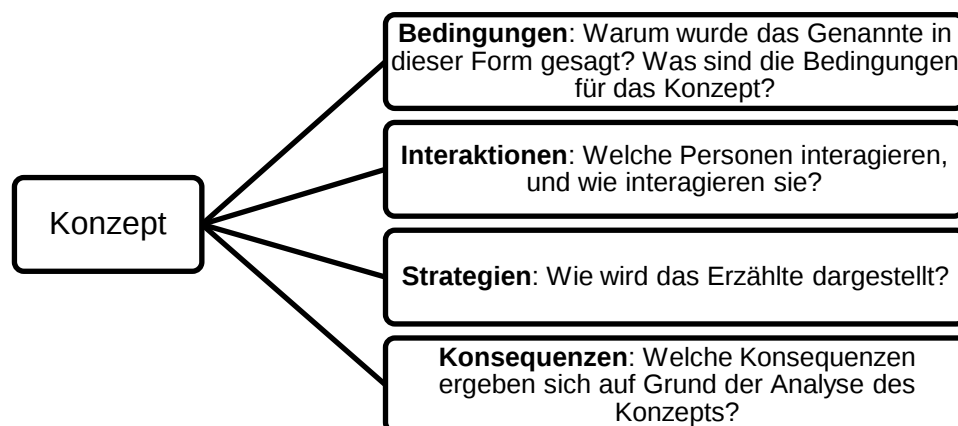


Abb. 4: Kodierschema nach CORBIN und STRAUSS, verändert nach CHARMAZ 2006:61; eigene Darstellung 2015

In einem letzten Schritt, dem *theoretische Kodieren*, werden Beziehungen zwischen den Kategorien hergestellt. Dadurch können die Daten wesentlich analytischer, präziser und klarer dargestellt werden (vgl. CHARMAZ 2006:63ff).

10. Ergebnisse der Untersuchung

In folgendem Kapitel werden die Ergebnisse der qualitativen Studie dargestellt. Zunächst gibt es einen Überblick über die Auswertungskategorien, anschließend werden diese einzeln erklärt. Danach folgt die Beschreibung der Strategien und Konsequenzen, und das Fazit fasst die Ergebnisse noch einmal zusammen.

10.1 Überblick der Kategorien

Im Zuge des Auswertungsprozesses wurden insgesamt fünf Kategorien gebildet. Die beiden Ausgangssituationen, Frau- bzw. Mann-Sein, bilden die Kategorien, welche in unterschiedlichem Ausmaß mit zwei Subkategorien in Verbindung stehen, und allesamt zur Kernkategorie führen. Die folgende Darstellung gibt einen Überblick über die Anordnung und Relationen der Kategorien. Nachfolgend werden die Kategorien zunächst überblicksmäßig, und danach im Detail beschrieben.

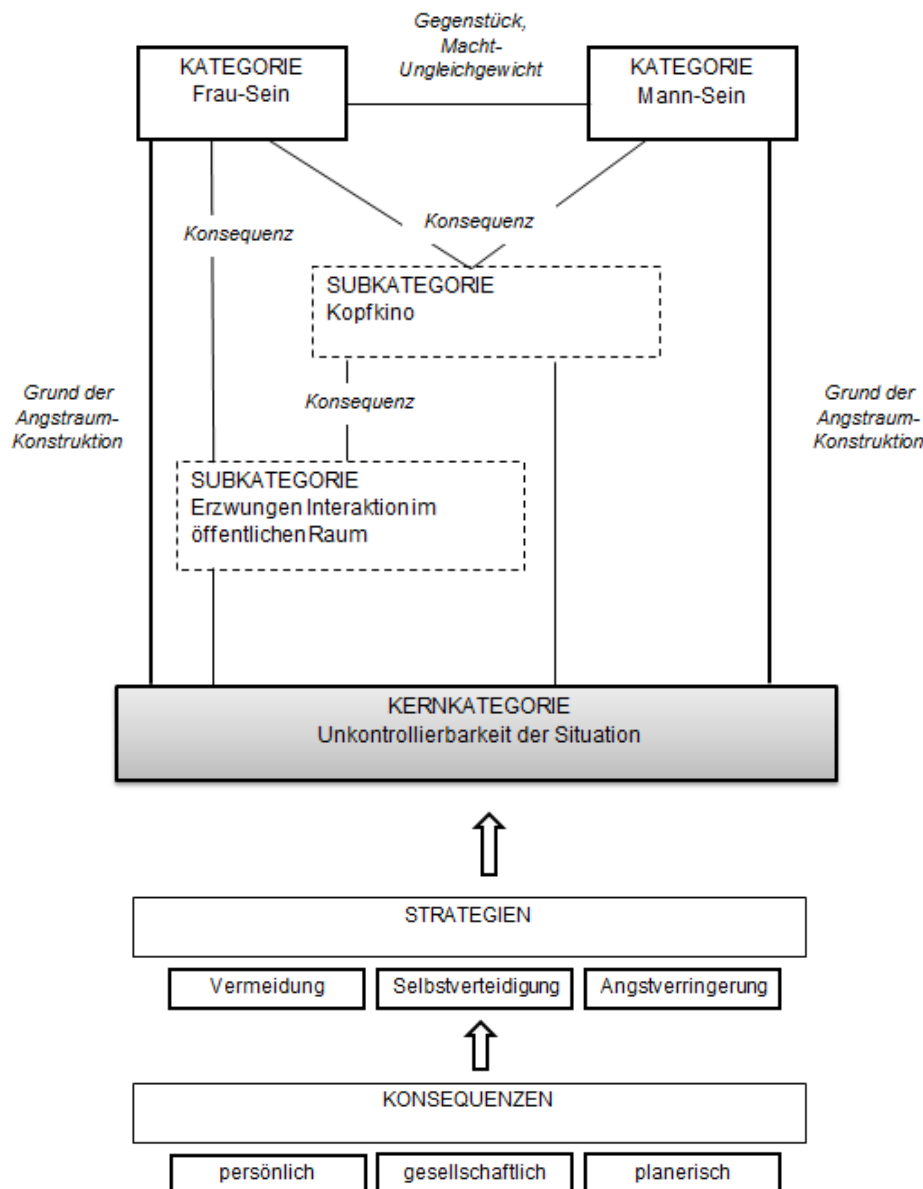


Abb. 5: Darstellung der Kategorien; eigene Darstellung 2015

Ausgangspunkt für die Analyse bilden die beiden Kategorien „Frau sein“ bzw. „Mann sein“, da diese unterschiedlichen Voraussetzungen ausschlaggebend für die Gründe und die Dimensionen der Angstraumkonstruktion sind. Sie bilden sozusagen das jeweilige Gegenstück, und zeichnen sich außerdem durch ein Machtungleichgewicht (zugunsten der Männer) aus. Frauen und Männern sind mit unterschiedlichen Erwartungen und Haltungen im öffentlichen Raum konfrontiert und verhalten sich situationsbedingt auch dementsprechend. Diese vielfältigen Dimensionen werden in den jeweiligen Kapiteln näher beschrieben und analysiert.

Die beiden Kategorien stehen in einer Dreiecks-Beziehung zu der Subkategorie „Kopfkino“. Diese Kategorie beschreibt die Gedanken, Vorstellungen und Befürchtungen,

welche im Kopf ablaufen, wenn man sich im öffentlichen Raum unwohl bzw. unsicher fühlt. Sowohl Frauen als auch Männer stellen sich einerseits in unterschiedlichem Ausmaß und unterschiedlichen Dimensionen vor, was ihnen im öffentlichen Raum passieren könnte, andererseits gibt es auch die Situation, in der sich ein Mann als Verfolger einer Frau fühlt, und durch verschiedene Strategien versucht, ihre Ängste und ihr „Kopfkino“ zu verringern.

Insbesondere Frauen werden im öffentlichen Raum oft auf unterschiedliche Weise belästigt und sind gezwungen, darauf in irgendeiner Form zu reagieren. Es ist daher als Frau fast unmöglich, sich passiv an Orten aufzuhalten, ohne nicht zu irgendeiner Interaktion gezwungen zu werden. Dieses Phänomen wird in der zweiten Subkategorie, „Erzwungene Interaktion im öffentlichen Raum“, aufgegriffen.

Bei der Analyse der Beschreibung der Angsträume aus den Interviews wird schlussendlich ersichtlich, dass die Ängste und Unsicherheiten aus der Unkontrollierbarkeit der Situation entstehen. Sowohl Männer als auch Frauen können gewisse Situationen nicht einschätzen, und entwickeln dadurch Unsicherheits- und Angstgefühle. Dieses Phänomen bildet die Kernkategorie, um die sich alle anderen Kategorien gruppieren. Bei Frauen gibt es differenziertere Situationen, die auf unterschiedliche Weise zu Angstgefühlen führen, während es bei Männern meist die unmittelbare Unkontrollierbarkeit der Situation ist, welche Unsicherheits- und Angstgefühle auslöst. Zusammenfassend wird ersichtlich, dass es zwar unterschiedliche Grundvoraussetzungen und Wirkungsmechanismen gibt, diese jedoch immer zum selben Phänomen der Unkontrollierbarkeit führen. Daher variieren auch die Strategien und die persönlichen sowie stadtplanerisch/ gesellschaftspolitische Konsequenzen als Antwort auf die Angstraumkonstruktion, bezogen auf das Geschlecht, nur geringfügig, und ähneln sich im Großteil der Fälle.

10.2 Kategorie: Frau sein

In den Interviews mit den drei Studentinnen wurden immer wieder Aspekte der Angstraumkonstruktion genannt, welche auf der weiblichen Geschlechtszugehörigkeit beruhen. Doch nicht nur von den Frauen, auch von den männlichen Befragten wurden bestimmte Situationen beschrieben, welche den Geschlechterunterschied deutlich machen. Ausgegangen wird in diesen Beschreibungen immer von Situationen, in denen sich die Frau allein im öffentlichen Raum bei Dunkelheit aufhält.

Insgesamt kann zwischen zwei Grundhaltungen unterschieden werden: Einerseits die „vorsichtige Frau“, welche sich selbst und bewusst einschränkt, um unangenehme

Situationen aus dem Weg zu gehen, und andererseits die „emanzipierte Frau“, die sich nicht einschränken lassen will, und sich gegen die Angst auflehnt. Die Befragten befinden sich in diesem Spannungsfeld, welches sich noch dazu dadurch auszeichnet, dass die beiden Grundhaltungen auch bei ein und derselben Person, je nach Situation, auftreten können. Diese Ambivalenz kann zu inneren Konflikten führen, welche sich auch wiederum in den Strategien und Konsequenzen niederschlagen.

10.2.1 Die „vorsichtige Frau“

Durch die Erziehung, Sozialisation und Gesellschaft erfahren Mädchen früh, dass ihnen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit etwas im öffentlichen Raum passieren kann. Alle weiblichen Befragten sind sich darüber bewusst, dass sie Opfer von Gewalt, insbesondere von sexualisierter Gewalt, werden können:

„Ja, also ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Mann wenn er laufen geht dran denkt, ‚Oh ich könnte jetzt vergewaltigt werden‘, aber ich denk mir das halt schon. (...) Also ja, das ist das einzige wovor ich mich fürcht.“ (Anna, 964-965; 968)

Diese Tatsache wird auch bei den Interviews der Studenten deutlich, welche beschreiben, dass sich Frauen einerseits mehr fürchten als Männer, und sie andererseits als mögliche Gewalttat an Frauen insbesondere sexualisierte Gewalt nennen:

- „Also wenn ich, ich weiß nicht, also ich glaub ich würd mich als Mädchen hier schon fürchten, (Pause, 2), also ich könnt mir vorstellen dass sich Mädchen hier fürchten.“ (Roman, 1829-1832)
- „*Und warum glaubst du fürchten sich da Mädchen mehr als Männer?*“(1839)
- „Ja wie du schon gesagt hast, einen Mann wird weniger schnell wer vergewaltigen oder blöd anreden oder ich weiß auch nicht.“ (Roman, 1840-1842)

„Ich glaub dass sich Frauen, also ich glaub dass sich Frauen eher mehr fürchten als Männer nochmal.“ (Max, 2222-2223)

„Ich glaub dass Frauen da viel vorsichtiger sind, dass sie nicht in solche Gassen rein gehen.“ (Max, 2476)

„Also die älteren Damen haben dann wahrscheinlich mehr Angst dass ihnen das Tascherl geraubt wird, und die jüngeren Mädls wahrscheinlich dass man sich an ihnen vergeht, oder dass man ausgeraubt wird.“ (Franz, 2127-2129)

Selbst-Einschränkungen im öffentlichen Raum

Um den Angsträumen zu entgehen, haben die Studentinnen verschiedene Strategien entwickelt. Der Großteil davon beruht auf einer bewussten Selbst-Einschränkung der Mobilität und des Freizeitverhaltens im öffentlichen Raum. Anna beschreibt

beispielsweise ihr Laufverhalten, welches unter anderem durch Unsicherheiten gekennzeichnet ist, welche wiederum zu Einschränkungen führen. So geht sie an manchen Orten nachts nicht mehr laufen, oder dreht um, wenn ihr die Situation zu unangenehm wird:

- „Genau, ich lauf da [im Herder Park, V.H.] Runden. Und die zweite Möglichkeit ist der Laaer Berg, aber der ist mir am Abend zu steil, weil da gibt's überhaupt keine Beleuchtung (lacht nervös) deswegen bin ich im Herder Park.“ (Anna, 794-796)
- „Zu steil im Sinne von zu baulich steil oder...?“ (797)
- „Nein, im Sinne von zu unsicher, ganz im Dunkeln laufen ist mir zu unangenehm.“ (Anna, 798)

„Hingegen beim Schweizergarten beim Südbahnhof, dort wo ich früher gewohnt hab, da hab ich wirklich öfters umgedreht, also da bin ich wirklich öfters wieder heim.“ (Anna, 896-897)

Verstärkt werden diese Vermeidungsstrategien, wenn schon einmal schlechte Erfahrungen im öffentlichen Raum gemacht wurden. Hanna wurde in ihrem ersten Jahr in Wien von einem Mann mit einem Messer bis nach Hause verfolgt, und hat sich, bedingt durch dieses Erlebnis, ein halbes Jahr selbst sehr eingeschränkt:

„Und das war im Wintersemester, und ich hab mich nach acht Uhr ein Semester lang nicht mehr aus der Wohnung getraut und ich hab alles verbarrikadiert, hab alles fünfmal zugesperrt, weil ich so eine Panik gehabt, also wirklich so eine Panik.“ (Hanna, 463-465)

Die Strategie, bestimmte Orte zu meiden, zeichnet sich auch dadurch aus, längere Umwege in Kauf zu nehmen. Doch auch hier ist eine ambivalente Grundhaltung zu erkennen, welche einer Kosten-Nutzen-Analyse entspricht: Lohnt es sich wirklich, auf die Angst zu hören und dadurch einen längeren Weg zu nehmen, und länger nach Hause zu brauchen? Interessant sind hier vor allem die Dimensionen der „Umwege“, welche meist nur einige Minuten betragen. Trotzdem werden oft Abkürzungen gewählt, welche zu Angstgefühlen führen, derer sich die Studentinnen schon im Vorhinein bewusst sind:

„Also ich bin da früher, bis vor gut vier, fünf Monaten glaub ich regelmäßig gegangen, weil ich vom Fitnessstudio heim gegangen bin, ahm das war immer ein bisschen ein Dilemma, weil es war zum einen die kürzeste Strecke, aber zum anderen bei der ich mich viel mehr gefürchtet hab, also das war immer so ein Hin und Her, ja.“ (Lena, 1484- 1487)

Eine der befragten Studentinnen besitzt ein Pfefferspray, welches sie sich zwar nicht selbst zugelegt sondern geschenkt bekommen hat, es jedoch trotzdem in gewissen Situationen mitnimmt. Gerade unbekannte Gegenden werden mit Vorsicht aufgesucht:

„Ahm ich hab ihn [Pfefferspray, V.H.] also ich nehm ihn immer wenn ich wirklich spät ganz spät noch unterwegs bin und ich ah vielleicht auch die Gegend nicht so gut kenn, also wenn ich zum Beispiel irgendwo zum Essen eingeladen bin und oder irgendeine Geburtstagsfeier von irgendwem ist und ich weiß noch nicht genau wo das ist oder wo was in der Nähe ist oder so und wie komm ich am Schnellsten wieder heim, dann nehm ich ihn mit.“ (Hanna, 174-178)

Um in der Nacht nicht alleine durch Wien zu gehen, ist das Taxi eine weitere Möglichkeit, um nach Hause zu kommen. Kritisch anzumerken ist hier, dass Frauen, die aus Sicherheitsgründen das Taxi als Beförderungsmittel verwenden, zusätzlich Geld ausgeben müssen, um ihre Ängste am Nachhauseweg zu vermeiden. Gerade für Studentinnen ist eine Taxifahrt über 10-20€ doch relativ teuer. Hanna benützt manchmal Taxis:

„oder ich fahr mit dem Taxi heim (lacht) das ist dann auch, wo ich mir dann denk ja (lacht) sicher ist sicher.“ (Hanna, 188-189)

Nightlines sind eine weitere Möglichkeit, um nachts nach Hause zu kommen. Für Lena ist jedoch die Ausstiegsstelle der Nightline am Praterstern, welche sie benützen müsste, mit Unsicherheitsgefühlen verbunden, weswegen sie dieses Verkehrsmittel vermeidet.

„Ja, ich glaub hauptsächlich so, der Nachtbus fährt zum Beispiel da, das find ich auch sehr unangenehm, weil wenn man nach dem Fortgehen mit dem Nachtbus da heim fährt, was ich übrigens nie tu deswegen, ahm, ja die bleiben da stehen.“ (Lena, 1170-1172)

Auch einer der befragten Studenten hält es für sicherer, wenn Freundinnen von ihm mit dem Taxi nach Hause fahren:

„Und ja sicher, ich sag auch immer zu den anderen wenn ich mit irgendwelchen Leuten unterwegs bin, grad wo Mädchen dabei sein, ‚Ja meld dich wenn du daheim bist‘, oder ‚Fahr lieber mit dem Taxi heim‘ bevor sie da mit der Nightline herum fährt und irgendwo herum irrt.“ (Roman, 1943-1946)

Vermeidung von „Weiblichkeit“

Eine weitere Strategie, welche das Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum erhöhen soll, ist die bewusste Vermeidung von zu viel „Weiblichkeit“ - von zu kurzen Röcken und Kleidern, zu hohen Schuhen, etc., um möglichst wenig Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Bei den folgenden Beschreibungen wird deutlich, dass sich die Studentinnen viele Gedanken über ihre Kleidung und ihr Auftreten machen, und zwar in Bezug auf die Verringerung der Unsicherheitsgefühle durch Belästigung im öffentlichen Raum. Die Entscheidung zu einer bestimmten Kleidung ist außerdem von verschiedenen Dimensionen abhängig, einerseits soll das Gewand keine ungewollten Aktionen provozieren, andererseits sind auch Gedanken der Selbstverteidigung impliziert.

Lena beschreibt eine Situation, in der sie ihr weibliches Aussehen absichtlich „versteckt“, um Belästigungen zu entgehen:

„aber was ich sicher schon einmal gemacht hab, ist, dass ich, ahm, andere Jacken anzieh. Also wenn ich jetzt schon ein Kleid anhab, (Pause, 2) also ich weiß ein konkretes Beispiel, da bin ich mit einem Freund von mir ins Theater gegangen und hab ein ziemlich kurzes schwarzes Kleid angehabt, keine Strumpfhose, es war eben Sommer, Stöckelschuhe, und ich hab dann einen Mantel angezogen der mir bis zu den Knie gegangen ist damit man nicht gesehen hat dass das eigentlich noch kürzer ist. Ich weiß nicht ob das wirklich was gebracht hat, aber man überlegt dann schon ein bisschen so ‚Wow das schaut ziemlich kurz aus‘, mit dem einen Mantel schauts aus als ob du nichts anhättest, mit dem anderen schauts halt so aus dass du wenig anhast, ja.“ (Lena, 1262-1269)

Lena spricht von ihrer Freundin, welche wesentlich öfter belästigt wurde als sie, und führt dies auf das „süße-blonde-Mädchen“-Image zurück. Sie betont auch den Unterschied zwischen Alltagskleidung und Gewand, welches man zum Fortgehen trägt.

„sie ist auch das richtig süße blonde Mädchen, vielleicht auch ein bisschen mehr wirklich wie... das ist auch was diese Menschen also (Pause, 2) was sie halt interessant finden dass sie sie belästigen, vielleicht nicht grad so wie mich, ja. Aber es macht auch einen Unterschied generell ob man um neun mitten unter der Woche da herum läuft oder ob man zum Beispiel grad zum Fortgehen hergerichtet ist, Stöckelschuhe anhat, schön geschminkt ist, und dann vielleicht noch einen schöneren Mantel und am besten mit kürzeren Röcken oder einem Kleid vorbei geht, dann ist das Gefühl hier auf jeden Fall noch einmal ganz anders, man hört viel blödere Kommentare.“ (Lena, 1197-1203)

An einer weiteren Stelle im Interview spricht Lena über ihre Erfahrungen mit ihrer Haarfarbe, welche sie immer wieder von blond zu braun wechselt und umgekehrt. An der gleichen Stelle wird auch eine „männliche Snowboardjacke“ erwähnt, welche weniger Kommentare und Blicke von Männern auf sich ziehen soll.

- „Ich hab früher braune Haare gehabt, wie ich da her gekommen bin, und ich hab immer das Gefühl gehabt, dass seitdem sie blond sind es extrem viel anders geworden ist.“
- „Inwiefern?“
- „Aahm ich hab mehr Angst glaub ich. Das ist genauso wie ähm heut ist es relativ okay, weil ich... wir haben beide eine Jeans an, ich hab eine Snowboardjacke, eine ziemlich männliche, an, wir haben beide eine Haube auf, aber, und es ist genau das gleiche wie wenn ich fort geh und was Weiblicheres anhab, genauso ist das Gefühl wie ich braune Haare gehabt hab und jetzt blonde Haare hab, ist das Gefühl einfach anders wenn man da herum geht. Und ich war in den ersten zwei Jahren.. im ersten Jahr blond, dann wieder braunhaarig, dann wieder blond, dann wieder braunhaarig, und jetzt bin ich wieder blond. Also ich hab ein paar Mal meine Haarfarbe gewechselt (lacht) aber eben dieses Gefühl hab ich.“ (Lena, 1357-1368)

Hanna trägt bewusst flache Schuhe, damit sie sich in Angstsituationen sicherer fühlt und besser handeln kann:

„(lacht) das hört sich jetzt dumm an, aber ich zieh mir immer Schuhe an die flach sind, damit ich laufen kann im Notfall (lacht nervös) dass ich im Notfall laufen kann.“ (Hanna, 57-58)

Allerdings wird in den Interviews auch schnell klar, dass ein bewusster, nicht-aufreizender Kleidungsstil, Männer nicht davon abhält, mit den Frauen in Interaktion zu treten:

„Wenn man im Winter fort war und man einen Mantel an hat und man wirklich nicht aufreizend angezogen ist, nicht einmal hohe Schuhe, nix, nur Jeans und Mantel und Tasche und mehr nicht, und vielleicht Haube und Schal, und man wird immer komisch angeredet, Männer pfeifen dir nach bei der Straße.“ (Hanna, 370-373)

„Na, aber es reicht einfach dass man lange Haare hat und halbwegs ausschaut wie eine Frau (lacht).“ (Anna, 1067)

Zusammenfassend verhalten sich die Studentinnen in gewissen Situationen gemäß dem Typ der „vorsichtigen Frau“, wie der Name schon sagt, vorsichtig. Sie nehmen den öffentlichen Raum als potenziellen Gefahrenraum wahr und versuchen, durch defensive Strategien Konfrontationen und die dadurch entstehenden Unsicherheiten und Angstgefühle zu vermeiden. Dadurch kommt es jedoch zu einer Einschränkung in ihrer Raumaneignung, ihrer Mobilität, ihrem Freizeitverhalten, etc. Die Studentinnen nehmen dies jedoch bewusst auf sich, um sich im öffentlichen Raum sicher(er) zu fühlen.

10.2.2 Die „emanzipierte Frau“

Auch dieser Frauentyp ist sich der potenziellen Gefahr im öffentlichen Raum bewusst, will sich aber nicht einschränken lassen. In den Interviews ist oft zu erkennen, dass die Studentinnen, welche sich einerseits vorsichtig im öffentlichen Raum verhalten, in einigen Fällen jedoch auch offensiv und, der Angst zum Trotz, selbstsicher auftreten. Dieses Spannungsfeld wird in folgender Aussage von Anna deutlich, welche gerne laufen geht, und auch manchmal umdreht, wenn sie sich unbehaglich fühlt:

„Na, und ich muss auch ehrlich sagen, ich will mich da gar nicht so rein steigern, weil ich würd das so unangenehm finden, mich dann mit diesen Gedanken zu beschäftigen, weil mich ärgert das jetzt schon so wenn ich laufen geh und diese Gedanken überhaupt kommen, weil ich mir denk, mich ärgert das, dass ich in **Wien** nicht ohne diese Gedanken bei Nacht laufen gehen kann als Frau, und dann ärger ich mich drüber, und denk mir ‚wie kann das sein, das ist echt so deppert‘, und grad **extra** geh ich dann laufen (lacht), weil ich mir denk, ja (Pause, 3) ich hab eh meine Kräfte, und ich vertrau dann schon auch auf mich, dass mir nix passiert. Und wenn was passiert dass ich mich zur Wehr setzen kann und Erfolg hab mit dem was ich mach irgendwie.“ (Anna, 867-874)

Einerseits spricht sie zwar von Gedanken, was ihr alles im öffentlichen Raum passieren könnte (siehe hier auch Kategorie „Kopfkino“), andererseits machen sie diese auch

wütend. Schließlich wehrt sie sich gegen die hierarchischen geschlechtsspezifischen Machtverhältnisse und geht „aus Trotz“ laufen, obwohl sie sich auch manchmal dabei unwohl fühlt. Es ist zu erkennen, dass sie die vorherrschenden Strukturen kritisch reflektiert und versucht, sie mit ihrem Verhalten zu durchbrechen. Sie vertraut auf ihre eigenen Stärken und Kräfte, und will sich nicht einschränken lassen, wie in folgendem Statement deutlich wird:

„Nein, das ist wieder genau der Punkt, das will ich nicht, ich will mich nicht einschränken da trotzdem, vielleicht weil ich mir denk das ist vielleicht gar nicht begründet, und wenns begründet ist dann ärgerts mich, und ich will mich frei bewegen können, und ja.“ (Anna, 1122-1124)

Anna besitzt auch kein Pfefferspray oder ähnliche Selbstverteidigungsmittel, da sie sich nicht in diese Gedanken hinein steigern will, die kommen würden, wenn sie so etwas besitzen würde. Auch Lena besitzt kein Pfefferspray, und zwar aus vielerlei Gründen. Einer davon ist auch, dass sie bisher noch nie in einer Lage war, wo sie eines gebraucht hätte, und sich unter anderem auch deswegen keines kaufen will:

- „Hast du ein Pfefferspray oder sowas?“
- „Nein. Und zwar deswegen, aus einem Grund (lacht nervös), weil ich bis jetzt immer zu faul war, dass ich mir einen besorg, zum Zweiten weil er mir zu teuer war, und zum Dritten weil ich mir einmal den von meiner Freundin angeschaut hab und probieren wollt, und dann hab ich mir gedacht wenn mir was passiert dann bin ich viel zu nervös als dass ich das check dass ich den da entsperr und so (lacht). Und auch weil ich einfach das Gefühl hab dass es nicht soo arg ist, dass ich es jetzt wirklich brauch, ja.“ (Lena, 1253-1259)

Strategien, die die „emanzipierte Frau“ anwendet, um sich in ihren Angsträumen sicherer zu fühlen, sind einerseits Selbstverteidigungskurse, und andererseits Selbstsicherheit und Selbstvertrauen. Die Wichtigkeit der selbstsicheren Ausstrahlung wird in jedem Interview mit den Studentinnen erwähnt:

„Weil ich glaub wenn man das Gefühl der Sicherheit hat dann tritt man ganz anders auf und dann ist man auch vielleicht, dann wirkt man selbstbewusster und nicht so leicht angreifbar und nicht so leicht verletzlich und nicht so leicht einschüchterbar.“ (Hanna, 169-172)

„Also ich denk schon dass die Selbstverteidigungskurse mein Selbstbewusstsein schon gestärkt haben.“ (Anna, 874-875)

„Ich versuch halt immer dass ich ganz selbstbewusst da durch marschier und in meine Wohnung marschier ohne dass ich links und rechts schau.“ (Lena, 1194-1196)

Die Handlungen und Gedanken der Studentinnen, welche der „emanzipierten Frau“ entsprechen, begründen sich nicht auf Vermeidungsstrategien und Selbsteinschränkung, sondern ganz im Gegenteil auf dem Vertrauen auf die eigene „Stärke“ und Fähigkeiten. Die Überlegungen gehen davon aus, dass sich die Frauen aufgrund ihres Geschlechts

nicht einschränken lassen, sondern ihre Freiheiten ausleben wollen und selbstbewusst durchs Leben gehen.

10.2.3 Zusammenfassung

Durch die Beschreibung der beiden Dimensionen des „Frau-seins“ wird die Ambivalenz deutlich, in der sich die Studentinnen befinden. Einerseits verhalten sie sich im öffentlichen Raum vorsichtig, um Belästigungen zu entgehen, andererseits haben sie jedoch auch den Wunsch, sich selbstbestimmt und frei zu bewegen und sich nicht durch die patriarchalen Strukturen und ihre Angst einschränken zu lassen. Durch die Handlungen und Gedanken der Befragten werden die Geschlechterrollen und die Machtverhältnisse verfestigt, allerdings wird jedoch auch versucht, sie aufzubrechen. Es ist diesbezüglich schwer, ein gutes „Mittelmaß“ zu finden: Sich nicht einschränken zu lassen und nicht immer in Gedanken an mögliche Gewalttaten zu sein, sich dennoch mit einer gewissen Vorsicht und einem gewissen Respekt im öffentlichen Raum zu bewegen. Denn egal wie emanzipiert frau denkt, kann sie sich dennoch zur falschen Zeit am falschen Ort befinden und Opfer einer Gewalttat werden.

10.3. Kategorie: Mann-sein

Die gesellschaftlichen Stereotypen von Männern sind „stark, mutig, furchtlos, auf Konfrontation aus“, und immer noch in vielen Köpfen vorhanden. In den Interviews mit den Studenten wird deutlich, dass auch sie ambivalente Einstellungen zum Mann-sein, und zu sämtlichen darin mitschwingenden Erwartungen, Vorstellungen und Vorurteilen, haben. Diese Kategorie versucht, die verschiedenen Dimensionen des Mann-seins zu beschreiben und aufzuzeigen, unter welchem Spannungsfeld die Studenten stehen. Denn im Gegensatz zu den Frauen, die „nur“ Befürchtungen vor Situationen mit Männern haben, impliziert das Mann-sein Konfrontationen mit beiden Geschlechtern. Dies wird in den folgenden Beschreibungen deutlich. Männer können im öffentlichen Raum die Rolle des Beschützers, des Gewaltopfers sowie des vermeintlichen Verfolgers einnehmen. Grundsätzlich ist deutlich zu erkennen, dass Männer eine andere Wahrnehmung von „Gefahr“ haben als Frauen.

10.3.1 Der Mann als „Beschützer“

Ein Stereotyp des Mann-seins ist die Rolle des Gentlemans, der die Frau nach Hause begleitet und sie so vor Gefahren im öffentlichen Raum beschützt. Diesen Beschützerinstinkt beschreibt Franz auf die Frage, ob er sich in Begleitung einer Frau schon einmal unsicher gefühlt hat:

„Nein, eigentlich gar nicht, weil ich glaub wenn man als Mann, grad wenn man ein Mädchen dabei hat, dann eh schon so eine Beschützerrolle einnimmt. Ich glaub dass das dann psychisch auch schon voll viel ausmacht (Pause, 3), dass man, also nicht dass man so tut als ob man sich sicher fühlt, aber ich glaub dass man dann automatisch so einen, so einen Beschützerinstinkt entwickelt, dass man dann automatisch stärker wird, also psychisch. Das spielt halt dann auch ganz stark mit Selbstwertgefühl zusammen.“ (Franz, 2132-2137)

Auch Roman sieht sich gerne in der Beschützerrolle und bietet seinen Bekannten an, dass sie ihn anrufen können, wenn sie allein am Heimweg sind:

„Oder dann sag ich ‚Ruf an, wenns notwendig ist‘. Zum Beispiel meine Cousine tut das oft, die fragt mich dann ‚Ja darf ich dich anrufen‘ (...) Ja. Ich mein es kann mich jede anrufen. Wenn ich munter bin heb ich eh meistens ab (lacht). Na weil ich eben gemerkt hab, grad bei meiner Cousine, dass es ihr leichter fällt, wenn sie zum Beispiel telefoniert. Und drum... ich ruf auch öfter Leute an wenn ich weiß, die gehen gerade allein heim, und ich bin schon daheim oder so.“ (Roman, 1946-1947; 1949-1952)

Im weiteren Interviewverlauf wird die Rolle des Beschützers nicht mehr erwähnt, dennoch wird implizit immer wieder deutlich, dass Männer Frauen als gefährdeter im öffentlichen Raum ansehen, und dadurch auch gerne diese Rolle einnehmen. Kritisch anzumerken ist hierbei, dass durch diesen Stereotyp und dem dementsprechenden Verhalten die Geschlechterrollen und insbesondere die Bilder und Vorstellungen vom „starken Mann“ und der „schwachen Frau“ ständig verstärkt und reproduziert werden.

10.3.2 Der Mann als Opfer von Gewalt

Die befragten Studenten gaben in den Interviews an, unter anderem Angst vor Belästigungen im öffentlichen Raum zu haben. Diese Situationen führen zu Gefühlen der Unsicherheit, und kommen insbesondere an Orten vor, welche ihnen unbekannt sind, welche sie ästhetisch nicht ansprechend finden, oder an denen nur sehr wenige Menschen unterwegs sind. Die Situation ist auch immer davon abhängig, ob sich die Studenten allein oder in einer Gruppe im öffentlichen Raum bewegen, und ob die „Gegner“ ebenfalls allein oder zu mehr unterwegs sind.

Dies wird im Gespräch mit Roman deutlich:

- „Ja ich weiß nicht. Ich mein, ich möchte nicht, ich möchte mich auch nicht irgendwie deppert anreden lassen. Weil ich weiß nicht, entweder würd ich mich dann total einschüchtern lassen, oder ich würd was Blödes zurück sagen. Wahrscheinlich wenns eine Gruppe wär würd ich nichts Blödes zurück sagen, und dann würd ich mich nachher irgendwie ärgern dass ich mir das gefallen lass.“
- „*Und allein würdest du auf Konfrontation gehen, wenns ein einzelner ist?*“
- „Na, wahrscheinlich auch nicht (lacht).“ (Roman, 1771-1777)

„Ja und ich sag wenn du jetzt mit einer Burschengruppe unterwegs bist, dann wird dich wahrscheinlich eh niemand blöd anreden, außer es ist wirklich jemand auf Konfrontation aus“ (Roman, 1805-1807).

Auch Max hat diese Erfahrungen gemacht und betont den Unterschied, wenn man allein oder in einer Burschengruppe unterwegs ist:

„man fühlt sich natürlich, wenn ma jetzt fünf oder sechs Burschen sind, anders als wenn man alleine geht, oder alleine mit einem Mädli geht, oder nur zwei Burschen, das ist schon mal viel anders natürlich, aber wesentlich nicht so stark wie wenn man eine Fünfer- oder eine Sechser-Gruppe ist. Weil wenn man eine Fünfer- oder Sechsergruppe Burschen ist, dann denkt man sich eigentlich kaum irgendwo irgendwas, noch dazu wenn man ein bisschen was getrunken hat, weil ehrlich gesagt, wer schlägt eine Sechsergruppe Burschen auf, das wär ja deppert.“ (Max, 2366-2371)

Auch die befragten Studentinnen haben gewisse Vorstellungen, welche dem Stereotyp „Mann“ entsprechen:

„weil ich glaub, Männer sind eher konfliktfreudiger, also die, also ich will jetzt nichts überstürzen was ich sag, aber ich glaub dass sich viele Männer wehren, verbal oder vielleicht eben noch durch das was auslösen, also einen weiteren Konflikt oder dass eine Schlägerei beginnt oder sonst irgendwas ist.“ (Hanna, 148-151)

Prinzipiell wird in den Interviews deutlich, dass die Machtdemonstrationen zwischen den Männern vor allem in Gruppen, und nicht zwischen zwei Einzelpersonen, stattfinden. Einerseits wollen Männer hier ihre „Ehre“ verteidigen, andererseits besteht die Gefahr von körperlichen Verletzungen. Die Antworten auf Gewalt von Männern gegen Männer sind daher unterschiedlich, entweder wird auf die Provokation eingegangen oder es wird versucht, die Situation zu entschärfen.

Max beschreibt hier eine Situation einer Schlägerei, welche er vor einigen Jahren in Linz erlebt hat:

- „Wir habens in Linz einmal gehabt, dass ein paar Typen dann Bierdosen her geschossen haben, und die sind auch irgendwie eine Sechsergruppe gewesen von Burschen, und die haben gedacht sie müssen eine Schlägerei anfangen oder irgendwie so, ahm, aber das war, ja ein paar Betrunkene halt (...).“
- „Habts ihr dann offensiv reagiert oder passiv?“
- „Ah schon eher offensiv, zumindest meine Freunde vermehrt offensiv, und ich bin zu einem hingegangen und hab zu ihm gesagt, was ihnen das jetzt bringt, wenn sie Bierdosen auf uns schießen, so ungefähr, und ob sie jetzt wirklich eine Keilerei anfangen wollen, wo sie eh sehen dass wir wahrscheinlich sogar mehr Burschen sind als wie sie. Und der wollt mir dann halt so mit seiner Faust in mein Gesicht, aber der war eh betrunken, und schlussendlich war dann nichts. Und dann hab ich mich halt umgedreht und bin wieder gegangen, weil ich mir halt gedacht hab, das kann eh nix sein.“ (Max, 2391-2403)

Auch bei dieser Beschreibung wird deutlich, dass die Reaktion auf eine Provokation von der Gruppengröße und der Stärke der „Gegner“ abhängig ist. Auch die Menge des konsumierten Alkohols trägt wohl zur (De-)Eskalation der Situation bei.

Ein einziges Mal wird in den Interviews die Angst vor Gewalt, welche nur von einer Person ausgeht, erwähnt. In seinem ersten Semester in Wien machte Roman eine unangenehme Erfahrung an einer U-Bahn-Station. Er reagierte in dieser Situation defensiv und verließ den für ihn dadurch mit Unsicherheit besetzten Ort:

„Und es war Mitternacht, und die U-Bahn hat 8 Minuten gebraucht bis sie kommt, und da war kein Mensch unten, außer ein Typ, weiß ich nicht, der hat so komisch gewirkt, und der hat die ganze Zeit so ein Klappmesser auf und zu springen lassen, und das war mir irgendwie so (Pause, 3) suspekt und unheimlich, und dann bin ich eben rauf gegangen und hab gewartet die acht Minuten, oder wie viele das dann noch waren, und dann bin ich wieder runter gegangen.“ (Roman, 1622-1627)

Zusammenfassend ist zu erkennen, dass sich Männer der Gefahr der Gewalt im öffentlichen Raum bewusst sind, und die drei Befragten vor allem defensiv-passiv auf Provokationen reagieren. Außerdem wird deutlich, dass in dieser Dimension keine Frauen vorkommen, die Gewalt gegen Männer geht auch von Männern aus. Diese Behauptung soll abschließend durch eine Situation verdeutlicht werden, welche während eines Interviews auf einem Bahnhofsvorplatz passierte. Während des Gespräches wurden wir von einer Person angesprochen, welche Kleingeld haben wollte. Für mich war die Person männlich, für Roman weiblich. Dieser Geschlechtsunterschied führte vor allem bei meinem Interviewpartner zu einer anderen Reaktion. In der letzten Aussage wird auch noch einmal die Angst vor einem Überfall bzw. Diebstahl deutlich.

- „Aber hast du dich von dem bedroht gefühlt?“
- „War das nicht eine Frau? (lacht)“
- „(lacht) Ich dachte das war ein Mann! Na egal, hast du dich von diesem Menschen bedroht gefühlt?“
- „Eigentlich nicht, weil ich ihn schon kommen gesehen hab. Und wahrscheinlich auch weil ich gedacht hab dass das eine Frau ist. Bei einem Mann würd ich mich wahrscheinlich... also bei einem Menschen wo ich erkenn dass der offensichtlich männlich ist da würd ich wahrscheinlich mit der Hand bei meinem Geldbörse dastehen und hätt Angst dass irgendwer von hinten kommen würde und mir mein Geld stiehlt.“
(Roman, 1910- 1917)

Männer fühlen sich insgesamt im öffentlichen Raum unwohl, wenn sie einer „Gefahrensituation“ ausgesetzt sind. Auch wenn sie sich in einer Freundesgruppe befinden und daher nicht alleine sind, lösen Provokationen von anderen Männern Angst und Unsicherheit aus. Die gesellschaftlichen Machtverhältnisse werden daher nicht nur in der Beziehung Mann-Frau, sondern auch zwischen Männern deutlich.

10.3.3 Der Mann als „vermeintlicher Verfolger“

In jedem der Interviews mit den Studenten wurde die Frage, ob sie sich schon einmal in der Situation befunden haben, dass sich ein Mädchen/eine Frau durch sie verfolgt fühlte, bejaht. Die Beschreibungen unterscheiden sich nur geringfügig, meist tritt das Phänomen des „vermeintlichen Verfolgers“ bei Dunkelheit, insbesondere Nachts, auf.

Den Männern wird die Rolle des Verfolgers dadurch bewusst, da sich die Frauen öfters zu ihnen umdrehen, ihr Schrittempo verändern oder sogar die Straßenseite wechseln. Die Studenten beschreiben diese Situationen folgendermaßen:

„Ja. Na das war aber witzig, da bin ich einmal von der Pilgramgasse heim gegangen, und da ist halt vor mir auch so eine junge Frau gegangen, und die hat sich halt ein paar Mal umgedreht, und dann hab ich mir gedacht ‚Fuck die fürchtet sich ja vor mir‘. Und ich hatte halt auch den gleichen Weg, weil da gibt’s halt ich weiß nicht wie viele Querstraßen, und ich bin halt immer genau, also die ist dann halt auch ins Heim gegangen.“ (Roman, 1859-1863)

„Das ist mir auch aufgefallen, ja. Am Abend, obwohl man ja eigentlich keine schlechten Absichten hat, das ist mir sicher schon sicher drei, vier Mal passiert in der Nacht, beim Heim fahren mit den öffentlichen Verkehrsmitteln, und man dann gleichzeitig aussteigt, und hintereinander geht, und das Mädli vor einem geht, und dann merkt man irgendwie schon diese Unsicherheit, dieses schneller werden oder dieses teilweise langsamer werden damit man überholen kann.“ (Franz, 2109-2114)

„Ja, das war damals in Linz, da bin ich, da hab ich Tanzkurs oder irgendwie sowas gehabt, und da bin ich um sieben oder irgendwas, auf jeden Fall wars schon finster, ahm, und ich bin halt eine Straße entlang gegangen was jetzt kein Gasserl war oder so, aber eine relativ breite Straße, aber es war eben finster, und es war sonst keiner auf der Straße. Und sie ist vor mir gegangen, und hat sich zweimal oder so umgedreht oder so, und ich bin relativ flott unterwegs gewesen weil ich einfach zu spät dran war. Dann hab ich ein bisschen aufgeholt, dann hat sie sich anscheinend noch unwohler gefühlt, dann hats Straßenseite gewechselt, ahm und dann hat sie sich aber trotzdem noch einmal nach mir umgedreht, obwohl sie auf der anderen Straßenseite war. Also wahrscheinlich hat sie Angst gehabt, dass ich ihr auf die andere Straßenseite nach geh oder so, keine Ahnung.“ (Max, 2237-2245)

In Wien hat Max diese Situation auch noch zwei, drei Mal erlebt, wenn auch nicht in dieser Ausprägtheit.

Es ist zu erkennen, dass den Männern relativ schnell bewusst wird, dass sie sich gerade in der Rolle des vermeintlichen Verfolgers befinden. Alle Befragten betonen, dass sie einfach nur den selben Weg hatten und niemandem etwas tun wollten, und die Reaktionen der Mädchen/Frauen trotzdem angstbesetzt war. In den Köpfen der Frauen spielten sich zu diesem Zeitpunkt Gedanken ab, was denn nun alles als Nächstes passieren könnte, und die Männer sind sich über dieses Kopfkino durchaus bewusst (mehr dazu in der Subkategorie „Kopfkino“).

Die Reaktionen der Männer, wenn sie die Unsicherheit und Angespanntheit der Frau vor sich bemerkt haben, sind unterschiedlich, und reichen vom Ignorieren bis zum Interagieren:

„Ich geh einfach weiter, weil ich (Pause, 5) ich möchte in diese Situation nicht zu viel rein interpretieren, von meiner Seite aus. (Pause, 5) Es wär wahrscheinlich irgendwie zu voreilig wenn ich sie ansprechen würd und frag ob alles in Ordnung ist (lacht). (Pause, 3) Nein ich versuch aber meistens dann zu überholen, weil ich dann merk, oder weil ich mir einbild, dass das für diejenige Person dann besser ist, also, denk ich einfach.“ (Franz, 2118-2122)

Auch Roman will in diese Situationen nicht zu viel hinein interpretieren, und verhält sich seit dem ersten Erlebnis als vermeintlicher Verfolger daher auch nicht anders als davor:

„Nein, weil ich weiß ja dann teilweise gar nicht dass sie den gleichen Weg hat wie ich, die könnt jederzeit abbiegen. Nein, ich geh sowieso wenn ich am Abend heim geh, ich mag das sowieso nicht so aufeinander picken, ich halt sowieso einen Sicherheitsabstand, ja.“ (Roman, 1882-1884)

Bezogen auf die vorhin beschriebene Situation glaubt er, folgendermaßen reagiert zu haben:

„Ich bin dann langsamer geworden glaub ich. Oder ich hab dann Straßenseite gewechselt. Auf jeden Fall wie ich gemerkt hab dass sie Angst hat weil ich hinter ihr geh, auf die Idee wär ich gar nicht gekommen wenn sie sich nicht ein paar Mal umgedreht hätte.“ (Roman, 1869-1871)

Roman reflektiert auch darüber, wie man sich in so einer Situation vielleicht besser verhalten könnte:

„Ja, wahrscheinlich wärs leichter, wenn man, wenn man, wenn man, ich weiß nicht, bei uns daheim würd man wahrscheinlich miteinander reden, aber gut, in Wien redet man halt nicht.“ (Roman, 1894-1895)

Er beschreibt außerdem, dass er die Gefühle der Frauen nachvollziehen kann, weil auch er nicht gerne „verfolgt“ wird. Es wird auch noch einmal deutlich, dass Männer vor Frauen keine Angst im öffentlichen Raum haben; wenn die Frau die Rolle der Verfolgerin einnimmt, würden die Männer in dieser Situation keine Unsicherheit verspüren.

- „Na und dann hab ich mir gedacht, es stimmt eigentlich, ich mags eigentlich auch nicht wenn jemand die ganze Zeit hinter mir her geht, also ich sag jetzt nicht so dass ich mich dann so sicher fühl“
- „*Auch wenns ein Mäd'l ist, das hinter dir her geht? (...)*“
- „Ja ich glaub wenn ich Schritte hör, das kommt dann auch drauf an welche Schuhe, also ich glaub bei Stöckelschuhen..., aber ich dreh mich dann schon oft um wenn ich hör es geht hinter mir wer, oder wenn ich im Finstern heim geh. Aber ich glaub das haben viele Leute“. (Roman, 1871-1878)

Die Dimension des Verfolgers in der Kategorie des Mann-seins löst nicht direkt bei den Männern, sondern bei den Verfolgten, den Frauen, Unsicherheit und Angst aus. Die Studenten erwähnen in den Interviews zwar, dass auch sie das Gefühl des Verfolgterdens kennen und nicht mögen, dennoch entsteht der Angstraum hier auf Seiten der Frauen. Die Männer sind sich jedoch über dieses Phänomen bewusst, und stehen in einem Spannungsverhältnis: Einerseits haben sie keine bösen Absichten, sondern lediglich den gleichen Weg und wollen daher nicht zu viel in die Sache hinein interpretieren, andererseits sind sie sich über die Gefühle der Frauen bewusst und wollen vermeiden, dass sich diese vor ihnen fürchten. Sie wenden verschiedene Strategien an, um die unangenehme Situation zu entschärfen, sie verändern ihr Schrittempo, wechseln Straßenseite, etc. Doch auch durch dieses Verhalten und die dahinter stehenden Gedanken und Motive wird die Vorstellung des männlichen Triebtäters, des gefährlichen Vergewaltigers, und der schwachen, hilflosen Frau, verstärkt.

10.3.4 Zusammenfassung

Zusammenfassend stehen die Männer in einem Spannungsverhältnis, welches unter anderem durch die unterschiedlichen gesellschaftlichen Erwartungen sowie Stereotypen entsteht. So nimmt der Mann gerne die Beschützerrolle ein, dies wird evolutionsbiologisch auf den „Beschützerinstinkt“ zurückgeführt. Er fühlt sich in dieser Situation stark, mächtig, männlich, und beschützt die schwache, hilflose Frau, damit dieser im für sie

„gefährlichen“ öffentlichen Raum nichts passiert. Man muss sich der Tatsache bewusst sein, dass Frauen im öffentlichen Raum tatsächlich Opfer von (sexualisierter) Gewalt werden können und es ihnen daher eine gewisse Sicherheit gibt, von einem Mann z.B. nach Hause begleitet zu werden. So werden jedoch sowohl von Männern als auch von Frauen die geschlechtsspezifischen Stereotypen und Machtverhältnisse reproduziert, und auch in den Interviews werden keine Versuche des Aufbrechens dieser Vorstellungen erwähnt.

Die hierarchischen Machtverhältnisse drücken sich jedoch nicht nur in einer geschlechtsspezifischen Ebene, sondern auch zwischen Männern aus. Daher ist der öffentliche Raum für die Studenten mit der Angst verknüpft, Opfer einer Gewalttat (Raub, Diebstahl, Schlägerei) zu werden. Die Befragten reagieren in solchen Situationen meist passiv und gehen nicht auf die Provokationen ein.

Schlussendlich können sich Männer außerdem als Verfolger im öffentlichen Raum fühlen. Auch hier wird ein Spannungsfeld deutlich, und die geschlechtsspezifischen Machtverhältnisse werden produziert und reproduziert. Diese Situationen sind für Männer zwar unangenehm, der Angstraum konstituiert sich jedoch auf der Seite der Frau. In einigen Fällen werden von den Männern selbst Versuche unternommen, aus dieser Rolle auszubringen, indem sie die Straßenseite wechseln oder ihr Schrittempo verändern. Dies kann als Versuch gewertet werden, aus den Stereotypen auszubringen.

10.3.5 Fazit: Frau-sein vs. Mann-sein

Die beiden Kategorien Frau-sein und Mann-sein stehen in Kontrast zueinander, und bilden jeweils das Gegenstück der anderen Kategorie. Der Geschlechtsunterschied bildet die Basis für die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen, welche durch verschiedene Kategorien zur Konstruktion von Angsträumen im öffentlichen Raum führen. Frauen können prinzipiell zwei Grundhaltungen im öffentlichen Raum einnehmen: Entweder sie schränken sich aus Vorsicht selbst ein, in dem sie bestimmte Orte zu bestimmten Zeiten vermeiden, Maßnahmen zur Selbstverteidigung getroffen haben (Pfefferspray), ihre Kleidung bewusst wählen, etc., oder sie lassen sich nicht einschränken. Dadurch lehnen sie sich gegen die geschlechtsspezifischen Machtverhältnisse auf, in dem sie sich ihre Stärke bewusst machen und sich ihre Freiheiten im öffentlichen Raum nicht nehmen lassen. Auch das Mann-sein zeichnet sich durch unterschiedliche Dimensionen aus, Männer können die Rolle des Beschützers, des Opfers von Gewalt oder auch des vermeintlichen Verfolgers einnehmen. Hier werden insbesondere interne Machthierarchien deutlich, da die Gewalt gegen Männer auch von Männern ausgeht.

Beide Kategorien zeichnen sind durch innere Spannungsverhältnisse und Ambivalenzen aus, welche vor allem durch die gesellschaftlichen Vorstellungen und Erwartungen an das jeweilige Geschlecht entstehen. Während es Frauen zugesprochen wird, dass sie sich im öffentlichen Raum vorsichtig und defensiv verhalten, sollen Männer stark und mutig sein, um einerseits Frauen beschützen, und andererseits ihre Ehre gegenüber anderen Männern verteidigen zu können. Im Gegensatz zu den Männern, welche keine oder nur wenige Versuche unternehmen, diese Stereotypen zu durchbrechen, bildet sich bei den Frauen ein anderes Muster heraus: Teilweise bewegen sie sich vorsichtig im Raum und bestätigen so althergebrachte Rollenbilder, teilweise lehnen sie sich gegen diese Vorstellungen auf und lassen sich in ihrer Mobilität nicht einschränken.

Die beiden Kategorien stellen unterschiedliche Ausgangssituationen dar, welche auf verschiedenen Wegen zur Konstruktion von Angst im öffentlichen Raum führen können, die grundsätzliche Ursache der Angst, nämlich die Unkontrollierbarkeit der Situation, ist jedoch bei beiden Geschlechtern prinzipiell gleich. Auf dieses Phänomen wird bei der Beschreibung der Kernkategorie genauer eingegangen.

10.4 Subkategorie: Kopfkino

Die Subkategorie „Kopfkino“ beschreibt folgende Situation: Man ist im öffentlichen Raum unterwegs und stellt sich immer wieder vor, was alles passieren könnte. Diese Befürchtungen reichen von Angesprochen werden über Diebstahl bis hin zu Vergewaltigungen. Aus verschiedenen Quellen (Medien, Berichte von Bekannten, etc.) ist bekannt, dass es Gewalttaten im öffentlichen Raum gibt, und wenn man schon einmal selbst schlechte Erfahrungen gemacht hat, drängen sich Vorstellungen einer Wiederholung dieser Erlebnisse in den Kopf. Daraus entstehen Unsicherheits- und Angstgefühle. Bedingungen, die diese negativen Empfindungen noch verschärfen können, sind Dunkelheit, die Nicht-Einschätzbarkeit der Situation, zu viele oder zu wenige Menschen sowie das Gefühl, verfolgt zu werden. „Kopfkino“ gibt es sowohl bei Frauen als auch bei Männern, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß und unterschiedlichen Dimensionen.

10.4.1 Wie entsteht das Kopfkino?

Durch Berichte von Bekannten oder in den Medien, durch die Erziehung sowie auf Basis eigener Erfahrungen ist das Bewusstsein der Möglichkeit von Gewalt im öffentlichen Raum gegeben. Hanna spricht einige Fälle in ihrem Heimatort an, die dazu geführt haben, dass sie sich nicht mehr sicher fühlt:

„Und da hab ich mir eigentlich nie was gedacht bis vor kurzem, weil da hat's so einen Vergewaltigungsfall gegeben und das hat sich eigentlich nie aufgeklärt was da passiert ist. Das haben wir nie gehört, aber es war halt voll viel verdächtig, aber man hat halt nie gewusst um wen es sich handelt, was passiert ist. Das war total, also ich weiß nicht genau was los war und ahm ja, es hat eben zur Kirtagszeit immer wieder Plündereien gegeben (...) und seither fühl ich mich Zuhause auch nicht mehr ganz so sicher weil ich mir denk, ich mein schon noch, aber, ja.“ (Hanna, 202-207; 211-212)

Das Kopfkino von Anna ist in ihrem Fall unter anderem durch ihre Erziehung und die Fürsorge der Eltern bestimmt. Es ist jedoch zu erkennen, dass sie sich in ihrer Zeit in Wien weiter entwickelt hat und den Sorgen der Mutter weniger Platz einräumt:

„Und gesamt, also wie ich am Anfang in Wien gewohnt hab, das war im vierten Bezirk, da hab ich mich manchmal schon gefürchtet, aber das war vielleicht auch das vom Land in die Großstadt (lacht), da war ich halt manchmal so ‚Es ist so dunkel, und ich bin noch draußen‘. Und meine Mama war halt immer so ‚Ja passt du eh auf, passiert dir eh nix‘. Und irgendwie hat sich das mit den Jahren auch total verändert, und ich denk mir eigentlich, ich fühl mich eh voll sicher, und geh meine Wege ohne Sorge, also ohne so eine Sorge die mich wirklich einschränken würde.“ (Anna, 1098-1104)

Berichte von Bekannten und aus den Medien über Wien haben Max in seiner ersten Zeit in der Großstadt verunsichert:

„Und als Nicht-Wiener sag ich jetzt mal, wenn du erst kurz in Wien bist, und das war am Anfang unsere erste Location wo wir fort gegangen sind, und du kennst dich nicht aus, und du hörst eigentlich lauter wilde Gschichtln über Wien und so, weißt eh wie das ist, ahm, und dann bist du auf einmal so abseits, das ist dann halt irgendwie ein komisches Gefühl muss ich sagen.“ (Max, 2373-2377)

Das auf unterschiedliche Weise erworbene Wissen über die Gefahren im öffentlichen Raum führt dazu, dass sich die Befragten dazu Gedanken machen und sich dementsprechend in bestimmten Situationen unwohl oder unsicher fühlen.

Hanna und Lena beschreiben eindrücklich, wie sich das Unsicherheitsgefühl anfühlt, welches durch das Kopfkino entsteht. Hanna kann sich außerdem nicht ganz erklären, woher diese Gedanken in ihrem Kopf überhaupt kommen. Lena beschreibt zusätzlich, wie sich das „komische Gefühl“, das sie in einsamen Gassen verspürt, auf ihre Raumwahrnehmung und ihre Gedanken auswirkt.

- „Wie würdest du dieses Unsicherheitsgefühl jetzt beschreiben?“ (503)
- „Ahm, also, ja man wird wachsamer, wenn ich mich nicht sicher fühl, dann lausch ich umso mehr, geht hinter mir wer, seh ich irgendwas, fällt mir irgendwas auf, ist irgendwas komisch, oder (Pause, 3), ja ich fühl mich einfach nicht wohl, ich möchte einfach so schnell wie möglich heim ins Sichere, ja ich weiß auch nicht was mir da durch den Kopf geht (lacht).“ (Hanna, 504-507)

- „Mmh ja sehr schwierig. Ja es ist einfach in Wirklichkeit wirklich ein Angstgefühl. Also Angstgefühl, man geht schneller, man schaut auf den Boden, man macht irgendwelche Maßnahmen wie telefonieren oder so, weil man einfach kein sicheres Gefühl hat. Also ich find einfach das Gefühl projiziert ist so, dass während man in dieser Gasse geht an nichts anderes denken kann als wie ‚Oh mein Gott ich will jetzt aus dieser Straße raus‘ oder ‚Oh mein Gott, lass mich schnell in die U-Bahn einsteigen am Praterstern‘. Das ist so eben das Gefühl. Oder das löst das aus. Einfach nur schnell vorbei gehen, und auch meine Gedanken sind den ganzen Weg nur in dieser Straße und nicht woanders.“ (Lena, 1576-1583)

10.4.2 An welchen Orten kommt es bei den Studierenden zum Kopfkino?

In Wien sind es unter anderem Grünanlagen und Büsche am Wegrand, die bei Dunkelheit zu Unsicherheitsgefühlen führen und das Kopfkino in Gang bringen:

„Ja also ich weiß jetzt nicht, wenn ich in der Nacht da bin, da ist das Problem dass da so viele Sträucher und Bäume sind, und ich hab da immer dieses Gefühl da könnte sich ja jemand verstecken dahinter, oder es könnte Drogenmissbrauch stattfinden oder irgendwas anderes, man weiß ja nicht wie Menschen auf Drogen sind, was ich jetzt bedenklich finde.“ (Hanna, 329-333)

Auch Anna kennt das Phänomen des Kopfkinos. Insbesondere beim Laufen im Park bei Dunkelheit kommen ihr immer wieder Gedanken, was jetzt alles Schlimmes passieren könnte. Besonders unangenehm findet sie in diesem Zusammenhang dunkle Stellen mit vielen Büschen, welche gerade nachts undurchdringlich wirken.

„Ja und es ist dann halt so, wenn ich laufen geh, ist das schon so dass man dann manchmal so Gedanken im Hinterkopf hat was halt alles passieren kann, wenn man als Frau allein in der Nacht in einem Park laufen geht. Und das ist einfach ganz unweigerlich passiert das, dass ich an solche Sachen denk, okay es werden regelmäßig Frauen vergewaltigt, ausgeraubt, was weiß ich, und in solchen Momenten denk ich dann schon darüber nach, und es passiert auch manchmal dass ich überleg, dass ich wieder umdreh.“ (Anna, 813-818)

Die InterviewpartnerInnen wurden während der Befragung auch gebeten, Fotos von ihren Angsträumen zu machen. Die beiden folgenden Bilder zeigen, wie Büsche und Parkanlagen auf Anna und Hanna wirken. Die Einsehbarkeit und Übersichtlichkeit ist nur in geringem Maß gegeben, die Büsche und Sträucher am Wegrand könnten als Versteck für „Verbrecher“ dienen, und diese Gedanken sind bei dem Kopfkino der beiden auch sehr präsent.

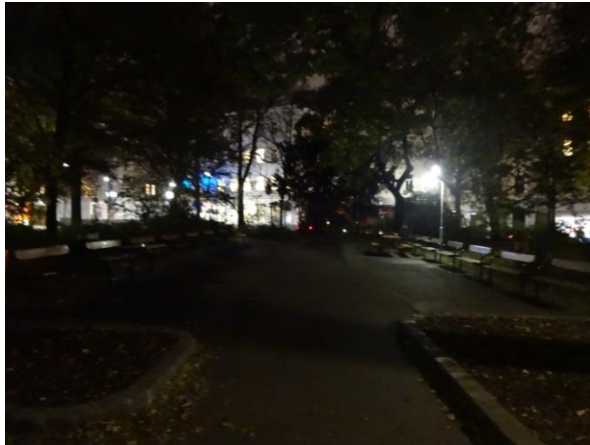


Foto 1: Reumannplatz (Hanna)



Foto 2: Herderpark (Anna)

Doch sind es nicht nur Parkanlagen, welche bei den Studierenden zum Phänomen des Kopfkinos führen, auch einsame Gassen und Straßen lassen Gedanken aufkommen, welche zu Unsicherheits- und Angstgefühlen führen.

So beschreibt Max beispielsweise, welche Gedanken er sich macht, wenn er allein durch dunkle Gassen geht. Insbesondere Personen, die in den einsamen Gassen sind und ihm etwas antun könnten, lösen beim ihm Unsicherheits- und Angstgefühle aus.

„Aber wenn man dann ein Stück auswärts geht ist es eher so, dass man wen trifft, der so wie's ausschaut Drogen verkauft, und fast keiner mehr da ist, und das wird dann vielleicht komisch.“ (Max, 2317-2319)

„Und dann kommst du in einen Bereich, wo du eher sagst du erwartest dir hinter jeder Ecke einen Junkie.“ (Max, 2353-2354)

„Ja gut, dass halt irgendein Junkie daher kommt oder keine Ahnung was, mit Nadeln irgendwie herum tut, oder irgendwas, und du wirst angestochen oder irgendwas, oder keine Ahnung es sind halt ein paar Betrunkene.“ (Max, 2383-2385)

Auch Lena fühlt sich in einsamen Straßen nicht wohl, obwohl sie nicht genau weiß, woher diese negativen Gefühle kommen:

„Ich finds einfach komisch. Und das, obwohl ich wirklich nie schlechte Erfahrungen gemacht hab, kein einziges Mal, ich könnte dir keine fünf Mal aufzählen, wo ich wirklich komische Männer in dieser Straße gesehen hätte, also es ist einfach vom Gefühl her komisch. Und ich kann dir nicht erklären warum.“ (Lena, 1569-1572)

Die beiden folgenden Fotos vermitteln einen Eindruck der einsamen Gassen, die Max und Lena beschreiben. Uneinsehbarkeit, Dunkelheit und Unbelebtheit führen zusammen zu Unsicherheits- und Angstgefühlen und bewirken, dass man beginnt, sich Sorgen zu machen, was in dieser Situation Schlimmes passieren könnte.

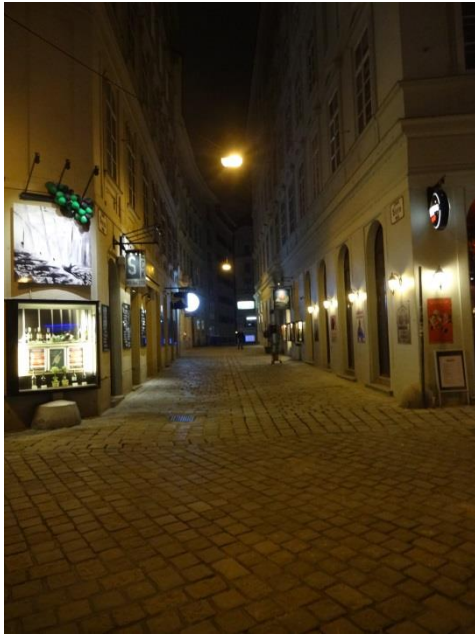


Foto 3 (links): Gassen beim Schwedenplatz (Max)
Foto 4 (rechts): Czerningasse (Lena)

Roman spricht die Dimension von Gewalttaten an- er denkt am Heimweg manchmal daran, dass er überfallen werden könnte. Diese Gedanken bauen wiederum auf Berichten von Bekannten und auf dem Wissen auf, dass Überfälle vor seinem Wohnheim schon einmal stattgefunden haben. Diese Gedanken führen zu Unsicherheit und erhöhter Vorsicht:

„Ja na ich war schon manchmal in einer komischen Situation da vorm Heim, da haben sie auch mal jemanden überfallen genau vor der Haustür. Sicher denkst du dir nachher dann, ja, bist dann halt vielleicht ein bisschen vorsichtiger und drehst dich öfter um“ (Roman, 1954-1956).

10.4.3 Reaktionen auf das Kopfkino

Die Reaktionen der InterviewpartnerInnen auf die Gedanken im Kopf sind unterschiedlich: Hanna versucht, die Straßenseite mit den Büschen zu meiden, und muss hier normalerweise auch nicht immer vorbei gehen. Sie versucht, möglichst unauffällig nach Hause zu gelangen und betont immer wieder, dass sie keine Konflikte provozieren will:

„einfach schauen dass ich, ja dass ich Probleme, Konflikte irgendwie vermeide wenns geht, wenn ich das irgendwie so machen kann, dass es nicht eskaliert, weil da hat ja keiner was davon.“ (Hanna, 507-509)

Auch Lena versucht, für sie unsichere Situationen so schnell wie möglich hinter sich zu bringen, in dem sie schneller geht, Strategien zur Angstverringerung anwendet (telefonieren) oder die Straße auch ganz meidet:

„Aber dadurch dass das ein 24-Stunden-Fitnessstudio ist, gehst du halt manchmal erst um elf, halb zwölf, und da und das waren dann schon wirklich die Zeiten wo ich dann auf der Praterstraße gegangen bin, ja.“ (Lena, 1529-1532)

Auch Max versucht, die einsamen dunklen Gassen zu meiden und sich in Bereichen des Schwedenplatzes aufzuhalten, an denen sich viele Menschen befinden.

„Naja ich schau einfach mal (Pause, 3) ob da wirklich noch was kommt, und wenns nicht so ist, dann dreh ich da in der Regel um.“ (Max, 2323-2324)

Im Gegensatz dazu will sich Anna in ihrer Mobilität nicht einschränken lassen, auch wenn ihr immer wieder Gedanken über mögliche Gewalt kommen. Sie ärgert sich darüber und begibt sich sogar „extra deswegen“ in eine Situation, in der sie sich nicht wohlfühlt, um sich zu beweisen, dass sie sich von ihren Gedanken nicht einschüchtern lässt (siehe auch Kategorie Frau-sein). Einerseits ist ihr die Möglichkeit einer Gewalttat bewusst, andererseits vertraut sie auf ihre Kräfte:

„Ja, also das ist verschieden, also ich hab schon immer so Gedanken, was würd ich denn machen wenn, also wenn mich jetzt jemand in eine blöde Lage bringen würde, ich denk mir das immer, Okay wenn ich laufen geh, bild ich mir zumindest ein bin ich schnell, das heißt die müssten mir wirklich auflauern oder ja, ich kann halt auch schnell davon laufen. Und ich hab auch mal zwei Selbstverteidigungskurse gemacht und Tae Bo mal, und mein Prinzip ist halt irgendwie zu denken, ja ich bin stark und ich kann mich wehren, notfalls, also ich kann treten beißen schreien. Und das stärkt mich dann schon dieses Wissen, dass ich nicht machtlos bin, also ich kann mich dann schon, wenn dieser Fall eintreten würde, zur Wehr setzen.“ (Anna, 856-863)

Zusammenfassend wird deutlich, dass Angsträume aufgrund des Kopfkinos primär durch die räumliche Dimension ausgelöst werden, und danach unter starken Einflüssen der persönlichen sowie der sozialen Dimension stehen:

Zuerst befinden sich die Personen in einer für sie räumlich unangenehmen Situation (Uneinsehbarkeit, Dunkelheit, Unbelebtheit, Büsche am Wegrand, Parkanlagen, einsame Gassen, etc.). Durch dieses dadurch entstehende Unwohlgefühl beginnen sich Gedanken in den Vordergrund zu drängen, die sich um mögliche gefährliche (Gewalt-)Situationen drehen: Die Befragten haben Angst vor Personen unter Drogeneinfluss („Junkies“), unangenehmen Männern, Verbrechern etc. Bei den Interviews wurde auch deutlich, dass die weiblichen Befragten in größerem Ausmaß von Kopfkino-Erfahrungen berichten, und sich diese unter anderem auch auf die Angst vor sexualisierter Gewalt beziehen. Die Studentinnen gehen mit diesen Unsicherheitsgefühlen differenziert um, einerseits versuchen sie, Konfliktsituationen aus dem Weg zu gehen und Angsträume zu meiden, andererseits sind sie sich auch ihrer Stärke bewusst und lassen sich in ihrem Leben nicht einschränken. Im Vergleich dazu sprechen die männlichen Befragten weniger über die Gedanken, die sie sich in Unsicherheitsräumen machen, und sie befürchten eher, ausgeraubt oder von einem „Junkie“ bedrängt zu werden. Sie meiden die Orte oder legen sich Selbstverteidigungsstrategien zurecht, um die Angstgefühle zu verringern bzw. gar nicht erst aufkommen zu lassen.

10.4.4. Sonderform des Kopfkinos: Männer als vermeintliche Verfolger

In der Überblicksgraphik der Kategorien ist das Kopfkino mit den beiden Kategorien Frau-sein und Mann-sein direkt verbunden. Das liegt daran, dass sich Männer durchaus das Kopfkino von Frauen vorstellen können, und darauf mitunter auch reagieren. Auf diese Dimension wird auch in der Kernkategorie Mann-sein genauer eingegangen.

Männer fühlen sich in manchen Situationen, insbesondere bei Dunkelheit und nachts, als Verfolger von Frauen. Sie merken dies auch an der Reaktion der Frauen, welche sich öfters umdrehen, ihr Schrittempo beschleunigen oder verlangsamen, die Straßenseite wechseln, etc. Insgesamt zeichnen sich diese Situationen mit einer Angespanntheit aus, welche auch den Männern nicht verborgen bleibt. Die Interviewpartner beschrieben, dass sie sich das erste Mal nicht darüber bewusst waren, dass sich die Frauen von ihnen verfolgt fühlen, jedoch nach diesem Zeitpunkt darauf sensibilisiert waren und sich nun auch ihrer Rolle als vermeintlicher Verfolger bewusst sind.

Nach der Bewusstwerdung der Rolle als Verfolger versuchten die Befragten darauf in verschiedenen Weisen zu reagieren. Sie machen sich auf jeden Fall Gedanken über die Gedanken und Gefühle der Frau, ärgern sich jedoch auch darüber, dass sie sich in dieser für sie unangenehmen Rolle befinden. Sie würden die Situation gerne auflösen, der Frau gerne mitteilen, dass sie nichts Böses im Schilde führen, doch sind sie sich auch darüber bewusst, dass ein Ansprechen der Frau wohl noch größere Angstgefühle bei ihr auslösen würde.

Insgesamt wird in den Interviews deutlich, dass sich die Männer in der Dimension des vermeintlichen Verfolgers in einer sehr angespannten Situation befinden, und eine Auflösung derselben schwer ist. Daher versuchen sie auf defensive und passive Weise, die Rolle des Verfolgers zu verlassen.

Der „Mann als Verfolger“ impliziert Gedanken des sexuellen Triebtäters oder Verbrechers, der der Frau (sexualisierte) Gewalt antun will. Frauen wollen dies verhindern, indem sie versuchen, durch gewisse Strategien (schneller/langsamer gehen, Straßenseite wechseln, etc.) der unangenehmen und für sie angsterregenden Situation zu entkommen. All diese Gedanken und Reaktionen verstärken jedoch die geschlechtsspezifischen Machthierarchien und tragen dazu bei, dass sich Frauen im öffentlichen Raum weiterhin unsicher fühlen und Männern zu Unrecht– wenn auch nur im Zuge des Kopfkinos– unterstellt wird, gewalttätig, brutal und rein sexuell gesteuert zu sein. Die Klischees des Mann-seins und des Frau-seins werden verfestigt, Rollenzuschreibungen verhärtet, und Stereotypen nicht aufgebrochen.

10.5 Subkategorie: Erzwungene Interaktion im öffentlichen Raum

Situationen im öffentlichen Raum, die gezwungenermaßen zu einer Reaktion führen, werden bei den Interviewpartnerinnen sehr häufig erwähnt, und während der Interviews mit den Studentinnen (nicht jedoch mit den Studenten) oft erlebt. Die Schlussfolgerung daraus ist, dass es einer Frau nicht möglich ist, passiv an einem öffentlichen Ort zu sein, ohne in irgendeiner Art und Weise Belästigungen durch Männer zu erleben.

Die Interviewpartner erzählten vereinzelt auch von Situationen, in denen sie angesprochen wurden und sich deshalb unwohl fühlten, diese Interaktionen bezogen sich jedoch nicht auf ihre Geschlechtszugehörigkeit, sondern sie wurden z.B. um Zigaretten gebeten oder angebettelt. Diese Situationen werden in dieser Kategorie nicht genauer beschrieben, da es hier vor allem darum geht, als Frau, und gerade weil man eine Frau ist, von Männern im öffentlichen Raum sowohl verbal als auch körperlich belästigt zu werden, und darauf in irgendeiner Art und Weise reagieren zu müssen.

10.5.1 Verschiedene Formen der Belästigung im öffentlichen Raum

Die Art der Belästigung im öffentlichen Raum ist sehr verschieden und reicht vom Angestarrt werden, über laute Rufe bis zum Angesprochen werden und körperlichen Drohgebärden.

Hanna beschreibt diese Situation anhand eines Beispiels beim Warten am Praterstern. Prägnant ist die Aussage, dass sie nichts tut außer warten, und trotzdem angesprochen wird.

- „Da wirst laufend (Pause, 1) da quatscht dich wer an, (...) aber die haben mich die ganze Zeit komisch angeschaut, angeredet, ganz komische Sachen, ab und zu ganz ähnlich wie Komplimente, und auf der anderen Seite so gehässige Sachen oder.“
- „Gehässig?“
- „Ja was schaut denn so blöd, obwohl man gar nicht schaut, man tut ja gar nix, weißt eh, man steht einfach nur da und wartet einfach.“ (Hanna, 14-20)

Auch Anna kennt diese Situation vom Laufen im Park. Sie läuft daher oft mit Musik, um die Kommentare der Burschen- und Männergruppen auszublenden.

„Also ich bin auch ohne Musik gelaufen in Simmering, und da passiert halt schon dass dich irgendwer anspricht oder dir nachgepfeifen wird, und das ist halt einfach ein Mittel das auszuschalten und zu ignorieren, ja.“ (Anna, 825-827)

Für Lena ist es problematisch, dass ihr die Menschen auch auf anderen Sprachen etwas nachschreien, welche sie nicht versteht, und die Situation für sie daher noch unangenehmer ist:

„Dir dann auf anderen Sprachen nachschreien, du hast nicht einmal eine Ahnung was sie dir da grad nachschreien, aber sie schauen dich einfach an und du weißt ganz genau, es ist komisch, oder es ist einfach etwas was ganz sicher nicht ‚Hallo wie geht es dir‘ war.“
(Lena, 1158-1161)

Es wird in den Interviews auch schnell klar, dass es sich ausschließlich um Männer handelt, die die Frauen ansprechen:

„Ich glaub jedes Mädchen kennt das vom Fortgehen, also wenn man nach dem Fortgehen heim geht, dass man vielleicht bisschen angesprochen wird von irgendeinem Menschen, also von irgendwelchen Männern.“ (Hanna, 135-137)

In einigen Fällen sind die öffentlichen Belästigungen augenscheinlich sexuell, und das Machtungleichgewicht zwischen Frauen und Männern wird deutlich:

„Na und, es ist halt auch oft so dass du eben eh wie beim Praterstern, dass du angesprochen wirst, ja (Pause, 2) zwecks oraler Befriedigung oder oder ja (Pause, 2, nervöses Lachen), oder wie soll ich denn sagen, sie geben so (Pause, 3) augenscheinlich sagen sie ‚Ich geb dir einen Euro, blas mir einen‘, immer so so Richtung Frauen sind Prostituierte.“
(Hanna, 359-363)

Für Frauen ist in solchen Situationen oft nicht klar, wie sie am besten reagieren sollen, um den öffentlichen Belästigungen aus dem Weg zu gehen. Hanna beschreibt eine Situation, in der ihr ein Mann ein Kompliment gemacht, und sie das anfangs noch als reine Höflichkeit aufgefasst hat– bis er begonnen hat, ein Gespräch mit ihr anzufangen und ihr nachzugehen. Problematisch ist hierbei, dass sie sich für die unangenehme Situation selbst die Schuld gibt, da sie mit ihrer Reaktion auf das Gespräch eingestiegen ist.

- „Dass sie dich ansprechen eben und ‚hab einen netten Abend‘ und ja da hab ich dann gesagt ‚ja danke‘ und ja bin meines Weges gegangen, und ja eigentlich wollt ich kein Gespräch anfangen, aber ich hab mir halt gedacht eigentlich total nett dass er sowas sagt.“
- „*Hast du dich da unwohl gefühlt trotzdem oder hast du’s als Kompliment aufgefasst?*“
- „Am Anfang also ich hab das schon als Höflichkeit, weil ich hab mir gedacht ja das ist doch ganz nett in der Stadt, wo alles so anonym ist, dass man sowas einmal hört, echt voll freundlich. Aber das ist dann halt irgendwie dann so komisch geworden, weil der ist dann mit mir weiter gegangen, mh und hat mit mir versucht ein Gespräch anzufangen, und das hab ich dann sehr ungut gefunden. Und da hab ich mir dann selbst die Schuld gegeben, dass ich ihm praktisch, dass ich ihm eine Einladung für ein Gespräch gegeben habe, obwohl ich mich nur bedanken wollte, dass er vermeintlich was Nettes zu mir gesagt hat.“ (Hanna, 414-425)

Anna betont im Interview, dass sie eher nicht auf die Kommentare eingeht, da man dadurch auf die Kommunikation einsteigt. Sie macht jedoch klar, dass dies für sie auch tages- und verfassungsabhängig ist und nennt im weiteren Verlauf Beispiele, wo sie sich sehr wohl verbal gegen die Belästigung gewehrt hat. In einer Situation hat sie einem Mann sogar eine Eistüte nachgeworfen, als dieser ihre Freundin verbal belästigte.

„Hm das kommt drauf an, also prinzipiell ist es ja nicht so gescheit wenn man sich drauf einlässt, oder drauf einsteigt, weil dann gibt man dem ja auch, weil ja dann ist man eingestiegen auf die Kommunikation sozusagen, auf die verbale zumindest, aber ja, das kann ich jetzt gar nicht so sagen. Das ist vielleicht auch wieder so eine Sache die tages- und verfassungsabhängig ist. Wenn ich grantig bin dann ist vielleicht die Möglichkeit gegeben, dass ich was zurück schrei.“ (Anna, 993-997)

Anna wurde auch schon zwei Mal– und als einzige der drei Interviewpartnerinnen– körperlich belästigt, einmal griff ihr ein Betrunkener in der U-Bahn auf ihr Bein, ein anderes Mal ein Obdachloser auf ihr Gesäß. Sie meldete diese Vorfälle jedoch nicht der Polizei, da sie dies übertrieben fände und ihr die Situation als Frau vor den männlichen Polizisten unangenehm wäre:

„Naa, also das fänd ich dann auch übertrieben, Was soll ich da sagen. Da sitz ich dann in der Polizei vor drei Männern und sag dann, ich will Anzeige gegen Anonym erstatten, weil der hat mir aufs Knie gegriffen in der U-Bahn. Also die lachen mich ja aus, ehrlich, ja. O-der mir hat der Obdachlose auf den Hintern gegriffen.“ (Anna, 1039-1043)

Diese Aussage zeigt jedoch wieder die Problematik der männlichen Belästigung im öffentlichen Raum auf: Frauen melden die Vorfälle nicht der Polizei, obwohl sie ihnen sehr unangenehm sind und sogar Angst auslösen, da sie die Situationen einerseits verharmlosen, und sich andererseits nicht sicher sind, ob eine Anzeige überhaupt etwas bringen würde. Dadurch ist dieses Thema der öffentlichen Belästigung jedoch „unsichtbar“, da es nicht gemeldet und in Statistiken vermerkt wird. Das Problem wird allgemein verharmlost, und von vielen Frauen als „alltäglich“ angesehen, als etwas, das man sowieso nicht ändern kann. Viele Männer sind sich über die Situation der Frauen im öffentlichen Raum gar nicht bewusst, und reagieren mit Erstaunen auf Erzählungen, dass Frauen an bestimmten Orten täglich verbalen Belästigungen ausgesetzt sind. Auch in den Gesprächen mit den Interviewpartnerinnen wird schnell klar, dass es Frauen gewohnt sind, oft Kommentare von Fremden zu hören, und sie diese nicht mehr als „schwerwiegend“ ansehen, obwohl es sie trotzdem stört:

„Ja die blöden Kommentare wenn man sagen kann, das ist etwas was passiert, aber was Schwerwiegenderes hätt ich da noch nie gehört.“ (Anna, 839-840)

„Also ich muss echt sagen, ich hab eigentlich nie schlechte, also wirklich schlimme, Erfahrungen da gemacht, außer dass dich Menschen komisch anschauen oder dir irgendwas nachschreien.“ (Lena, 1186-1188)

„ich kann wirklich von keinem Mal sagen dass mir was Komisches passiert ist, außer ‚beautiful‘ [Anmerkung: Ein Mann hat uns während dem Interview ‚beautiful‘ zugerufen] oder so, und das ist... ja, es ist unangenehm, aber es ist ja nicht so schlimm.“ (Lena, 1407-1408)

10.5.2 Möglichkeiten der Angstverringern

Ist man mit mehreren Personen unterwegs, sind, trotz Street Harassment, die Unsicherheits- und Angstgefühle wesentlich geringer oder gar nicht vorhanden:

„Ich finds zu zweit immer besser. Also ich find auch wenn wir alle gemeinsam, also ich und meine Freunde fortgehen, und wir gehen über den Praterstern und die lassen komische Kommentare, ich finds einfach nicht so unsicher, ja, ich finds einfach nicht so schlimm. Weil man sich nicht allein fühlt.“ (Lena, 1554-1557)

Dieser Umstand wird bei den Interviews auch immer deutlich: Obwohl es bei den Interviews mit den Studentinnen immer wieder Situationen der Belästigung durch einzelne Männer oder Männergruppen gab, meinen die Befragten, dass sie sich heute an dem Ort, der normalerweise für sie mit Angstgefühlen behaftet ist, nicht so unsicher fühlen, da sie gerade nicht alleine hier sind.

- „Okay, aber wie fühlst du dich jetzt gerade an diesem Ort?“
- „Ja (Pause, 1) mit dir fühl ich mich wohl, aber wenn ich jetzt allein wäre, oder ich müsste auf wen warten, dann (Pause, 1), ja, bissi komisch (Pause, 1), also es geht.“ (Hanna, 61-63)
- „Fühlst du dich da jetzt grad unwohl?“
- „Nein, wenn wir da sitzen nicht, aber wenn ich da allein lauf, vermeid ich den direkten Kontakt an denen vorbei zu laufen.“ (Anna, 960-962)

„Und ich find die Gasse jetzt auch viel angenehmer, also ich könnt da jetzt stundenlang mit dir auf und ab gehen, und ich glaub ich wär an diesem Sexshop wo wir grad vorbei gegangen sind in meinem Leben nicht allein vorbei gegangen. Wie wir da eingebogen sind und du gemeint hast ‚Ja geh ma da durch‘ da hab ich mir gedacht ‚nein, da geh ich nicht vorbei‘, aber dann hab ich mit dir geredet und dann hab ich mir gedacht ‚okay, mit dir geh ich da jetzt vorbei‘.“ (Lena, 1557-1561)

Ist man als Frau nicht allein im öffentlichen Raum unterwegs, sondern wird von einer Person oder einer Gruppe begleitet, fühlt man sich wesentlich sicherer und nicht so leicht angreifbar bei öffentlichen Belästigungen. Zwar kann dies auch vorkommen, wenn man zu mehrt unterwegs ist, dennoch hat man hier die Unterstützung der Bekannten und ist daher nicht so hilflos, als wenn man allein unterwegs ist. Problematischer ist die gegenteilige Situation, wenn man als Frau allein einer Gruppe Männern gegenübersteht, welche ihr etwas nachschreien oder sie ansprechen. Die Frau fühlt sich in dieser Situation in der Unterzahl, hilflos, und das, obwohl sie nichts gemacht, sondern sich einfach nur im öffentlichen Raum bewegt hat.

10.5.3 Zusammenfassung

Zusammenfassend wird durch die Aussagen und Beschreibungen der Interviewpartnerinnen klar ersichtlich, dass Belästigung im öffentlichen Raum durch Männer etwas Alltägliches darstellt. Die Studentinnen sind es gewohnt, dass sie angestarrt werden oder ihnen etwas nachgerufen wird, dennoch sind ihnen die Situationen unangenehm und erzeugen vor allem in Verbindung mit Dunkelheit Angstgefühle. Es wirkt fast so, als wäre Street Harassment ein gesellschaftlich akzeptiertes Phänomen. Dies wird auch in den Interviews deutlich, da sich keine der Befragten wirklich gegen die öffentlichen Belästigungen wehrt, oder diese anzeigt. Nur Anna reagiert in einigen Situationen offensiv, in der Mehrheit der Fälle versucht sie jedoch, die Anmachen der Männer zum Beispiel durch Musik zu übertönen. Hanna sah es anfangs noch als Höflichkeit an, wenn ihr Fremde einen schönen Abend wünschten, doch machte sie auch schlechte Erfahrungen mit dem Einstieg in diese Kommunikation und gab sich am Schluss selbst die Schuld für ihr unangenehmes Gefühl. Allgemein sind sich die Studentinnen unsicher, wie sie auf Street Harassment reagieren sollen, und ignorieren es im Großteil der Fälle. Dadurch bleibt dieses Problem jedoch unsichtbar, das Ausmaß der täglichen Belästigungen verborgen, und daher wird auch kein Handlungsbedarf gesehen.

Die Schlussfolgerung lautet insgesamt, dass die Wahrscheinlichkeit für eine Frau, beim Warten, Durchqueren oder Flanieren im öffentlichen Raum in irgendeiner Form verbal oder körperlich belästigt zu werden, sehr hoch ist. Sie muss auf diese Versuche der Kommunikation in irgendeiner Weise reagieren– entweder sie interagiert mit der Person, oder sie ignoriert sie (auch ignorieren ist einer Form der Reaktion). Da die Einschätzbarkeit der Situation sehr schwer ist, fällt es den Frauen nicht leicht, sich für die „richtige“ Reaktion zu entscheiden (siehe hier auch die Kernkategorie „Unkontrollierbarkeit der Situation“), und diese Hilflosigkeit erzeugt Unsicherheits- und Angstgefühle.

Belästigung im öffentlichen Raum ist ein Phänomen, das sich der hierarchischen Geschlechterverhältnisse bedient, und durch die gesellschaftliche Akzeptanz werden diese täglich reproduziert und verfestigt. Die scheinbare Normalität und das Ignorieren des Street Harassment verhindern, dass Gegenreaktionen erfolgen. Abschließend wären Sensibilisierungen für dieses Problem sowohl bei Männern als auch bei Frauen notwendig, um diese festgefahrenen Strukturen zu durchbrechen und den öffentlichen Raum, insbesondere für Frauen, angenehmer und angstfreier zu gestalten.

10.6 Kernkategorie: Unkontrollierbarkeit der Situation

Die Kernkategorie bildet den Mittelpunkt der Analyse, und stellt den eigentlichen Hauptauslöser der Konstruktion von Angsträumen dar. Diese verläuft bei Frauen und Männern über unterschiedliche Mechanismen und Kategorien, doch endet sie in beiden Fällen bei der Kernkategorie. Auch hier spielt die Macht eine wesentliche, wenn nicht sogar die wichtigste Rolle: Ist man einer Situation nicht *mächtig*, kann man sie nicht einschätzen und kontrollieren, so entsteht ein Unsicherheits- und Angstraum. Im Folgenden wird zwischen zwei grundsätzlichen Dimensionen unterschieden, welche diese Konstruktion begünstigen: Unkontrollierbarkeit der Situation im öffentlichen Raum durch Menschen sowie durch Faktoren der Umgebung (Verkehr, bauliche Gegebenheiten). Die beiden Dimensionen hängen jedoch voneinander ab und können daher nicht absolut getrennt voneinander betrachtet werden. So bedingen bestimmte räumlich-bauliche Gegebenheiten beispielsweise, dass sich zu viele Menschen auf zu engem Raum aufhalten müssen, oder dass einschlägige Lokalitäten wie Sexshops oder Erotik-Kinos die Gedanken an „komische Menschen“ verstärken.

10.6.1 Unkontrollierbarkeit der Situation durch Menschen

Sind zu viele oder zu wenige Menschen an einem öffentlichen Ort, fällt es schwer, die dadurch entstehende unübersichtliche Situation überblicken und einschätzen zu können. Die StudentInnen sind sich nicht sicher, wie sie angemessen auf die Menschenmassen bzw. auf die Leere im öffentlichen Raum reagieren sollen, dadurch entstehen Unsicherheiten und in weiterer Folge Angsträume.

Unkontrollierbarkeit durch zu viele Menschen

Zu viele Menschen auf einmal führen zu Unsicherheits- und Angstgefühlen. Das Verhalten von vielen Menschen ist noch schwerer einzuschätzen als jenes von nur einer Person, und auch der höhere Geräuschpegel, der von einer Gruppe ausgeht, verstärkt die negativen Empfindungen:

„Ich find die, wo die Parks sind und die ganzen Leute sitzen, hörst du das, da schreit wieder irgendwer herum.“ (Hanna, 307-308)

„Und es waren ja auch viele andere komische Menschen dort, viele Obdachlose auch die da in Gruppen teilweise übernachtet haben, und das war mir einfach sehr unangenehm.“ (Anna, 909-911)

- „Also was findest du den komischsten Platz am Praterstern?“
- „Mmh (Pause, 5) einfach einmal wenn man raus geht bei den Glastüren, weil man kommt da raus und da sind auf einen Schlag hundert Leute die sind (...) Das ist auf jeden Fall der Park. (...) Normalerweise sind diese Bänke komplett voll mit Leuten, und auch davor, und die stehen dann halt alle da, und ich muss genau da durch gehen. Ahm durch das dass da eben auf der Bank welche sitzen und dann stehen da auch Leute und die rennen da so herum zwischen Libro und dieser Bank muss man da immer so durch gehen, und das ist einfach irgendwie unangenehm.“ (Lena, 1333-1335; 1398-1404)

Lena beschreibt prägnant die Menschenmassen am Praterstern. Sie erwähnt im Gespräch oft, dass ihr zwar hier noch nie etwas Negatives passiert ist, ihr die Situation dennoch unangenehm ist. Sie meint auch, dass insbesondere im Sommer sehr viele Menschen auf den Bänken sitzen, und sie hier genau durch gehen muss, um nach Hause zu gelangen. Im Winter halten sich aufgrund des kalten und nassen Wetters weniger Menschen am Bahnhofsvorplatz und in den umliegenden kleinen Parks auf.

Hanna spricht in diesem Zusammenhang die Wichtigkeit von Privatsphäre und persönlichen Grenzen an. Werden diese nicht respektiert sondern übertreten, entstehen Unsicherheits- und Angstgefühle, da man die Situation allein nicht mehr kontrollieren kann. Hanna würde in diesem Fall zunächst versuchen, räumlichen Abstand zu diesen Personen zu gewinnen, und unter Menschen zu kommen:

„Also da gibt's ja so persönliche Grenzen von Privatsphäre, ich weiß es nicht, so Distanzen von einem Meter, zwei Meter, irgendwie so in die Richtung, und wenn diese Grenze überschritten wird und wenn man, beim Auffordern oder wenn man sich wegdreht, und wenn die immer wieder gebrochen wird die Grenze, dann würd ich schon schauen, vielleicht, dass ich weg komm oder was. Also ich würd wahrscheinlich eher schauen dass ich weg komm und wenn das nichts hilft, dann irgendwo hin gehen und mit irgendwem reden, oder in ein Café oder zum Billa rein gehen (lacht).“ (Hanna, 112-118)

Die Menschen, die bei den Befragten zu Unsicherheits- und Angstgefühlen führen, werden als „komisch“ bezeichnet. Die Interviewpartnerinnen erwähnen in ihren Beschreibungen Obdachlose, Menschen unter Drogen- und Alkoholeinfluss sowie Prostitution–Faktoren, die für sie den öffentlichen Raum unsicher machen:

„Ich denk mir, ich weiß nicht ob das richtig ist, aber ich denk mir weil es sind doch viele– Drogenmissbrauch– findet hier statt, oder? Und früher, früher war doch da mal Prostitution, ich glaub war das nicht früher, glaub ich war das irgendwo da.“ (Hanna, 296-299)

„Ich mein was da auch oft ist sind kiffende Menschen, also die seh ich extrem oft, viele Menschen mit Hunden (...) also ich lauf dann meistens außen (...) wo ich eben auch auf normale Menschen treff, also auf Passanten die vorbei gehen und nicht so auf Bänken sitzen und rauchen und so.“ (Anna, 846-847; 849; 851-852)

„Aber es ist einfach unangenehm, grindig, es sind einfach trotzdem komische Leute, ich finds zum Teil auch wahnsinnig traurig welche Leute du da siehst, zum Beispiel Frauen mit Kindern im Kinderwagen siehst die sturzbetrunken schon sind.“ (Lena, 1206-1208)

„Ich hab überhaupt das Gefühl, dass da mehr betrunkene Menschen sind und fast keine Leute die irgendwie zugehörnt oder auf Drogen sind, (Pause, 3) was es für mich nicht unbedingt besser macht, also ich hab vor Leuten die betrunken sind sicher mehr Angst als vor Leuten die auf Drogen sind.“ (Lena, 1273-1276)

Wie schon in der Kategorie der erzwungenen Interaktion im öffentlichen Raum beschrieben (siehe Kapitel 10.5), werden die Situationen noch unkontrollierbarer, wenn die Menschen in anderen Sprachen miteinander reden und man sie daher nicht versteht und nicht weiß, was sie einem gerade nachgeschrien haben. Hier ist die Machtlosigkeit besonders gut erkennbar, da es nahezu unmöglich ist, die Situation einzuschätzen und in irgendeiner Weise darauf zu reagieren. An dieser Stelle soll noch einmal die Aussage von Lena wiederholt werden, welche diesen Umstand gut umschreibt:

„dir dann auf anderen Sprachen nachschreien, du hast nicht einmal eine Ahnung was sie dir da grad nachschreien, aber sie schauen dich einfach an und du weißt ganz genau, es ist komisch, oder es ist einfach etwas was ganz sicher nicht ‚Hallo wie geht es dir‘ war.“ (Lena, 1158-1161)

Max beschreibt im Gespräch eine Situation in der U-Bahn-Station Neubaugasse, in der bei einem Ausgang links und rechts Punks mit Hunden saßen, und es ihm unangenehm war, hier durch zu gehen. Auslöser für die Unsicherheitsgefühle war vor allem die Sorge, dass die Hunde ihn angreifen könnten, und die sitzenden BesitzerInnen zu spät eingreifen würden. Ein weiterer Faktor, der seine negativen Empfindungen verstärkte, war der Alkoholisierungsgrad dieser Personen:

„Es gibt genau bei dem Ausgang vor den Stiegen einen Tunnel da muss man durchgehen, da sitzen öfter links und rechts, ich würd jetzt einmal sagen, Punks, die Hunde mit-haben, wobei ich zwar keine Angst vor Hunden hab, aber wenn die auf beiden Seiten sitzen und beide mit Alkohol, und ahm wie auch immer, was machen die jetzt genau mit den Hunden (...) die sitzen da und haben die Füße raus gestreckt, das heißt der Gang wird immer schmaler, und die Hunde wollen dann vielleicht auch einmal zueinander hin, weil sie spielen wollen oder was auch immer, und die sind betrunken, jetzt weiß man nicht ob die die zurück halten gescheit, oder wie die Hunde erzogen sind.“ (Max, 2157-2161; 2164-2169)

Nicht nur die Menschen und die Hunde, sondern auch das geringe Platzangebot werden in dieser Aussage von Max kritisiert. Enge ist auch für eine andere Studierende ein Faktor für die Konstruktion von Angsträumen: Im Interview mit Anna kommt eine weitere Dimension der Unkontrollierbarkeit durch zu viele Menschen im öffentlichen Raum dazu – in ihrem Fall stehen die Personen in keiner Beziehung zueinander und interagieren ebenso wenig, ihre Angstgefühle entstehen durch zu viele Menschen auf zu geringem

Raum, wie es an manchen U-Bahn-Stationen, hier am Beispiel U2 Schottentor, der Fall ist:

„Ich hab den Ort ausgewählt, weil ich mich hier manchmal sehr in die Enge getrieben fühl, weil eben wenn Stoßzeiten sind so wie gerade jetzt, extrem viele Leute am Bahnsteig sind, der Bahnsteig aber extrem schmal ist. Und ich hab halt manchmal irgendwie wenn ich da zwischen den ganzen Menschen eingekeilt bin und ich mich Richtung Ausgang wurschtel, ist es für mich einfach sehr unangenehm.“ (Anna, 581-585)

Im weiteren Interviewverlauf beschreibt sie, dass diese Gefühle ihrer Meinung nach nicht geschlechts- sondern höchstens altersabhängig sind, da für alle Menschen, aber insbesondere für Ältere, das Gefühl vom Bedrängtwerden unangenehm ist. Anna hat hier zwar noch nie direkt schlechte Erfahrungen gemacht, doch gerade während den Stoßzeiten ist für sie die Angespanntheit der Großteil der Personen spürbar und unangenehm:

„Ich hab manchmal einfach das Gefühl dass die Leute sehr angespannt sind, also dass es nicht nur mir so geht, dass alle Leute die da aussteigen, halt einerseits genervt sind dass so viele andere Leute hier sind und drängen, und, ja, ich empfind das dann schon als angespannt, die Situation.“ (Anna, 609-612)

Den Menschenstrom, der sich von der U-Bahn zu den Ausgängen bewegt, sieht Anna sehr kritisch. Die Strategie, die sie anwendet um der Station schnell zu entkommen, ist zwar funktional, dennoch ist eine gewisse Unzufriedenheit diesbezüglich zu erkennen:

„Da ist halt dann ein Strom Menschen, und wenn man grad in die andere Richtung geht dann hat man halt Pech gehabt (lacht) (...) aber grundsätzlich ist es so, ich versuch halt irgendwie mit der Masse mitzugehen, und dann funktioniert das halbwegs, aber falls man eben irgendwie in die andere Richtung muss, muss man halt warten.“ (Anna, 669-670; 684-686)

Die Unsicherheitsgefühle, welche in diesen Situationen entstehen, beschreibt Anna als ambivalent und von ihrer Tagesverfassung abhängig, dennoch wird deutlich, dass sie sich von der Situation überfordert fühlt:

„Also manchmal machts mich grantig, weil ich eben nicht weiter kann oder nicht so schnell wie ich will, und manchmal fühl ich mich unsicher. Weil wenn ich dann an Menschen die warten vorbei muss, dann empfind ich den Platz zwischen den Schienen und den Wartenden oder eben den Menschen am Bahnsteig als zu gering. Und da denk ich mir eben schon, ja wenn ich da jetzt ausrutsch oder mich jemand anrempelt oder von hinten jemand kommt oder keine Ahnung, da bin ich dann schon vorsichtig.“ (Anna, 689-694)

Zusätzlich zu den Menschenmassen findet sie die Station selbst auch nicht ansprechend. Sie meint aber auch, dass diese Empfindungen auch von ihrer negativen Grundeinstellungen der Station beeinflusst sein könnten.

„Ja, ich empfinds irgendwie als dunkel und schmutzig, also so hab ichs in Erinnerung, ich weiß nicht, das sind halt subjektive Wahrnehmungen, wenn man einen Ort nicht mag (lacht).“ (Anna, 623-625)

Abschließend zeigen die folgenden Bilder, wie Anna die Menschenmassen bei der U-Bahn-Station wahrnimmt:



Foto 5, 6: U-Bahn-Station Schottentor (Anna)

Unkontrollierbarkeit durch zu wenige Menschen

Im Gegensatz zur Konstruktion von Angsträumen aufgrund der Unkontrollierbarkeit der Situation durch zu viele Menschen können Unsicherheitsgefühle auch genau andersherum entstehen, wenn keine Menschen mehr im öffentlichen Raum sind, und daher die soziale Kontrolle so gut wie nicht mehr gegeben ist. Dies ist vor allem spätnachts der Fall, wie Hanna und Lena beschreiben:

„Na, da ist es nicht mehr so, es ist nur wenn man, wenn man wirklich ganz spät heim kommt, dass wenn man da geht da sind kaum noch Menschen, auch keine die auf die Straßenbahn oder die Nachtbusse warten, das ist dann schon so, bissl komisch, ja wenn dann kein Mensch mehr da ist.“ (Hanna, 490-492)

„Was ich eindeutig merk wenn ich zum Beispiel um vier, fünf in der Früh heim geh, sind keine Leute mehr am Praterstern, da ist er ziemlich ausgestorben. Und das machts für mich mittlerweile noch unsicherer, weil ich dann das Gefühl hab, falls mir was passieren würde, es ist gar keiner mehr da der mir helfen könnte. Und so sind zumindest ein Haufen, so wie heute sind wirklich viele Leute da, wo ich mir bei keinem einzigen denk dass er mir wirklich helfen würde, aber ich hab zumindest das Gefühl, es wird gesehen. Wenn er leer ist, dann fühl ich mich sicher gleich unwohl.“ (Lena, 1282-1287)

„Ich fühl mich einfach unsicher im Dunkeln. Und ich fühl mich auch unsicher wenn gar niemand da ist. Also ich find leere Gassen so wie wir sie jetzt haben mindestens so schlimm, auch wenns große Straßen sind, aber sobald ich bei mir in die eigentlich wirklich relativ große Straße einbieg, die ist in der Nacht total leer, die find ich mindestens so bedrohlich, ja.“ (Lena, 1462-1465)

Lena beschreibt in ihren Aussagen zwar, dass sie den Menschen, die sich im öffentlichen Raum befinden, nicht zutrauen würde, dass sie ihr im Notfall helfen würden– dennoch fühlt sie sich sicherer, da trotzdem die, für sie geringe, Wahrscheinlichkeit gegeben ist, dass jemand eingreift, und dadurch die Mechanismen der sozialen Kontrolle einsetzen. Im Gegensatz dazu kann dies in der Nacht an einem menschenleeren Ort nicht mehr erwartet werden, dadurch steigen unter diesen Umständen auch die Unsicherheits- und Angstgefühle der Interviewpartnerinnen, egal ob sie sich in engen Gassen oder breiten Straßen aufhalten. Es ist ein Paradoxon zu erkennen: Einerseits machen viele Menschen Angst, da von ihnen jederzeit Gefahr (in Form von Street Harassment, etc.) ausgehen kann, andererseits fühlt man sich an einem Ort ohne diese Menschen noch unsicherer. Dies wird auch im Gespräch mit Roman deutlich, der einmal bei einer U-Bahn-Station negative Erfahrungen mit einer Person mit einem Klappmesser machte (vgl. Kategorie Mann-sein). Für ihn war der Umstand, dass sich in einer Großstadt um Mitternacht niemand mehr in der U-Bahn-Station aufhält, besonders irritierend:

„Es war überhaupt niemand da, das war ja das Seltsame, weil normalerweise sind ja die U-Bahnen auch in der Nacht immer teilweise befüllt, oder?“ (Roman, 1631-1632)

Auch für Max sind keine Personen irritierender als Menschenmassen, insbesondere der Übergang von „Partyzonen“ wie am Schwedenplatz und kleinen Seitengassen, in denen es plötzlich ganz ruhig und unbelebt ist. Einerseits befürchtet er, dass er sich hier verlaufen könnte, andererseits kritisiert er die fehlende soziale Kontrolle und die Möglichkeit, dass ihm in unbelebten Zonen bei Gefahr durch Junkies oder anderen unseriösen Personen niemand helfen kann.

„Nein, mir sind die Menschenansammlungen lieber, aber das ungute Gefühl ist bei mir, wenn die Menschenansammlungen dann weg sind. Weil dort wo die Menschenansammlungen dann sind, da ist irgendwie die Vorstellung, ‚Hey, da sind Menschen, Studenten, da sind Jugendliche unterwegs‘, aber wenn man dann ein Stück auswärts geht ist es eher so, dass man wen trifft, der so wies aussieht Drogen verkauft, und fast keiner mehr da ist, und das wird dann vielleicht komisch.“ (Max, 2315-2319)

Im Gegensatz zu Hanna (siehe Kapitel 10.6.1) und Franz (siehe Kapitel 10.6.2), die Lärm als Bedrohung wahr nehmen, bedeutet ein hoher Geräuschpegel für Max Sicherheit, da dies auf viele Menschen und die Möglichkeit sozialer Kontrolle hinweist:

„Ich glaub es macht auch der Geräuschpegel viel aus. Kennst du das, wenn irgendwo voll viel los ist, und dann gehst du um eine Ecke, und vielleicht um noch eine, und dann ist es plötzlich voll leise. Das macht find ich auch viel aus.“ (Max, 2466-2468)

Die Bemerkung, dass einem im Notfall niemand helfen würde, wird in anderen Teilen der Interviews mit den anderen StudentInnen unter dem Punkt „Wien als anonyme Stadt“ immer wieder aufgegriffen:

„Ja, genau, voll, also ich glaub das ist ein Phänomen von Wien, dass das eine anonyme Stadt ist, und dass einem da auch wieder keiner helfen würde wenn irgendwas ist.“ (Hanna, 99-100)

„Weil ich hab zwar da die Station, die ist groß und hell, aber da heraußen, grad in der Anonymität in der Großstadt, (Pause, 3), und wennst da drüben stehst, allein unter den Säulen, und wartest auf den Bus, dann...“ (Roman, 1831-1833)

Diese beiden Aussagen unterstreichen die Tatsache, dass die Befragten zwar von der sozialen Kontrolle wissen, dennoch nur eine geringe Zuversicht haben, dass ihnen im Ernstfall wirklich geholfen wird. Obwohl sich im öffentlichen Raum viele Menschen aufhalten, verliert die soziale Kontrolle aufgrund der Anonymität und der Mentalität, dass schon jemand anderer eingreifen und helfen wird, an Funktionalität. Daher sind für die Befragten sowohl Plätze mit zu vielen als auch mit gar keinen Menschen mit Angstgefühlen behaftet.

10.6.2 Unkontrollierbarkeit der Situation durch Faktoren der Umwelt

Unkontrollierbarkeit durch Straßenverkehr

Für einen Interviewpartner, Franz, entstehen Angsträume durch die Kombination von Lärm, vielen Autos und Bewegung. Er sagt selbst, dass es sich hier um Vorgänge handelt, die er nicht mehr kontrollieren kann, und die er– insbesondere wenn er selbst als aktiver Teilnehmer im Straßenverkehr unterwegs ist– als unangenehm empfindet:

„Wenn Vorgänge rund um mich herum passieren, die ich nicht kontrollieren kann, und das ist zum Beispiel der Straßenverkehr. Und das ist auch **im** Straßenverkehr, nicht mit dem Auto, sondern wenn ich mit einspurigen Fahrzeugen unterwegs bin, sprich mit Fahrrad oder Motorrad.“ (Franz, 2001-2004)

Besonders den Lärm empfindet er als sehr unangenehm:

„Also das ist echt total arg da, da kommen so viele Geräusche zusammen, die halt so wirklich– das ist richtiger akustischer Müll, aber das ist halt generell in der Stadt, dass man so zugemüllt wird von Lärm.“ (Franz, 2036-2038)

Er nennt im Gespräch auch ein Beispiel für eine Situation, die außerhalb seiner Kontrolle liegt. Sie ist für ihn daher besonders unangenehm und ruft Unsicherheits- und Angstgefühle hervor:

„Ganz einfach wär die Überquerung über den Zebrastreifen zum Beispiel, ich kann zwar schauen und ich kann hören, aber ich kann trotzdem (Pause, 2) nicht 100% sicher sein, dass nicht irgendwas passiert.“ (Franz, 2074-2076)

Unkontrollierbarkeit durch bauliche Gegebenheiten

Oft führt das Zusammenspiel zwischen Architektur, Nutzung und Menschen auf einem Platz zur Konstruktion von Angsträumen. Ist der Ort ästhetisch nicht ansprechend, wirkt er ungepflegt, und die Menschen, die ihn frequentieren „komisch“, fühlen sich viele Personen hier nicht wohl. Dies wird im Gespräch mit Roman und Lena deutlich:

„Ich find den Ort erstens optisch, also von der Architektur her, furchtbar hässlich. Dann find ich generell den 20. Bezirk, obwohl ich da einmal gewohnt hab, auch irgendwie komisch und einfach die ganzen Leute die da unterwegs sind. (...) Also wenn du dir das anschaust, das schaut alles so heruntergekommen aus... So ungepflegt, du siehst nirgendwo was Grünes, das ist einfach eine schirche Gegend, dreckig, und ich würd mir da auch nie was kaufen wollen, also Obst und Gemüse. Und es sind einfach trotzdem immer voll viele Leute, ich find auch für diese Uhrzeit ist ein Haufen Leute, weil die Rush Hour ist ja schon vorbei. (...) Ich find halt, der Ort hat einfach eine komische Atmosphäre.“ (Roman, 1679-1689)

Die „komische Atmosphäre“ begründet Roman unter anderem auch mit den baulichen Gegebenheiten des Platzes:

„es gibt da so viele dunkle Ecken, und er ist ja auch nicht wirklich überschaubar, mit den Säulen und... (...) es ist ein unsympathischer Ort da. Es wirkt düster, es ist trostlos find ich. Ja, wirkt so grau in grau.“ (Roman, 1732-1733; 1741-1742)

Auch Lena findet schmutzige Orte unsympathisch, und dies trägt sicherlich auch dazu bei, dass sie sich hier nicht wohl fühlt:

„Schon allein deswegen, weil er einfach wirklich grauslich ist, also, wir sind vorher gerade an wunderbarem Erbrochenen vorbei gegangen, es ist einfach– unsympathisch.“ (Lena, 1372-1373)

Baugerüste sind ebenfalls ein Faktor, welcher Angstgefühle auslösen kann. Lena beschreibt, warum dies bei ihr der Fall ist, hier ist auch das Kopfkino wiederum präsent:

- „Ja genau, also wenn man unter diesen Baugittern durchgehen muss, weil ich einfach das Gefühl hab, die (Pause, 4), ja man ist einfach nicht so (Pause, 5) ja es ist einfach ein bisschen ungut. Und...“
- „*Hast du Angst dass dir irgendwas auf den Kopf fällt oder...*“
- „Ja ich find einfach solche Baugitter sind einfach alles, also alles wo sich wer verstecken kann (...) ja da hab ich immer das Gefühl da kann sich wer verstecken und dich angreifen.“ (Lena, 1491-1497)

Auch für Max sind Gassen mit Baugерüsten negativ behaftet:

„Ahm ja zuerst sind wir ja durch so eine kleine Gasse durchgegangen wo das Treppengeländer und das Baustellengerüst waren, die könnte man zum Beispiel besser beleuchten.“ (Max, 2419-2420)

Durch Gerüste und Baugitter ist die Übersichtlichkeit und Einsehbarkeit im öffentlichen Raum verringert, und auch die Beleuchtung ist unter den Gerüsten in den meisten Fällen eingeschränkter. Dadurch kann es hier zur Konstruktion von Angsträumen kommen.

Einige Lokalitäten im öffentlichen Raum führen bei den Befragten zu Unsicherheits- und Angstgefühlen. Die Studentinnen erwähnen in diesem Zusammenhang beispielsweise Sex-Shops und Erotik-Kinos. Nicht vor dem Ort selbst, sondern von den Personen, die sich in der Nähe aufhalten könnten und diese Lokalitäten besuchen, gehen die unangenehmen Empfindungen aus. Obwohl keine der Befragten diesbezüglich bisher negative Erfahrungen gemacht hat, werden diese Plätze als Angsträume genannt.

- „ja man hat da auch einen Sexshop da vorne, und da ist ein Puff oder auch ein Sexshop, das hab ich nie so ganz herausgefunden“ (...)
- „*Und waren dann auch komische Menschen davor?*“
- „Nein, gar nicht. Es war einfach niemand. Aber einfach das zu wissen dass da einer ist, oder auch, sag ma mal wenn man Taborstraße geht, da sind ja auch einige Puffs, ich hab ja auch nichts dagegen dass die da sind, aber es ist schon ein bisschen (Pause, 3), ja es sind dann halt vielleicht schon Männer unterwegs, die (Pause, 5) vielleicht nicht ganz so vertrauenswürdig sind. Wobei das vielleicht jetzt echt extrem gemein ist wenn man das so sagt, aber, ja, irgendwie gibt mir das so ein ungutes Gefühl. Und ich finds halt grad komisch, weils da eben so leer ist und dann grad solche einschlägigen Geschäfte oder Läden da sind.“ (Lena, 1499-1500; 1503-1510)
- „(lacht), Ja das lockt die Leute an, dadurch dass da ein Erotik-Kino dabei ist.“
- „*Musst du da vorbei gehen wenn du heim gehst?*“
- „Na, aber es lockt schon gewisse Menschen an, das muss man schon sagen.“ (Hanna, 548-550)

Die nachfolgenden Fotos zeigen einerseits den Sexshop und die Baugerüste, von denen Lena spricht, sowie die Gasse mit den Baugerüsten, die Max als unangenehm empfindet.



Foto 7: Sexshop und Baugerüste in der Czernin-Gasse (Lena); Foto 8: Baugerüste beim Schwedenplatz (Max)

10.6.3 Zusammenfassung

Die Kernkategorie „Unkontrollierbarkeit im öffentlichen Raum“ behandelt viele Dimensionen und ist der wesentliche Auslöser für die Konstruktion von Angsträumen. Die beschriebenen Kategorien und Subkategorien führen alle zu der Kernkategorie, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Frau-sein und Mann-sein sind konträre Bedingungen, welche als Basis für das Verhalten und für Empfindungen im öffentlichen Raum angesehen werden. Es gibt einen eindeutigen geschlechtsspezifischen Unterschied der Mobilität und der Einschätzung von Gefahr sowie Erfahrungen von Gewalt zwischen Frauen und Männern, daher ist es wichtig, diese Unterschiede in zwei verschiedenen Kategorien zu analysieren. Bei den Frauen wurden insbesondere zwei Grundhaltungen unterschieden, welche mit den Schlagwörtern „emanzipiert“ und „vorsichtig“ beschreiben, wie Frauen im öffentlichen Raum auf Belästigungen und Unsicherheitsgefühle reagieren, und welche Grundeinstellung sie zum Frau-sein im öffentlichen Raum haben. Bei den Männern wurde zwischen drei Dimensionen unterschieden, welche verschiedene Verhaltensweisen widerspiegeln– der Mann als Beschützer, als Opfer von Gewalt und als potenzieller Verfolger.

Beide dieser geschlechtsspezifischen Kategorien sind von inneren Spannungsverhältnissen und Ambivalenzen gekennzeichnet, da sämtliche Dimensionen gleichzeitig bzw. bei einer Person vorkommen können. Einerseits stehen die Befragten unter dem gesellschaftlichen Druck, bestimmte Rollenbilder nachzuahmen, welche sie im Laufe ihrer Sozialisation erlernt haben, andererseits wollen sich gerade die Studentinnen gegen die ungleichen Machtverhältnisse wehren. Diese Machtstrukturen sind bei vielen

Handlungen und Denkweisen präsent, dadurch werden sie jedoch auch produziert, verfestigt und reproduziert, und es ist kein Ende dieses Kreises abzusehen– ganz im Sinne von K. MARX: Jeder gesellschaftliche Produktionsprozess (...) [ist] zugleich [ein] Reproduktionsprozess“ (MARX in DEAR und WOLCH 1991:234f).

Die beiden geschlechtsspezifischen Kategorien führen über verschiedene Subkategorien zur Kernkategorie. Sowohl bei Frauen als auch bei Männern ist das Phänomen des Kopfkinos, das heißt sind Vorstellungen über mögliche Gewalttaten, präsent, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägtheit: Frauen machen sich mehr Gedanken zu körperlicher/sexualisierter Gewalt, Männer eher zu Gewalttaten wie z.B. Raubüberfällen. Des Weiteren fühlen sich Männer manchmal als Verfolger der Frauen und können daher mehr oder weniger deren Kopfkino nachvollziehen und danach handeln. Das Kopfkino entsteht aus Angst der Unkontrollierbarkeit der Situation, man stellt sich vor, was alles passieren könnte, und fühlt sich daher im öffentlichen Raum unsicher.

Insbesondere bei Frauen spielt die erzwungene Interaktion im öffentlichen Raum noch eine wesentliche Rolle bei der Konstruktion von Angsträumen. Es ist für sie nahezu unmöglich, passiv und inaktiv im öffentlichen Raum zu sein oder sich durch diesen zu bewegen, ohne nicht Opfer von Street Harassment zu werden. Frauen müssen auf die Interaktionen in irgendeiner Art und Weise reagieren, dadurch dass die Situation jedoch schwer einzuschätzen ist, wirkt sie insgesamt unkontrollierbar und führt zur Konstruktion von Angst. Auch hier werden die hierarchischen Geschlechterverhältnisse verstärkt, und die öffentlichen Belästigungen gelten als etwas gesellschaftlich Akzeptiertes und Normales.

Die Konstruktion von Angsträumen der unterschiedlichen Kategorien gründen alle auf demselben Phänomen, nämlich der Unkontrollierbarkeit von Situationen im öffentlichen Raum. Diese ist einerseits durch die Menschen selbst, andererseits durch Gegebenheiten der Umgebung bestimmt. Beide Dimensionen können nicht getrennt voneinander betrachtet werden, da sie sich gegenseitig bedingen. Hanna nennt im Gespräch die persönlichen Grenzen von Privatsphäre– werden diese nicht respektiert, fühlt man sich unsicher. Dies bezieht sich unter anderem wieder auf Belästigungen im öffentlichen Raum, wo diese Grenzen oft überschritten werden. Des Weiteren ist ein Paradoxon erkennbar: Sowohl Menschenmassen als auch menschenleere Räume werden von den GesprächspartnerInnen als unangenehm empfunden. Menschenmassen sind schwer zu überblicken und einzuschätzen, man ist der Situation persönlich nicht mächtig. Ist niemand mehr anwesend, sind die Mechanismen und die Sicherheit der sozialen Kontrolle weitgehend außer Kraft gesetzt, und selbst wenn die Studierenden aufgrund der Anonymität

der Großstadt wenig auf die Wirkung der sozialen Kontrolle vertrauen, so fühlen sie sich dennoch sicherer, wenn eine Gewalttat gesehen werden *könnte*. Die Dimension der Menschen ist sowohl bei den männlichen als auch bei den weiblichen Studierenden ungefähr gleich ausgeprägt.

Bedingungen, die zur Konstruktion von Angsträumen führen und von der Umgebung abhängen, zeichnen sich insbesondere durch die Unübersichtlichkeit, Uneinsehbarkeit und geringe Beleuchtung aus. So führen bauliche Gegebenheiten wie Baugerüste, zu enge Bahnsteige, als auch Lokaltäten wie Erotik-Kinos und Sex-Shops zu Unsicherheitsgefühlen. Die einschlägigen Geschäfte werden allerdings nur von den Studentinnen als unangenehm empfunden. Insgesamt kann die Beziehung Architektur– Nutzung– Mensch als einer der Auslöser der Konstruktion von Angsträumen gesehen werden. Sind öffentliche Räume ästhetisch unansprechend gestaltet, schmutzig, und werden sie von „komischen Menschen“, wie Personen unter Alkohol- und Drogeneinfluss, Personen mit Hunden, Obdachlosen, etc. frequentiert, entstehen bei den Studierenden negative Empfindungen. Auch Lärm durch den Straßenverkehr oder durch Menschenmassen kann zu Unsicherheitsgefühlen im öffentlichen Raum führen, da auch hier die Situation unüberschaubar und unkontrollierbar wirkt. Andererseits ist ein hoher Geräuschpegel ein Zeichen von Menschen. Diese stehen wiederum in Zusammenhang mit dem theoretischen Vorhandensein der sozialen Kontrolle.

Zusammenfassend zeichnet sich die Kernkategorie durch Vorgänge aus, die man selbst nicht mehr kontrollieren kann. Einerseits verhält man sich richtig, andererseits hat man trotzdem Angst, dass einem etwas passieren kann. Man fühlt sich als der/die Schwächere, kann die Situation nicht einschätzen, weiß von der eventuellen Gefahr körperlicher oder emotionaler Verletzungen, und ist dadurch der Gesamtsituation nicht mehr mächtig. Dadurch kommt es zur Konstruktion von Unsicherheits- und Angstgefühlen, welche sich auch räumlich niederschlagen können, insbesondere wenn bestimmte Orte oft/immer mit Situationen der Unkontrollierbarkeit verbunden sind.

10.7 Strategien

Die Studierenden beschreiben in den Gesprächen verschiedene Strategien, wie sie mit Angsträumen umgehen bzw. deren Entstehung zu vermeiden versuchen. Diese können in drei Gruppen eingeteilt werden: Die allgemeinen Strategien zur Angstverringerng finden statt, wenn bereits ein unsicheres Gefühl im öffentlichen Raum besteht; mit Vermeidungsstrategien wird versucht, die negativen Gefühle erst gar nicht aufkommen zu

lassen, und die Selbstverteidigungsstrategien beschreiben einen selbstbewussten Umgang mit der Angst. Auch hier sind geschlechterspezifische Unterschiede erkennbar. Sämtliche Strategien haben das Ziel, die Situation wieder kontrollieren zu können und ihr mächtig zu werden. Zunächst soll auf die Frage eingegangen werden, ab welchem Zeitpunkt der Gefahr/Gewalt/öffentlichen Belästigung die Studierenden zur Polizei gehen würden, danach werden die einzelnen Strategien genauer beschrieben.

10.7.1 Ab wann wenden sich die Studierenden an die Polizei?

Hanna würde sich relativ schnell an die Polizei wenden, und zwar ab dem Zeitpunkt, an dem sie komisch angesprochen wird. Sie wohnt auch neben einem Polizisten und meldet ihm Vorgänge, welche ihr seltsam erscheinen.

„Ahm, also ich glaub, da wenn irgendwer seltsam angesprochen worden wäre, also ich mein jetzt nicht wenn mich jemand um Geld bittet oder was, würd ich noch nix sagen weil ich mein, das ist jetzt nicht so schlimm, aber wenn (Pause, 2) keine Ahnung irgendwer der mich da komisch anredet oder wenns mehrere Leute sind die mich anreden, dann würd ich schon eher Hilfe suchen.“ (Hanna, 107-110)

In ihrer zweiten Aussage widerspricht sie sich selbst, da sie zugibt, nicht gleich zur Polizei zu gehen, sondern zuerst versuchen würde, das Problem selbst zu lösen.

„Ich glaub, es kommt immer drauf an, ich glaub manche Sachen sind bei mir subjektiv überschätzt in dem Moment, weil wenn man Angst hat, oder was, das einem dann was schlimmer vorkommt wie es jetzt ist. Das muss jetzt nicht sein, weil manche Sachen sind ja nicht schlimm, also sind schon schlimm. Na ich glaub ich bin einfach so ein Mensch, also sowas ist jetzt zum Beispiel egal, aber ich glaub ich bin eher so ein Mensch der sich eher zurückhält und nicht gleich zur Polizei geht, sondern eher mal schaut dass ich selber das Problem lös oder was.“ (Hanna, 122-127)

Hanna wurde einmal mit einem Messer bedroht und verfolgt, und hat sich in diesem Fall nicht an die Polizei gewandt. Hier ist somit eine Ambivalenz zwischen Theorie und Praxis erkennbar. Sie verharmlost die Situation, die ihr damals große Angst bereitete.

- „Hast du Anzeige erstattet oder irgendwas?“
- „Na, ich wollt nichts sagen, weil er hat mir ja im Prinzip nicht weh getan.“ (Hanna, 449-450)

Anna würde erst zur Polizei gehen, wenn ihr jemand körperlich zu nahe kommt.

„Ja ich glaub wenn mich jemand körperlich angreift. Also verbal würd ich nix machen.“ (Anna, 989)

In weiteren Beschreibungen wird jedoch deutlich, dass sie eben solche Erfahrungen schon gemacht hat (in der U-Bahn wurde ihr von einem fremden Mann auf ihr Knie

gegriffen, und auf einer Straße berührte ein Obdachloser ihr Gesäß), sie in diesen Fällen jedoch nicht zur Polizei ging. Sie fände diesen Schritt übertrieben, und ihr wäre die Situation als Frau vor den männlichen Polizisten unangenehm. Auch hier ist wiederum ein Widerspruch in Theorie und Praxis erkennbar sowie eine Verharmlosung der Ereignisse, welche sie in der Situation selbst sehr störten.

Lena hat eine ähnliche Einstellung wie die beiden anderen Interviewpartnerinnen. Auch sie würde erst zur Polizei gehen, wenn jemand handgreiflich geworden ist. Verstärkend beschreibt sie, dass dies jedoch öfter passieren müsste und es ihr an menschenleeren Orten schlimmer vorkommen würde als zum Beispiel in der Bahnhofshalle, da hier immer Menschen präsent sind und die soziale Kontrolle theoretisch gegeben ist.

„Ich glaub ich bin generell eine Person die viel mit sich selbst regelt, oder wo schon wirklich viel passieren muss. Aber ich denk mal da müsst ich, da müsst ich wirklich handgreiflich angegriffen worden sein, also dass mich wer angreift, oder ja, das ist es eigentlich. Und das müsste wahrscheinlich mehr als nur einmal passieren (lacht nervös). Aber ja. Und es kommt wahrscheinlich interessanterweise auch drauf an, in welchem Bereich vom Praterstern das passiert. Also wenn das jetzt da, wo wir jetzt grad sind, also bei der Eingangshalle beim Billa, fänd ich das wahrscheinlich nicht ganz so schlimm als wenn das weiter vorn wär wo ich mehr Angst hab, weil weniger Leute um mich herum sind.“ (Lena, 1343-1350)

Unter den männlichen Studierenden herrscht eine ähnliche Meinung vor. Auch sie würden sich bei Handgreiflichkeiten, Gewalt oder Diebstahl an die Polizei wenden.

„Naja wenn er herkommen würde oder irgendwie handgreiflich oder gewalttätig oder bedrohlich werden würde.“ (Roman, 1663-1664)

„Ahm, naja sobald irgendwas so wie Geldtascherl gestohlen wird natürlich, oder ahm (Pause, 5) wenn man selber in eine Schlägerei verwickelt ist oder selber niedergeschlagen wird ist es glaub ich eher so.“ (Max, 2451-2453)

Zusammenfassend wird schnell deutlich, dass die Studierenden relativ spät, nämlich erst nach einer körperlichen Gewalterfahrung, Hilfe bei der Polizei suchen würden. Im weiteren Interviewverlauf wird jedoch deutlich, dass zwischen Theorie und Praxis ein großer Unterschied zu erkennen ist: Jene Studentinnen, die angaben, sich bei körperlicher Belästigung an die Polizei zu wenden, und schon einmal negative Erfahrungen mit Belästigung im öffentlichen Raum machten, meldeten die Vorfälle im Endeffekt doch nicht. Dies begründeten sie unterschiedlich, einerseits aufgrund des Unsicherheits- und Schamgefühls, als Frau sexualisierte Gewalt bei der männerdominierten Polizei zu melden, andererseits verharmlosten sie die Situationen unter dem Motto „Er hat mir ja eh nichts getan“. Die Studentinnen glauben nicht, dass eine Anzeige Wirkung zeigen und irgendetwas verändern würde. Die dadurch entstehende Problematik ist, dass Belästigung im öffentlichen Raum „unsichtbar“ wird, und es nur zu einer geringen Wahrnehmung dieses

Phänomens kommt, da die Fälle nur selten gemeldet werden, und sie daher kaum in Statistiken aufscheinen.

Im Allgemeinen bewerten die Befragten die Polizeipräsenz an ihren verschiedenen Angsträumen als gut, dennoch wurden auch einige Kritikpunkte geäußert. Die Polizei gibt den Befragten vor allem Sicherheit:

„Also ich find das schon gut was jetzt gemacht worden ist mit dem, dass da jetzt so viel Polizei ist, das find ich wirklich positiv.“ (Hanna, 88-89).

- „Es ist manchmal auch Polizei da, also da vorn ist ein breiterer Radweg, da vorn fahren schon manchmal Polizeiautos hin und her und stehen da, und ja“.
- „Und das findest du gut?“
- „Schlecht nicht.“ (Anna, 840-844)
- „Aber gibt dir die Polizeipräsenz ein bisschen Sicherheit, oder ist dir die wurscht, oder?“
- „Ja, die gibt Sicherheit.“ (Max, 2415-2416)

„Ich glaub sie machen das eh schon ganz gut, weil die Polizeipräsenz ist ja relativ hoch, wir haben da jetzt schon zwei Polizeiautos gesehen, ahm, ich glaub dass sie das ganz gut unter Kontrolle haben da.“ (Max, 2446-2448)

Hanna bewertet die Polizeipräsenz positiv, gibt dennoch auch zu, dass sie sich trotzdem manchmal unsicher fühlt:

„Ja was ich mir denk, was gut ist, es gibt hier viel Security und Polizei, glaub ich, also das hab ich so gesehen, also in der Nacht, und dass das, ahm, ja das ist schon gut. Aber trotzdem fühl ich mich jetzt nicht ganz so sicher, aber was ich mir denk, wenn man allein steht, find ich voll ungut.“ (Hanna, 42-44)

Lena äußert sich auch kritisch zum Verhalten der Polizei und Securities am Praterstern, und würde sich mehr Initiative wünschen:

„Die Polizeipräsenz ist eigentlich ziemlich gut, die könnt meiner Meinung nach noch ein bisschen stärker sein. Ich find vor allem dass die Security-Präsenz noch ein bisschen mehr sein könnte, und die Polizisten vielleicht anders auftreten. Die laufen die ganze Zeit nur ein bisserl im Kreis herum, quatschen selber, aber mir kommt vor wenns zu einer für mich komischen Situation kommt, dann hab ich noch immer das Gefühl dass sie einfach weiter gemütlich herum gehen.“ (Lena, 1288-1293)

Auch der Einsatz von Überwachungskameras wird zwar kritisch, jedoch grundsätzlich positiv aufgenommen, da dadurch der Eindruck von formeller Kontrolle verstärkt wird.

„Also was wesentlich besser geworden ist, ist dass ahm viel mehr Securities und Polizei präsent ist, das ist auf jeden Fall angenehm, oder die Tatsache dass zumindest behauptet wird, dass viel mehr Videokameras installiert worden sind. Mir gibt das trotzdem eine Sicherheit obwohl ich jetzt, sag ich jetzt einmal, von dem Überwachen nicht sonderlich begeistert bin, aber inzwischen ist man dann irgendwie doch froh dass man weiß, dass man ist nicht komplett verlassen da wenn man da durch geht.“ (Lena, 1179-1184)

Abschließend gibt Hanna noch den Rat, dass man sich in einer neuen Wohngegend gleich zu Beginn informieren sollte, wo sich die nächste Polizeistation befindet, um dies im Notfall zu wissen.

„Also immer schauen dass man sich informieren kann, oder, ganz wichtig, wo ist die nächste Polizeistation, dass man das gleich herausfindet.“ (Hanna, 537-539)

10.7.2 Vermeidungsstrategien

Vermeidungsstrategien haben vor allem den Zweck, Angsträume erst gar nicht entstehen zu lassen. Diese Strategien zeichnen sich durch das bewusste Umgehen von bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten oder durch die Einschränkung von bestimmten Freizeitaktivitäten und einem geringeren Mobilitätsverhalten aus.

Anna empfindet den U-Bahn-Bahnsteig bei der U2 Schottentor als unangenehm, und hat sich irgendwann alternative Routen überlegt, um diesen Ort zu umgehen. Als sie noch näher zur Uni gewohnt hat, verwendete sie auch das Fahrrad, um die U-Bahn überhaupt zu meiden.

„Mit dem Fahrrad bin ich solchen Stationen halt ausgewichen, und jetzt, ja, muss ich halt manchmal durch, aber, ja, manchmal ist es auch so, dass ich einfach lieber zur Herren-gasse zu Fuß geh, zur U3, und dann gar nicht umsteig, oder mit der Straßenbahn fahr zur U3.“ (Anna, 715-717)

Sie empfindet die gesamte Station aufgrund der Menschenmassen und der Beengtheit als unangenehm, und wartet lieber auf der Straße auf Leute, mit denen sie sich verabre-det hat, als direkt in der Station.

- „Na da wart ich lieber oben, draußen.“ [Anm.: Station 43/44]
- „*Auch wenns regnet und schneit und kalt ist?*“ (lacht)
- „(lacht) Jaa unter Umständen (lacht).“ (Anna, 731-733)

Anna geht gerne im Park laufen, doch vor allem im Winter ist es abends, wenn sie Zeit hat, schon dunkel. Sie meidet beim Laufen Gruppen von Männern/Jugendlichen sowie dunkle Wege, da ihr diese unangenehm sind und Unsicherheitsgefühle hervorrufen:

„Also die [Gruppen von Jugendlichen, V.H.] meid ich dann halt, es gibt eh genug andere Wege, und man sieht die ja eh von der Weite, die bewegen sich langsam, sind viele, also man sieht sie eh von der Weite, und die sind ja auch eh nicht gefährlich, aber ja.“ (Anna, 888-890)

Ist ihr die Situation aufgrund der Menschen zu unangenehm, dreht sie beim Laufen auch wieder um. Das passierte manchmal im Schweizergarten, wo sich viele Obdachlose aufhielten und es, Gerüchten zufolge, eine Cruising-Area gab. Sie machte zwar nie explizit

schlechte Erfahrungen hier, dennoch überträgt sie die negativen Gefühle auf andere Parks.

„Na ich hab mir einfach nur gedacht, ich will da nicht laufen gehen wenn sich die da vergnügen, und es waren ja auch viele andere komische Menschen dort, viele Obdachlose auch die da in Gruppen teilweise übernachtet haben, und das war mir einfach sehr unangenehm. Und ich glaub einfach auch dass ich die Erfahrungen die ich gemacht hab im Schweizergarten übertragen hab auf den Park da, also wenn ich den Schweizergarten nicht gekannt hätte, würd ich da vielleicht viel ungezwungener sein.“ (Anna, 909-914)

Diese Empfindungen schränkten ihr Mobilitäts- und Freizeitverhalten ein, da sie den Park zu bestimmten Uhrzeiten mied. Auch in anderen Grünanlagen umgeht sie schlecht beleuchtete und uneinsehbare Orte:

„Aber auch da bei den dunkeln Bänken und den Büschen, also das ist ein Weg wo ich in der Nacht nicht lauf, den meid ich einfach.“ (Anna, 1072-1073)

Auch Lena geht manchmal Umwege, um bestimmte Straßen zu meiden, welche sie als Angsträume wahrnimmt.

- „Aber hats dann auch Tage gegeben wo du entschieden hast, heut geh ich nicht da sondern den anderen Weg?“
- „Ja. Auf jeden Fall.“ (Lena, 1521-1523)

Auch die männlichen Befragten meiden Orte, an denen sie sich nicht wohl fühlen, oder versuchen, sich nur möglichst kurz dort aufzuhalten:

„Ja, irgendwie, also den Ort versuch ich schon irgendwie zu umgehen. Also er liegt für mich sowieso nicht mehr zentral, also ich komm da eh nicht mehr oft her, ja oder ich (Pause, 4) versuch mich so kurz wie möglich dort aufzuhalten, wenns halt sein muss.“ (Roman, 1790-1792)

„Ja in der Regel dreh ich dann einfach um und geh dann wieder zurück, wo ich her gekommen bin.“ (Max, 2473-2474)

Roman betont in dem Zusammenhang auch, dass er einen längeren Heimweg in Kauf nehmen würde, um den Handelskai, einen seiner Angsträume, insbesondere nachts zu vermeiden:

„Aber ich würd zum Beispiel jetzt nicht, also wenn ich zum Beispiel am Gürtel unterwegs wär und in die eine Richtung würds länger dauern, und es wär kürzer wenn ich da, ich sag jetzt mal, mit der Kirche ums Kreuz fahren würd, dann würd ichs wahrscheinlich nicht machen. Dann würd ich wahrscheinlich den längeren Weg nehmen, und den Handelskai wahrscheinlich auslassen.“ (Roman, 1973-1977).

Im Gegensatz dazu vermutet Max, dass er einen seiner Angsträume, einen U-Bahn-Aufgang, an dem links und rechts Punks mit Hunden saßen, weniger schlimm fände, wenn er hier jeden Tag vorbei müsste. Wäre es jedoch einmal zu einer unangenehmen

oder gefährlichen Situation gekommen, könnte er sich vorstellen, dass er den Ort ab diesem Zeitpunkt vermieden hätte.

„Ich glaub ehrlich gesagt, wenn ich immer durchgehen müssen hätte, wär ich, hätt ich mir nicht mehr so viel dabei gedacht, da wär ich viel leichter durchgegangen, außer es wär vielleicht einmal wirklich eine Situation gewesen dass ein Hund ahm auf mich zukommt oder irgendwas, dann hätt ich wahrscheinlich, dann wär ich wahrscheinlich woanders rauf gegangen.“ (Max, 2215-2218)

Franz definiert seine Angsträume über Lärm und Straßenverkehr, unsicher fühlt er sich dann, wenn er einspurig unterwegs ist. Bei gefährlicheren Straßenbedingungen wie Nässe vermeidet er daher die Fahrt mit dem Moped und zieht die öffentlichen Verkehrsmittel vor:

„Also grad jetzt wenns regnet ist es natürlich noch ärger, da kommt noch ein Faktor dazu der das Ganze noch gefährlicher macht, da lass ichs lieber sein bevor ich dann einen Unfall bau.“ (Franz, 2027-2028)

Besonders negative Erfahrungen führen zum Vermeiden von bestimmten Tätigkeiten. Hanna wurde in ihrer ersten Zeit des Studiums von einem Mann mit einem Messer verfolgt, und hat danach ein Semester lang Wien bei Nacht gemieden. Sie wurde daher in ihrem Freizeit- und Mobilitätsverhalten stark eingeschränkt.

Um sicher nach Hause zu kommen und nicht die Nightline benützen zu müssen, fährt Hanna manchmal mit dem Taxi (vgl. Kategorie Frau-sein). Ihr gibt dies ein Gefühl der Sicherheit, und außerdem kann sie dadurch Orte vermeiden, an denen sie sich unsicher fühlt. Kritisch zu sehen ist hier jedoch der Umstand, dass sich Hanna aufgrund der patriarchalen Strukturen nicht traut, alleine heim zu gehen, und durch die Taxifahrt zusätzliche Kosten entstehen, welche für eine Studentin nicht gerade vernachlässigbar sind.

Auch Roman fährt, insbesondere wenn er daheim in Oberösterreich weg geht, mit dem Taxi nach Hause. Dies hat jedoch andere Gründe: Seine Eltern hatten Angst, dass er mit einem Betrunknen mit nach Hause fährt, und zahlten ihm daher die Taxifahrt. Hier wird die Ambivalenz zwischen Männern und Frauen sehr deutlich: Während die Eltern der Studentinnen besorgt waren/sind, dass ihren Töchtern sexualisierte Gewalt zustößt, ist es vor allem die Gefahr vor Unfällen durch alkoholisierte Lenker, die den Eltern der Studenten Sorgen bereitet(e).

„Auch mit dem Mitfahren, sie haben immer gesagt, ‚Bevor du mit irgendwem mitfährst‘, mit irgendeinem Freund der angesoffen ist oder so, (...) oder ich ihnen gesagt hab wir fahren wieder heim mit dem Zug in der Früh, oder mit dem Taxi, das war ihnen immer lieber als wenn einer von meinen Freunden selbst gefahren ist.“ (Roman, 1930-1935)

Zusammenfassend wird deutlich, dass sich die Studierenden aufgrund ihrer Angsträume in ihrem Mobilitätsverhalten beeinflussen lassen, da sie längere, für sie sicherer erscheinende Wege den kürzeren (Heim-)Wegen vorziehen. In Wien ist es jedoch, im Gegensatz zu einer kleinen Ortschaft, einfacher, bestimmte Orte zu meiden und zu umgehen, da es in der Großstadt vielfältige Möglichkeiten gibt, zu gewissen Orten zu gelangen oder bestimmte Tätigkeiten auszuführen. In diesem Zusammenhang beschreibt Roman, dass er in der Millennium City nicht mehr ins Kino gehen möchte, da es in Wien genug andere Möglichkeiten gibt, welche nicht mit einem seiner Angsträume verbunden sind.

„Und ich denk mir grad in Wien hab ich so viele Möglichkeiten dass ich solche Orte umgeh, daheim, wenn du einer kleinen Ortschaft wohnst, da hast du die Möglichkeiten wahrscheinlich nicht, oder das ist mit mehr Komplikationen verbunden.“ (Roman, 1968-1970)

Bestimmte Orte werden zu bestimmten Zeiten vermieden, um die Konstruktion von Angsträumen gar nicht erst zu ermöglichen. Die Studierenden sind sich teilweise über die Einschränkungen, die damit verbunden sind, bewusst, und nehmen diese auch absichtlich in Kauf, um sich sicherer zu fühlen. Im Endeffekt führen Vermeidungsstrategien jedoch zu keiner Veränderung von gesellschaftlichen und/oder baulich-architektonischen Gegebenheiten, da nicht versucht wird, diese zu verändern und zum Positiven zu verbessern, sondern da diese umgangen und vermieden werden.

10.7.3 Selbstverteidigungsstrategien

Selbstverteidigungsstrategien haben das Ziel, sich in einer unangenehmen oder gefährlichen Situation wehren zu können. Der Umgang mit der Angst ist daher nicht passiv, sondern mit einer aktiven Konnotation versehen. Einerseits zählen hierzu Selbstverteidigungskurse, andererseits das Tragen von „Waffen“ (Pfeffersprays, Schlüssel-Kralle). Die Selbstverteidigungsstrategien führen zu größerem Selbstbewusstsein, da man weiß, dass man sich in einer unangenehmen Situation zur Wehr setzen könnte, daher ist auch das Auftreten und das Gefühl im öffentlichen Raum anders.

Anna hat vor einigen Jahren in der Schule einen Selbstverteidigungskurs absolviert, und auch durch den Sportkurs Tae Bo sieht sie sich in der Lage, sich im Notfall zur Wehr zu setzen. Beim Laufen fühlt sie sich außerdem körperlich fit und vertraut darauf, vor Angreifern fliehen zu können.

„Und das stärkt mich dann schon dieses Wissen, dass ich nicht machtlos bin (...) Also ich denk schon dass die Selbstverteidigungskurse mein Selbstbewusstsein schon gestärkt haben.“ (Anna, 862-863; 874-875).

Von den befragten Studierenden besitzt nur Hanna ein Pfefferspray, welches sie bei ihrem Einzug in Wien von ihrem Nachbarn, einem Polizisten, mit den Worten „Willkommen in Wien“ geschenkt bekommen hat. Sie nimmt es beim Fortgehen manchmal mit, insbesondere wenn sie spätnachts allein unterwegs ist und/oder die Gegend nicht kennt. Sie hat jedoch auch vor dem Missbrauch des Pfeffersprays Angst, und nimmt es daher eher weniger beim Fortgehen mit. Hier ist deutlich eine Ambivalenz erkennbar– einerseits will sie sich selbst schützen, andererseits ist ihr auch die Gefahr bewusst, damit unabsichtlich jemand anderen verletzen zu können.

- „Ich hab ihn noch nie eingesetzt, ab und zu nehm ich ihn einfach mit damit ich ihn zur Sicherheit hab, weil ich glaub wenn man das Gefühl der Sicherheit hat dann tritt man ganz anders auf (...).“
- „*Wann nimmst du ihn mit und wo hast du ihn dann?*“
- „Ahm ich hab ihn also ich nehm ihn immer wenn ich wirklich spät ganz spät noch unterwegs bin und ich ah vielleicht auch die Gegend nicht so gut kenn (...) dann nehm ich ihn mit. Und ab und zu ja beim Fortgehn obwohl ich da auch immer schau dass ihn eher nicht mitnehm weil ich weiß nicht, ich denk mir so nicht dass da irgendwas passiert oder was, also dass ich unabsichtlich ankomm oder so, ich möchte ja auch niemanden verletzen und mir auch nicht weh tun oder sowas ahm ja (Pause, 2) sonst hab ichs eher nicht so mit und ja.“ (Hanna, 168-182)

Ein beliebtes Mittel zur Selbstverteidigung ist die sogenannte Schlüssel-Kralle, bei der man sich die Haustürschlüssel zwischen die Finger klemmt und im Notfall einen Angreifer/eine Angreiferin damit verletzen könnte. Auch Hanna verwendet diese Methode, um sich sicherer zu fühlen und sich im Fall des Falles verteidigen zu können:

„Ahm ich hab in meiner Jackentasche nach meinem Schlüssel gegriffen und hab halt den Schlüssel zwischen die Finger geklemmt, so als würd ich, ich mein ich hab ja nicht vorgehabt, aber im Notfall, man weiß es ja nicht.“ (Hanna, 382-384)

Auch Roman beschreibt im Gespräch, dass er die Methode der Schlüssel-Kralle kennt und auch anwendet. In seinem ersten Semester wurden vor dem Wohnheim immer wieder Studierende überfallen, und aus Selbstschutz wandte er damals dieses Mittel der Selbstverteidigung an. Er gibt jedoch auch zu bedenken, dass er nicht wüsste, ob er sich wirklich mit dem Schlüssel wehren, und jemandem absichtlich damit in die Augen stechen könnte. Dennoch fühlt er sich damit sicherer und könnte sich vorstellen, die Schlüssel an bestimmten Orten, wie z.B. am Bahnhofsvorplatz vom Handelskai, zwischen den Fingern zu tragen:

„Und an so gewissen Orten, da könnt ich mir vorstellen, wobei ich mir nie vorstellen könnte dass ich damit irgendwie, in die Augen oder so (*macht Stichbewegungen mit dem Schlüssel*), aber irgendwie, hab ich mir das dann auch irgendwann einmal so angewöhnt (...) Und ich glaub das wär ein Ort, wo ich das wahrscheinlich sicher auch wieder tun würde. Also wenn ich da jetzt in der Nacht allein wart, sag ich mal.“ (Roman, 1851-1857)

Während die Studentinnen von Selbstverteidigungskursen und Pfeffersprays sprechen, hat nur ein Student eine Strategie zur Selbstverteidigung genannt. Dies kann dadurch erklärt werden, dass sich Männer im öffentlichen Raum allgemein sicherer fühlen und auch in ihrer Sozialisation nicht immer wieder auf die Gefahren im öffentlichen Raum hin sensibilisiert werden. Außerdem sind Männer normalerweise größer und stärker als Frauen; eine körperliche Auseinandersetzung zwischen zwei Männern ist daher von den Grundvoraussetzungen ähnlicher als zwischen einem Mann und einer Frau. Die körperliche Unterlegenheit der Frau, welche jedoch auch stereotypisch in der Sozialisation und Erziehung der Mädchen eine große Rolle spielt, wird gesellschaftlich aufgegriffen. So gibt es beispielsweise viele Angebote für Selbstverteidigungskurse insbesondere für Frauen, in denen einerseits die eigenen Stärken und körperlichen Möglichkeiten bewusst gemacht werden sollen; andererseits wird dadurch jedoch auch ein geschlechtsspezifisch unterschiedliches Bewusstsein für Gefahren vermittelt.

Die Studierenden berichten in den Gesprächen, dass sie die Strategien zur Selbstverteidigung noch nie eingesetzt haben, sich dadurch jedoch sicherer fühlen und selbstbewusster auftreten.

10.7.4 Strategien zur Angstverringering

Befinden sie sich bereits in einer Angst-Situation, so haben die Studierenden verschiedene Strategien entwickelt, um damit umzugehen.

Beschäftigt wirken

Sehr beliebt sind Ablenkungs-Strategien wie Telefonieren, aufs Handy schauen, Musik hören, etc., um einerseits beschäftigt zu wirken, und andererseits die Umgebung und die möglichen Belästigungen nicht so genau wahrzunehmen.

„Also was ich automatisch mach und das machen glaub ich auch viele Leute, ich schau immer aufs Handy, oder wenn ich allein auf einem Platz steh, dann komm ich mir immer... dann hab ich mehr Distanz wenn ich aufs Handy schau, und dann dann werd ich glaub ich auch nicht angesprochen, weil ich ja beschäftigt ausschau, auch wenn ich nur, wenn ich gar nicht aufs Handy schauen muss, wenn ich nur aufs Handy schau wegen der Zeit.“ (Hanna, 25-29)

Auch Lena vermittelte das Handy Sicherheit– sie telefoniert oft, wenn sie spätnachts alleine Heim geht, oder tut so, als würde sie telefonieren.

„Wenn ich wirklich spät am Abend heim gegangen bin, also zwei drei vier in der Früh und es waren noch immer komische Leute da, (...) hab ich mit Leuten telefoniert, damit ich so tu als, ich weiß nicht, das hat mir einfach ein Gefühl von Sicherheit gegeben (...) und wenn mir grad niemand einfällt den ich um drei in der Nacht anrufen kann, dann tu ich so als ob ich telefonier.“ (Lena, 1238-1241; 1244-1246)

Hanna versucht durch das Handy oder durch andere Medien wie Bücher defensiv zu wirken, da sie durch bewusste Nicht-Interaktion mit der Umgebung auch keinen Streit provozieren kann.

„Ich bin ja kein Mensch der absichtlich jetzt absichtlich irgendwen provozieren würde. Wenn dann schau ich in meine Bücher hinein oder ich schau in mein Handy oder ich möchte nicht unbedingt Streit herauf beschwören.“ (Hanna, 495-497)

Anna geht immer mit Musik laufen, damit sie nicht hört, was ihr die Menschen im Park nachrufen. Fühlt sie sich jedoch besonders unsicher, schaltet sie die Musik auch ab, vergewissert sich dass alles in Ordnung ist, und läuft danach weiter:

„Manchmal ist es dann schon so dass ich die Musik abschalt, wenn dann wieder so ein Moment ist, wo ich mir denk ‚Oh war da nicht was im Gebüsch?‘, dann dreh ich die Musik aus und vergewisser mich dass da niemand ist, oder ich dreh mich auch manchmal um im Laufen und schau dass da niemand ist, und dann schalt ich die Musik wieder ein und lauf weiter.“ (Anna, 829-832)

Auch Lena gibt die Musik ein Gefühl von Sicherheit. Manchmal trägt sie auch nur die Kopfhörer ohne Musik, um zwar beschäftigt zu wirken, aber dennoch alles von ihrer Umgebung mitzubekommen:

„Was mir zum Beispiel auch total das Gefühl von Sicherheit gegeben hat ist dass ich so tu als würd ich Musik hören, also Kopfhörer drüber hab, aber die Musik nicht eingeschaltet ist. Damit ich trotzdem mitbekomm, was genau um mich herum vor sich geht.“ (Lena, 1246-1248)

Es ist klar zu erkennen, dass die Strategie des Beschäftigt-wirkens vor allem von den Frauen angewendet wird, da es ein gutes Mittel ist, verschiedenen Formen des Street Harassment zu entgehen bzw. diese nicht wahrzunehmen. Durch die Ablenkung durch das Handy oder durch Musik denkt man außerdem weniger über mögliche gefährliche Situationen nach, schaltet dadurch im besten Fall das Kopfkino ab, und tritt dadurch auch selbstsicherer im öffentlichen Raum auf.

Unter Menschen kommen

Eine weitere Möglichkeit, den unangenehmen Situationen zu entkommen, ist es, unter Leute zu gehen. Hier sind die Mechanismen der sozialen Kontrolle verstärkt, und dadurch fühlen sich die Studierenden gleich viel sicherer:

„Dann würd ich schon schauen, vielleicht, dass ich weg komm oder was, also ich würd wahrscheinlich eher schauen dass ich weg komm und wenn das nichts hilft, dann irgendwo hin gehen und mit irgendwem reden, oder in ein Café oder zum Billa rein gehen.“ (Hanna, 116-118)

„Da sind einfach so kleine Restaurants die immer offen haben, ich find das macht einfach einen sichereren Eindruck. Restaurants die immer offen haben, weil da geh ich mal davon aus dass dort nicht betrunkene Menschen arbeiten (lacht).“ (Lena, 1330-1332)

„Ich weiß nicht, ich würd zuerst einmal schauen dass ich unter Leute komm und schauen dass da mehrere beieinander sind.“ (Roman, 1664-1665)

„Wenn keine Lokale mehr kommen, oder wenns da länger so leer ist, dann dreh ich da eher um und geh halt wieder zurück, ahm, und geh halt irgendwann wenns mich nicht mehr freut wieder Richtung Stephansplatz zurück, ja. Ich mein da schauts heute auch schon ein bisschen freundlicher aus, (...) jetzt ist auch noch ein bisschen mehr los.“ (Max, 2326-2329)

Angsträume schnell verlassen

Grundsätzlich versuchen die Studierenden, Angsträume möglichst schnell zu verlassen, um sich wieder sicher und wohl zu fühlen:

„Ja ich fühl mich einfach nicht wohl, ich möchte einfach so schnell wie möglich heim ins Sichere.“ (Hanna, 506)

„Was ich halt versuch ist dass ich manche Wege abkürze, sprich dass ich zum Beispiel auf dem Radweg geh und nicht auf dem Fußgängerweg, weil der ist nämlich mehr beleuchtet als der Fußgängerweg, wenn man vom Praterstern weg geht in meine Straße, ja so Sachen, schnell gehen, ja.“ (Lena, 1249-1252)

Max versucht nicht nur, den Angstraum möglichst schnell zu durchqueren, sondern auch, möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen, um niemanden zu provozieren.

„Ich bin grad durch gegangen und hab geschaut, dass ich kein Aufsehen erreg. Die Gruppe eher nicht anschauen, eher ignorieren, und eigentlich gerade durch gehen.“ (Max, 2190-2191)

Roman beschreibt in diesem Zusammenhang auch, dass er versucht, den sicheren Weg zu gehen, und möglichst schnell und ohne Umwege nach Hause zu gelangen:

„Naja, ich glaub schon ich geh da jetzt immer so den vorsichtigeren Weg, also ich bin jetzt nicht so in der Nacht herumirre oder irgendwelche Umwege.“ (Roman, 1942-1943)

Angsträume nicht alleine aufsuchen

Eine weitere Strategie zur Angstverringering ist es, sich nicht alleine an bestimmten Orten aufzuhalten. So beschreibt Anna, dass sie nicht mehr alleine laufen ginge, wenn sie sich noch unwohler fühlen würde. Auch Lena findet ihre Angsträume nicht unsicher, wenn sie mit mehreren Personen unterwegs ist.

„Also wenn das Unsicherheitsgefühl zunehmen würde, dann würd ich wahrscheinlich eine Freundin fragen ob sie mitgeht, laufen, oder ich würd einfach nicht laufen gehen.“ (Anna, 893-895)

Roman versucht sich ebenfalls in seinen Angsträumen vermehrt zu zweit oder in Gruppen aufzuhalten, um den Ort nicht alleine betreten zu müssen. Ist er mit mehreren Menschen unterwegs, sinkt sein Unsicherheitsgefühl.

„Oder dass ich nicht allein bin, dass ich mit einer Gruppe unterwegs bin oder zu zweit.“ (Roman, 1797-1798)

Verharmlosung der Situation

Eine weitere Strategie, die Angst zu verringern, ist die Verharmlosung einer Situation. Die Studierenden, mit Ausnahme von Hanna, erwähnen in den Gesprächen immer wieder, dass ihnen in ihren spezifischen Angsträumen noch nie etwas passiert ist, bzw. dass die Gefahr, vor der sie sich fürchten, nicht unbedingt ortsspezifisch, und ihre Angst im Endeffekt daher unbegründet ist. Dies wird in einigen Aussagen deutlich:

„Ja und ich find es tut einem ja auch keiner was.“ (Hanna, 89)

„Ja die blöden Kommentare wenn man sagen kann das ist etwas was passiert, aber was Schwerwiegenderes hätt ich da noch nie gehört.“ (Anna, 839-840)

„Also ich muss echt sagen, ich hab eigentlich nie schlechte, also wirklich schlimme, Erfahrungen da gemacht.“ (Lena, 1186-1187)

„Obwohl das überall passieren, und es ist ja auch nichts passiert.“ (Roman, 1627)

„Aber ich weiß nicht ob das dann ein spezieller Angsttraum ist, weil das [eine Schlägerei, V.H.] kann ja eigentlich überall passieren.“ (Franz, 2088-2089)

„Nein, passiert ist mir da noch nichts.“ (Max, 2300)

„Ja, ja das stimmt schon, wahrscheinlich ist es hier genauso gefährlich wie überall anders.“ (Max, 2380)

In folgender Aussage werden die inneren Spannungsverhältnisse deutlich, in denen sich die Studierenden befinden. Hanna reflektiert, dass sie manche Situationen im Moment

subjektiv überschätzt, in weiterer Folge ist jedoch eine Ambivalenz zu erkennen, da sie sich nicht sicher ist, ob diese Situationen nun wirklich nicht schlimm sind, oder doch.

„Ich glaub manche Sachen sind bei mir subjektiv überschätzt in dem Moment, weil wenn man Angst hat, oder was das einem dann was schlimmer vorkommt wie es jetzt ist, das muss jetzt nicht sein weil manche Sachen sind ja nicht schlimm, also sind schon schlimm.“ (Hanna, 122-124)

Anna reflektiert, dass Vergewaltigungen überall und zu jeder Tageszeit möglich sind, und reflektiert kritisch über ihre Unsicherheitsgefühle in der Nacht beim Laufen:

„Ja weil, ich denk mir schon, eine Vergewaltigung kann ja auch am Tag passieren und überall, das ist eher so dass man diese Angst vor der Dunkelheit dann projiziert, vielleicht bin ich am Tag so unvorsichtig, dass das eher am Tag passieren könnte, wenn ich am Tag am Laaer Berg im Wald herumlauf, als wenn ich eh schon in Lauerstellung bin.“ (Anna, 1073-1076)

Zusammenfassend ist zu erkennen, dass die Studierenden wenig schlechte Erfahrungen in ihren Angsträumen gemacht haben, und sich diese daher vor allem durch Vorstellungen konstituieren, welche durch bestimmte bauliche Gegebenheiten noch verstärkt werden. Die Befragten halten sich immer wieder vor Augen, dass die Orte gar nicht so schlimm sind, wie sie sich diese in ihren Gedanken vorstellen; durch diese Strategie der Verharmlosung werden auch die Unsicherheitsgefühle verringert, da man das Kopfkino mit den tatsächlich erlebten (oder in dem Fall nicht erlebten) Erfahrungen in Relation setzt.

Zusammenfassung

Die Strategien zur Angstverringering werden dann eingesetzt, wenn sich die Studierenden bereits in einer Situation befinden, in der sie sich unsicher fühlen. Es wird versucht, Angsträume schnell zu verlassen oder sie erst gar nicht alleine aufzusuchen, unter Menschen zu kommen, da hier die soziale Kontrolle verstärkt wirkt, beschäftigt zu wirken, um Belästigungen zu entgehen, oder die Situation zu verharmlosen. Sämtliche Strategien werden sowohl von den weiblichen als auch von den männlichen Studierenden eingesetzt, die einzige Ausnahme bildet hier das Beschäftigt-wirken, welches nur von den Studentinnen genannt wurde, und deren Gründe auch schon in der Kategorie Frau-sein beschrieben wurden. Zusammenfassend ist erkennbar, dass die Befragten ihre Umgebung und ihre Gefühle, die an bestimmten Orten ausgelöst werden, reflektieren und sich verschiedene Strategien zusammen gelegt haben, um sich im öffentlichen Raum möglichst sicher zu fühlen.

10.7.5 Fazit: Strategien führen zu größerer Kontrolle der Situation

Da die Konstruktion der Angsträume vor allem durch die Unkontrollierbarkeit der Situation ausgelöst wird (siehe Kernkategorie), dienen sämtliche Strategien dazu, diese Kontrolle für sich persönlich wieder herzustellen, um der Situation wieder mächtig zu werden. Vermeidungsstrategien verfolgen das Ziel, der Unkontrollierbarkeit im öffentlichen Raum von vornherein aus dem Weg zu gehen– die Studierenden kennen ihre Angsträume und versuchen, diese zu bestimmten Zeiten und/oder alleine nicht aufzusuchen. Hier wird vor allem die räumliche Dimension der Angstraumkonstruktion angesprochen, da es primär um die Meidung von konkreten Orten geht. Im Gegensatz dazu dienen Selbstverteidigungsstrategien dazu, die Kontrolle über den Raum aktiv zu beanspruchen. Durch Selbstverteidigungskurse und verschiedene Formen von „Waffen“ steigt die Selbstsicherheit, und dadurch wirkt die Situation von Beginn an kontrollierbarer und weniger angsteinflößend. Strategien zur Angstverringering sollen schließlich bereits in der Angst-Situation zu einer Entschärfung derselben führen, und das vorherrschende Machtungleichgewicht zu Gunsten der Befragten wieder stabilisieren.

10.8 Konsequenzen

Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Konstruktion von Angsträumen? Was kann man persönlich, und was kann die Gesellschaft und die Stadtplanung tun und/oder verändern, damit sich jede und jeder sicher im öffentlichen Raum fühlt? Diesen Fragen soll in diesem Kapitel nachgegangen werden.

10.8.1 Persönliche Konsequenzen

Die persönlichen Konsequenzen entsprechen großteils den Strategien, welche sich die einzelnen Personen zurecht legen, um sich im öffentlichen Raum sicher zu fühlen. Neben den Vermeidungs- und Selbstverteidigungsstrategien sowie den Strategien zur Angstverringering (siehe Kapitel „Strategien“) sind es vor allem die ambivalenten Einstellungen und Erwartungen sowie die inneren Spannungsverhältnisse sowohl der Frauen als auch der Männer, mit denen in bestimmter Art und Weise umgegangen werden muss. Bei den Studentinnen charakterisiert sich das Spannungsverhältnis durch die Dichotomie des Wissens von möglicher Gewalt im öffentlichen Raum einerseits und des Sich-nicht-einschränken-lassen-wollens andererseits. Durch eine gewisse Vorsicht und Respekt kann man möglicherweise beiden Seiten gerecht werden, und schließlich kann, allgemein betrachtet, nie allen Gefahrensituationen präventiv aus dem Weg gegangen

werden. Die Studenten befinden sich durch die unterschiedlichen gesellschaftlichen Erwartungen ebenfalls in einem Spannungsverhältnis, welches durch verschiedene Rollen gekennzeichnet ist– der Mann als Beschützer, als Opfer von Gewalt und als potenzieller Verfolger. Durch genügend Weitblick und Einfühlungsvermögen (in das weibliche Kopfkino) können diese inneren Konflikte aufgelöst oder verringert werden. Insgesamt ist hier, bei den Studentinnen ebenso wie bei den Studenten, ein hohes Reflexionsvermögen wichtig, da nur so über die verschiedenen gesellschaftlichen Erwartungen, Einstellungen und Rollenzuschreibungen nachgedacht werden kann, und diese in weiterer Folge kritisch hinterfragt und im besten Falle aufgebrochen werden können.

10.8.2 Gesellschaftliche Konsequenzen

Soziale Kontrolle stärken

Die Studierenden geben in den Interviews an, dass sie als Strategie zur Angstverringering bevölkerte Orte aufsuchen, da hier die soziale Kontrolle gegeben ist. Im Gegensatz dazu vertrauen sie jedoch nicht wirklich auf dieses gesellschaftliche Phänomen, im Gegenteil, es wird in den Gesprächen immer wieder deutlich, dass einem, bedingt durch die Anonymität einer Großstadt, sowieso niemand helfen würde.

„Also ich glaub das ist ein Phänomen von Wien, dass das eine anonyme Stadt ist, und dass einem da auch wieder keiner helfen würde wenn irgendwas ist.“ (Hanna, 99-100)

Ziel wäre es daher, das Bewusstsein der Wichtigkeit der sozialen Kontrolle und der Zivilcourage zu stärken. Dies kann schon in der Erziehung, sei es innerhalb der Familie oder in der Schule, eine große Rolle spielen und durch Öffentlichkeitsarbeit noch verstärkt werden. Wären mehr Personen bereit, im Notfall jemandem zu helfen, oder in „seltsamen“ Situationen einzugreifen und nicht wegzuschauen, dann würde das subjektive Gefühl der Sicherheit im öffentlichen Raum erhöht werden. Diese Bewusstseinsbildung dauert jedoch eine bestimmte Zeit, wäre jedoch in sämtlichen Aspekten des gesellschaftlichen Zusammenlebens von größter Wichtigkeit.

Patriarchale Strukturen auflösen

Würden die patriarchalen Gesellschaftsstrukturen aufgeweicht oder sogar aufgelöst werden, so würden sich die Frauen im öffentlichen Raum sicherer fühlen. Gäbe es kein Machtungleichgewicht zwischen den Geschlechtern, und würden Frauen daher nicht auf ihre Weiblichkeit und Sexualität reduziert werden, gäbe es auch keine Belästigungen und keine sexualisierte Gewalt im öffentlichen Raum. Damit würde auch das Kopfkino

verschwinden, und in weiterer Folge auch die Unkontrollierbarkeit der Situationen. Diese Vorstellung ist utopisch, die patriarchalen Machtungleichgewichte können sich nicht in kurzer Zeit auflösen- dennoch können bestimmte Aspekte zugunsten eines Gleichgewichts der Geschlechter forciert werden.

So kann zum Beispiel bei der Erziehung (sowohl von Mädchen als auch Burschen) eine verstärkte Sensibilisierung auf sex, gender, Macht, etc. gelegt werden, und die vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen können kritisch beleuchtet und reflektiert werden. Einen Ansatz dazu bildet das bereits seit 1995 in Kraft getretene Unterrichtsprinzip „Erziehung zur Gleichstellung von Frauen und Männern“, mit dem unter anderem folgende Ziele verfolgt werden sollen:

- „Reflexion des eigenen Verhaltens, des täglichen Umgangs miteinander, der eigenen Geschlechtsrollenvorstellung.
- Bewusstmachen von alltäglichen Formen von Gewalt und Sexismus in der Schule, Aufzeigen von Möglichkeiten zur Prävention und Intervention sowie von Schritten zum partnerschaftlichen Umgang miteinander.
- Förderung der Bereitschaft zum Abbau von geschlechtsspezifischen Vorurteilen und Benachteiligungen, Förderung bzw. Ausgleich von Defiziten in Bezug auf sozialkooperative Verhaltensweisen und Selbstvertrauen sowie Förderung des partnerschaftlichen Verhaltens von Buben und Mädchen“ (vgl. BMBF 2015).

Auch durch eine Gleichstellung von Männern und Frauen in sämtlichen Lebensbereichen können die patriarchalen Strukturen aufgelöst werden, da auch hier das Bewusstsein für die Gleichheit der Geschlechter gefördert wird.

Als weitere Maßnahme sollte das Bewusstsein in der Gesellschaft geschaffen werden, dass sexualisierte Gewalt ein Ausdruck von Macht, und nicht von sexueller Befriedigung ist. Es soll von der Vorstellung, dass Frauen durch bestimmtes Verhalten oder Kleidung öffentliche Belästigungen und Vergewaltigungen provozieren, Abstand genommen werden, um in weiterer Folge die Einschränkungen, die sich für Frauen durch solche Gedanken ergeben, zu verringern. Durch diese Strategien erhöht sich auch das Selbstbewusstsein der Frauen, welches wiederum zu einem stärkeren Auftreten im öffentlichen Raum führt. Auch hier können in der (Schul-)Bildung Schritte gesetzt werden, die sowohl den Mädchen als auch den Burschen ihre Kräfte und ihr Können bewusst machen und zeigen, dass sie im öffentlichen Raum nicht wehrlos sind.

Eine weitere Strategie wäre es, das Bewusstsein in der Gesellschaft zu vergrößern, dass nicht jeder Mann bei Dunkelheit ein Vergewaltiger ist. Wird auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass Gewalttaten im öffentlichen Raum insgesamt relativ selten vorkommen, und die Wahrscheinlichkeit, dass man selbst Opfer dessen wird, sehr gering ist, so kann

man gegen die negativen Gedanken des Kopfkinos vorgehen und bewirken, dass sich Frauen nicht unwohl fühlen, wenn ein Mann den selben Weg hat wie sie. Männer würden dadurch parallel aus ihrer unangenehmen Rolle des potenziellen Verfolgers befreit werden und würden sich im öffentlichen Raum ebenso wohler fühlen.

Weitere gesellschaftliche Konsequenzen

Durch eine stärkere soziale Durchmischung können Orten bestimmte Faktoren genommen werden, welche zur Konstruktion von Angsträumen führen. So beschreibt Anna im Interview ihre Hoffnung, dass durch neue große Bauprojekte in der Nähe ihrer Laufstrecke ebenso positive Auswirkungen darauf spürbar werden:

„Ich denk halt wenn da ganz unterschiedliche Leute wohnen ist es vielleicht weniger der Fall, dass man sich unwohl fühlt, weil dann vielleicht auch mehr Leute auf die Idee kommen dass sie am Abend da laufen gehen, weil halt das Freizeitverhalten von, ich sag jetzt mal, 25- bis 45-Jährigen Akademikerinnen anders ist als von einem 50jährigen Arbeitslosen, und wenn die dann gemeinsam mit mir im Park joggen, fühl ich mich wahrscheinlich nicht mehr unwohl (lacht)“ (Anna, 931-936).

Allerdings ist gerade bei dieser Thematik Vorsicht geboten, da sie doch sehr vorurteilsbehaftet ist.

Eine weitere bewusstseinsbildende Maßnahme ist die Thematisierung des Tabu-Themas „Angst“. Dies wird in einer Aussage von Hanna deutlich:

„Weil ich hab mir das auch schon oft gedacht wenn ich heim geh, wie fühlen sich da andere Leute, geht's nicht nur mir so die sich auch unsicher fühlen, oder ist das irgendwie allgemein was“ (Hanna, 524-526).

Durch das Wissen, dass Angst im öffentlichen Raum etwas „Normales“ ist, dass es nicht nur einem selbst, sondern auch vielen anderen Menschen so geht, wird auch Etwas von diesen Unsicherheiten genommen. Spricht man mit anderen Personen über seine Ängste, kommt es zu einem Erfahrungsaustausch von Erlebnissen und Strategien, und sobald man mit seiner Angst nicht mehr alleine da steht, wirkt sie auch nicht mehr so übermächtig. Einerseits besteht durch diese Gespräche natürlich die Gefahr, dass das Kopfkino verstärkt wird, andererseits fühlt man sich mit seinen Gefühlen auch nicht mehr alleine. Niemand gibt gerne zu, dass er Angst hat, da dieses Gefühl gesellschaftlich auch nicht die höchste Akzeptanz erfährt. Doch nur durch die Bewusstseinsbildung kann die Bereitschaft und der Mut erzeugt werden, gemeinsam über die vorherrschenden Strukturen zu reflektieren und zu versuchen, sie zum Positiven hin zu verändern.

10.8.3 Planerische Konsequenzen

Veränderung räumlicher Strukturen

Trotz großen Bemühungen der Stadt Wien, den öffentlichen Raum sicher zu gestalten, werden von den Studierenden einige Aspekte genannt, welche sie als verbesserungswürdig ansehen. Gerade die Einsehbarkeit, Übersichtlichkeit und Beleuchtung sind hier wichtige Schlagwörter und werden immer wieder erwähnt. Hier ist jedoch auch eine gewisse Ambivalenz erkennbar– einerseits erhöhen Büsche am Wegrand die Unsicherheitsgefühle, andererseits fänden es die Studierenden auch schade, wenn diese untertags fehlen würden:

„Ich mein ich find das nicht schön dass man das in einer Stadt machen muss, die Grünflächen reduzieren muss, aber ich find die Sträucher da, ich fühl mich da nicht wohl, da fühl ich mich jetzt sicherer, weil da ist überall Gras ganz normal, eben da ist die Vegetation übersichtlich, da ist nix, weil das ist auf Fußhöhe praktisch, und da sind auch keine Sträucher, ja.“ (Hanna, 405-409)

„Na, weil das wär ja am Tag wieder schade. Das wär vielleicht in der Nacht sicherer, aber das wär ja blöd der Park ohne Bäume, ja (lacht).“ (Anna, 943-944)

Prinzipiell wird die ästhetische Gestaltung von öffentlichen Räumen immer wieder genannt, da dunkle, schmutzige und ungepflegte Orte in Verbindung mit „komischen Menschen“ Angstgefühle auslösen. Die Konsequenz auf stadtplanerischer Ebene wäre daher, insbesondere öffentliche Räume, welche immer wieder als Angsträume genannt werden (Praterstern, Reumannplatz, etc.) anspruchsvoller zu gestalten und sie bezüglich der Einsehbarkeit, Übersichtlichkeit und Beleuchtung zu optimieren. Eine weitere Maßnahme wäre es, unterschiedliche Nutzungsfunktionen an Orten, an denen viele Menschen zusammenkommen, zu unterscheiden. Wird genug Raum für verschiedene Gruppen und deren Nutzungen geschaffen, können Brennpunkte und Konfliktzonen abgebaut werden. Orte, welche als Begegnungszonen und Treffpunkte im öffentlichen Raum für Menschen klar gekennzeichnet sind, würden außerdem unangenehme Situationen der Überforderung durch zu viele Menschen entschärfen und verringern.

Veränderungen der Rahmenbedingungen

Eine weitere Möglichkeit, unkontrollierbare Situationen zu verringern, wäre ein Alkoholverbot im öffentlichen Raum. Dies spricht Lena im Interview an:

- „Ich find zum Beispiel das gehört absolut eingeführt und strengstens kontrolliert dass auf öffentlichen Plätzen kein Alkohol getrunken werden darf.“
- „Also auch da am Bahnhofsvorplatz?“
- „Genau. Grad da (...) Ja und ich find das würd hier auch noch maßgebend zur der Sauberkeit beitragen, weil es ist schon sehr grindig.“ (Lena, 1295-1301)

Die Studierenden empfinden betrunkene Menschen als Gefahrenquelle, welche durch ein generelles Alkoholverbot vermieden werden könnte. Lena meint außerdem, dass dadurch auch ein Beitrag zur Sauberkeit an öffentlichen Orten geleistet werden könnte, da es weniger herumliegende leere Alkoholflaschen und Dosen gäbe.

Die Befragten empfinden eine hohe Präsenz von Ordnungsorganen (Polizei und Securies) sowie von Videokameras in Bezug auf die Konstruktion von Angsträumen und das Sicherheitsempfinden als positiv. Daher könnte die Situation durch eine Vergrößerung der formellen Kontrolle verbessert werden. Auch hier ist jedoch wieder Vorsicht geboten, da gerade die Überwachung mit Videokameras viele öffentliche Diskussionen auslöst.

Fazit

Im Allgemeinen zeigt sich eine Ambivalenz zwischen Maßnahmen, welche die bestehenden gesellschaftlichen Machtstrukturen reproduzieren, und Maßnahmen, welche versuchen, diese Strukturen aufzubrechen, jedoch dadurch auch zu Konflikten führen können:

Reproduzierende Konsequenzen wären sämtliche planerischen Veränderungen, da diese die Sicherheit im öffentlichen Raum vielleicht erhöhen, jedoch nicht das Grundproblem, nämlich die hierarchischen Machtstrukturen, ansprechen. Auch eine Erhöhung sowohl der formellen als auch der sozialen Kontrolle kann zwar unkontrollierbare Situationen verringern, ändern wird sich gesellschaftlich dadurch jedoch nichts.

Maßnahmen, welche die vorherrschenden Strukturen versuchen aufzubrechen, sind vor allem die gesellschaftlichen Konsequenzen. Wird versucht, patriarchale Strukturen kritisch zu beleuchten, zu reflektieren und zu verringern, können gesellschaftliche Prozesse in Gang gebracht werden, welche nach und nach die geschlechtsspezifischen Machtungleichgewichte verringern. Gerade bei der jungen Generation kann man hier Denkprozesse initiieren, welche auf ein gleichberechtigtes Miteinander zielen. Allerdings sind dieses Aufbrechen und der dadurch entstehende Umbruch mit vielen Unsicherheiten und Unklarheiten behaftet, und nicht immer konfliktfrei. Dies kann in dem Spannungsverhältnis von Frauen bezüglich der Verwendung eines Pfeffersprays beispielhaft dargestellt werden: Besitzt eine Frau ein Pfefferspray, so ist sie sich eindeutig darüber bewusst, dass sie im öffentlichen Raum Opfer einer Gewalttat werden könnte, diese Gedanken sind jedoch schon eine Reproduktion der gesellschaftlichen Machtverhältnisse. Besitzt eine Frau kein Pfefferspray, hat sie zwar vielleicht ähnliche Gedanken, fühlt sich jedoch dennoch so sicher, dass sie sich auch ohne „Waffe“ außer Haus aufhalten kann.

Es kommt zu einem Aufbrechen der patriarchalen Strukturen hinsichtlich des Aspekts der Selbstverteidigungsstrategien mithilfe einer Waffe, da sich die Frau augenscheinlich nicht sofort als mögliches Opfer sexualisierter Gewalt sieht. Sollte ihr jedoch etwas zustoßen, so wird sie sich fragen, ob ihr das auch passiert wäre, hätte sie ein Pfefferspray dabei gehabt. Hier wird ein inneres Spannungsverhältnis deutlich, welches sich vor allem um die Reproduktion und um das Aufbrechen patriarchaler Strukturen bewegt.

Werden die gleichgeschlechtlichen und geschlechtsspezifischen gesellschaftlichen Machtverhältnisse jedoch nicht reflektiert und aufgebrochen, so wird sich an der Konstruktion von Angsträumen nichts verändern. Öffentliche Bewusstseinsbildung, gesellschaftliche Sensibilisierung und Gleichberechtigung in sämtlichen Lebensbereichen können Möglichkeiten für eine Bewegung und ein Denken für ein angstfreies Miteinander im öffentlichen Raum sein.

10.8.4 Zusammenfassung

Ein Zusammenspiel aus persönlichen, gesellschaftlichen und planerischen Konsequenzen kann zu einer Verringerung der Angstraumkonstruktion im öffentlichen Raum führen. Die *persönlichen Konsequenzen* beschreiben verschiedene Strategien, welche sich Personen zurecht legen, um ihre Angstgefühle im öffentlichen Raum zu verringern. Hier spielt vor allem die persönliche Dimension der Angstraumkonstruktion eine wichtige Rolle, da durch Erfahrungen, Berichte von Bekannten etc. das Kopfkino und damit auch die Unsicherheitsgefühle steigen oder sich verringern.

Die *gesellschaftlichen Konsequenzen* beziehen sich vor allem auf die soziale Dimension der Angstraumkonstruktion– hierzu zählt das Aufbrechen von patriarchalen Strukturen für eine Gleichberechtigung der Geschlechter, eine Sensibilisierung zur Verstärkung der sozialen Kontrolle, eine bessere soziale Durchmischung von Wohngebieten sowie das Ansprechen des Tabu-Themas „Angst“. Durch ein mitmenschliches und gleichberechtigtes Miteinander im öffentlichen Raum können Ängste und Unsicherheiten langfristig abgebaut werden.

Die *planerischen Konsequenzen* setzen direkt an der räumlichen Dimension der Angstraumkonstruktion an. Das Ziel ist es, den öffentlichen Raum durch Verbesserungen der Übersichtlichkeit und Einsehbarkeit sowie der Beleuchtung sicherer zu gestalten. Auch durch verstärkte formelle Kontrolle fühlen sich manche Personen wohler.

Allgemein ist zu erkennen, dass einige Konsequenzen und der sich daraus ergebende Handlungsbedarf leichter, manche schwerer umzusetzen sind. Wichtig ist vor allem das Umdenken in den Köpfen der Menschen, denn nur durch die Verbesserung baulicher Strukturen allein wird sich das Sicherheitsempfinden in den sozialen Räumen nicht verändern.

10.9 Zusammenfassung und Fazit der Ergebnisse

Die zentrale Forschungsfrage der empirischen Untersuchung war, *wie und warum es zur Konstruktion von Angsträumen kommt*. In der Beschreibung der Theorie wurde schnell deutlich, dass es sich bei Angsträumen um sozial konstruierte Räume handelt, welche durch das Interagieren der Menschen entstehen. Jede Person nimmt ihre Umgebung anders wahr, und konstruiert sich dadurch ihre eigene Wirklichkeit. All diese konstruktivistischen Elemente haben Einfluss auf das Sicherheitsempfinden im öffentlichen Raum. Mit dem Thema „Angstraum“ schwingt unweigerlich auch eine geschlechtliche Konnotation mit, da Emotionen wie Unsicherheit, Furcht und Angst vor allem Frauen zugeschrieben werden. Die soziale Konstruktion von Raum und Geschlecht bestimmt die Macht-Problematik, die den Grundstein für die Konstruktion von Angsträumen im öffentlichen Raum bildet. Hier ist vor allem von der strukturellen Gewalt die Rede, welche die ungleichen gesellschaftlichen Machtverhältnisse beschreibt, und die sich in nahezu allen Lebensbereichen wiederfinden lässt. Männer werden als das „stärkere Geschlecht“ angesehen, diese Vorstellungen haben sich historisch in den letzten Jahrhunderten immer stärker entwickelt, und sind bis heute in vielen Bereichen des täglichen Lebens gültig. Raumwahrnehmung und Rauman eignung sind Prozesse, welche geschlechtsspezifische Unterschiede aufweisen und durch die patriarchalen Machtstrukturen unserer Gesellschaft mitbestimmt werden. Männer eignen sich mehr Raum an, und verdrängen dadurch andere, nämlich Frauen, aus diesen Räumen. Frauen sind in ihrer Rauman eignung zurückhaltender, und werden auch in ihrem Mobilitätsverhalten aufgrund von Ängsten im öffentlichen Raum eingeschränkt. Dabei besteht hier ein Paradoxon: In Studien wurde nachgewiesen, dass Frauen vor allem im privaten Bereich sexualisierte Gewalt widerfährt, während Männer vor allem im öffentlichen Raum Opfer von Gewalttaten werden. Frauen überschätzen daher das Gewaltpotenzial im öffentlichen Raum, und entwickeln dadurch auch vermehrt Unsicherheits- und Angstgefühle. Diese Ängste können auf verschiedene Arten entstehen, welche in drei Dimensionen zusammengefasst werden können.

Die *direkte räumliche Dimension* der Angstraumkonstruktion bezieht sich auf baulich-architektonische Gegebenheiten im öffentlichen Raum. Theoretisch ist hier festzuhalten, dass der Beruf des Architekten männerdominiert war und ist, und sich dies auch auf die Planung und Bebauung im öffentlichen Raum auswirkt. Praktisch gibt es einige Möglichkeiten, Unsicherheitsgefühle durch bestimmte bauliche Maßnahmen zu verringern. Orte, die hell beleuchtet, belebt, einsehbar, übersichtlich, gepflegt, etc. sind, sollen das Sicherheitsgefühl verstärken. In den Interviews mit den Studierenden werden Aspekte wie die Einsehbarkeit, Übersichtlichkeit und Beleuchtung immer wieder als noch zu verbessernde Faktoren im öffentlichen Raum genannt. Auch die ästhetische Gestaltung spielt eine wesentliche Rolle bei der Konstruktion von Angsträumen; je schmutziger und ungepflegter ein Platz wirkt, desto unwohler fühlen sich die Befragten.

Die räumliche Dimension kann zusammenfassend als Auslöser für das Kopfkino angesehen werden, welches wiederum zu Unsicherheitsgefühlen und, wenn sich diese Empfindungen am selben Ort immer wieder wiederholen, in weiterer Folge zur Konstruktion von Angsträumen führt. Der Raum allein, so ungepflegt, unübersichtlich und dunkel er auch sein mag, ist kein direkter Auslöser für Unsicherheitsgefühle. Erst Gedanken, was alles an diesem Ort, bedingt durch die ungünstigen räumlichen Strukturen, passieren kann, lösen Angstgefühle aus. In diesen Gedanken kommen Menschen vor, Verbrecher, Vergewaltiger, etc., und die Vorstellung an diese Personen und die damit verbundenen möglichen Handlungen sind die Faktoren, die angsteinflößend sind. Als Konsequenz bedeutet das, dass es zwar wichtig ist, den öffentlichen Raum so angenehm wie möglich zu gestalten, eine rein bauliche Verbesserung jedoch nicht zu einer Verringerung der Angstraumkonstruktion führen kann.

Die *soziale Dimension* der Angstraumkonstruktion beschäftigt sich insbesondere mit den Themen Macht und Gewalt. Ein wichtiges Ergebnis ist die Feststellung, dass sexualisierte Gewalt niemals nur eine sexuelle Bedürfnisbefriedigung darstellt, sondern vor allem ein Zeichen der Ausübung von Macht und Kontrolle ist. Bei der geschlechtsspezifischen strukturellen Gewalt wird der Hierarchieunterschied zwischen Männern und Frauen deutlich, und die Konstruktion von Angsträumen kann als Ausdruck der strukturellen Gewalt in unserer patriarchalen Gesellschaft angesehen werden. Die stärkere Gruppe, nämlich die Männer, bedient sich der weiblichen Angst und verfestigt sie durch gewisse Handlungen immer wieder. Dadurch behält das männliche Geschlecht seine Vormachtstellung und seine Überlegenheit, denn schließlich gibt niemand gerne etwas von seiner Macht ab. Genau dieses Machtungleichgewicht bringt die Angstraumkonstruktion jedoch überhaupt erst in Gang: Männer zeigen Frauen durch gewisse Handlungen, welche von öffentlichen Belästigungen bis hin zu Vergewaltigungen reichen können, dass sie

mächtiger sind als sie. Frauen fühlen sich durch diese Interaktionen im öffentlichen Raum tatsächlich unsicher, schränken sich teilweise in ihrem Mobilitäts- und Freizeitverhalten ein, und geben daher den Männern den Raum, in dem sie weiterhin ihre Macht ausüben können. Männer sind den Frauen normalerweise körperlich überlegen, und die Erziehung und Sozialisation der Mädchen tut ihr Übriges, um den Mann als eine „mächtige Gefahr“ anzusehen. Da sich die Frauen gegen die Anmachen der Männer in den seltensten Fällen wehren, und selbst körperliche Belästigungen nicht in jedem Fall der Polizei melden, behalten die Männer ihre Macht, sie wird dadurch sogar noch verstärkt. Doch nicht die Macht selbst, die eine gewisse Person hat, führt zu Angstgefühlen, sondern die Unkontrollierbarkeit, welche dadurch entsteht. Macht allein muss noch keine negativen oder angsteinflößenden Konsequenzen haben, schließlich kann Macht auch auf positive Weise ausgelebt werden. Angespanntheit im öffentlichen Raum führt jedoch dazu, dass gerade bei Belästigungen oft nicht klar ist, welche Reaktion die geeignetste ist, um deeskalierend die unangenehme Situation zu verlassen. Diese Unsicherheiten (interagieren oder ignorieren?) führen zu einer Unkontrollierbarkeit der Situation. Die Macht, die bei dem ersten Aufeinandertreffen von zwei Personen noch in einer unbestimmten Balance steht, beginnt sich auf einer Seite zu manifestieren, während die andere Person der Situation immer weniger mächtig wird. Dieses Ungleichgewicht mündet in einem Unsicherheits- und Angstgefühl der „schwächeren“ Person, da man aufgrund der geringen Macht die Situation für sich persönlich nicht mehr kontrollieren kann. Werden diese Erfahrungen der Unkontrollierbarkeit und Unsicherheit immer wieder an den selben Orten erlebt, so entstehen hier Angsträume. Es werden Strategien zurecht gelegt, um im Falle des Falles so reagieren zu können, dass das Machtgleichgewicht weniger oder gar nicht kippt. Diese Strategien reichen vom Vermeiden des Aufsuchens des Angstraumes über das Erlernen von Selbstverteidigungsstrategien und das Mittragen von „Waffen“ bis hin zu Angstverringerungsstrategien, zum Beispiel das bewusste Ablenken von unangenehmen Situationen durch Musik und Handy, das absichtliche Beschäftigt-wirken, das möglichst schnelle Durchqueren des Angstraumes, etc.

Die *persönliche Dimension* der Angstraumkonstruktion entsteht durch Erlebnisse und Erfahrungen von Bekannten, welche über negative, angsterfüllte Ereignisse im öffentlichen Raum berichten. Durch diese Faktoren wird das Kopfkino in Gang gebracht, welches dazu führt, dass Unsicherheitsgefühle im öffentlichen Raum entstehen. Als Folge werden wiederum verschiedene Strategien wie Selbstverteidigung oder Vermeidung bestimmter Tätigkeiten und Orte entwickelt, um die Angstgefühle zu verringern oder zu verhindern.

Die folgende Grafik soll das Fazit der Entstehung der Angsträume vereinfacht darstellen: Durch räumlich „ungünstige“ Bedingungen (Uneinsehbarkeit, geringe Beleuchtung, Unübersichtlichkeit) werden die Vorgänge des Kopfkino in Gang gebracht, welche durch eigene Erfahrungen sowie Berichte aus Medien und von Bekannten noch verstärkt werden. Dadurch entstehen Unsicherheits- und Angstgefühle. Die gesellschaftlichen Machtverhältnisse und die dadurch bedingte strukturelle Gewalt führen zu Machtungleichgewichten zwischen Männern und Frauen (oder auch nur zwischen Männern); die Männer versuchen durch verschiedene Handlungen, die größtenteils dem Street Harassment zuzuordnen sind, diese Macht zu demonstrieren. Vor allem dadurch kommt es zu einer Unkontrollierbarkeit der Situation für die Person, welche in der Machthierarchie nicht oben steht– sie ist der Situation nicht mächtig, kann die richtige Reaktion nicht einschätzen, und diese Unkontrollierbarkeit führt ebenfalls zu Unsicherheits- und Angstgefühlen. Treten diese Erlebnisse mehrmals am selben Ort auf, kommt es zu einer gedanklichen Verknüpfung zwischen den Angstgefühlen und dem Ort, und daher zur Konstruktion von Angsträumen.

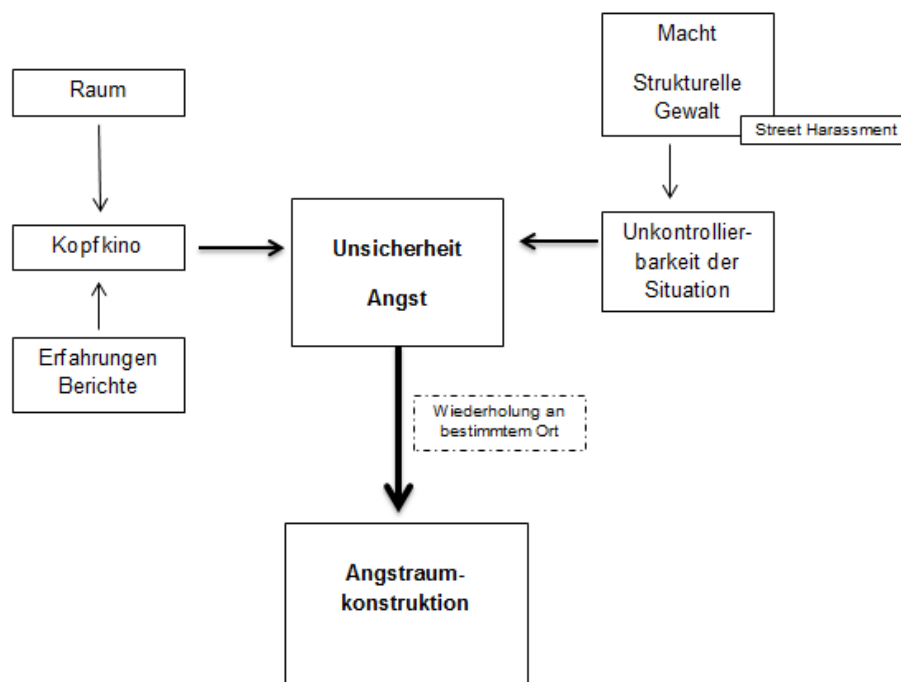


Abb. 6: Die Entstehung der Angsträume; eigene Abbildung 2015

Bei der Konstruktion von Angsträumen gibt es geschlechtsspezifische Unterschiede. In der empirischen Analyse wurde klar, dass Angst im öffentlichen Raum kein rein weibliches Phänomen darstellt, da auch die männlichen Interviewteilnehmer über Unsicherheitsgefühle im öffentlichen Raum sprachen. Dennoch sind Unterschiede zwischen

Frauen und Männern erkennbar, insbesondere bezogen auf die Dimensionen der Angstraumkonstruktion. Die Interviewteilnehmerinnen berichten in größerem Ausmaß über schlechte Erfahrungen und das Kopfkino, und auch das Problem der erzwungenen Interaktion im öffentlichen Raum, bedingt durch das Street Harassment, kommt eigentlich nur bei Frauen vor. Während die Studentinnen unter anderem Angst vor sexualisierter Gewalt haben, entstehen bei den Studenten vor allem beim Gedanken an Überfälle oder körperliche Gewalt wie Schlägereien Unsicherheitsgefühle. Die Gewalt geht prinzipiell nur von den Männern aus, und richtet sich sowohl gegen Frauen als auch gegen Männer. Vor Frauen haben die Interviewteilnehmer keine Angst, im Gegenteil, hier kommt eher ihr Beschützerinstinkt zum Vorschein.

Bei den Interviews werden innere Spannungsverhältnisse deutlich, unter denen die Befragten stehen. Die Studentinnen verhalten sich größtenteils vorsichtig im öffentlichen Raum und schränken sich zum Teil erheblich ein, um die Konstruktion von Angst zu verhindern. Andererseits sind auch Versuche erkennbar, um aus den Stereotypen und den Machtverhältnissen auszubrechen, und selbstbestimmt die eigenen Wünsche und Ziele durchzusetzen. Auch Männer verhalten sich im öffentlichen Raum unterschiedlich und nehmen verschiedene Positionen in der Machthierarchie ein; sie können hierarchisch tief stehen und Opfer von Männergewalt werden, oder sich am anderen Ende befinden und die Rolle des vermeintlichen Verfolgers von Frauen einnehmen– in dieser Position können sie sogar Auslöser des Kopfkinos der Frauen und somit deren Unsicherheitsgefühlen sein, sie verfügen daher in dieser Situation über wesentlich mehr Macht. Gerade aus dieser Dimension versuchen die Befragten jedoch auszubrechen, weil sie sich größtenteils in die weibliche Position der Verfolgten hineinversetzen können, und durch verschiedene Maßnahmen versuchen, die angespannte Situation zu entschärfen.

Insgesamt ist zu erkennen, dass sich die Studierenden ihren Rollen im öffentlichen Raum durchaus bewusst sind, und sie die vorherrschenden geschlechtsspezifischen Vorstellungen, Erwartungen und Machtverhältnisse reflektieren und kritisch hinterfragen. Sie haben Strategien entwickelt, um sich im öffentlichen Raum sicherer zu fühlen, und nennen Verbesserungsvorschläge. Dennoch sind die Machtstrukturen, die zur Unkontrollierbarkeit der Situation und in weiterer Folge zur Angstraumkonstruktion führen, deutlich erkennbar.

Das Machtungleichgewicht, welches sich in den letzten Jahrhunderten immer mehr manifestierte, und den Mann zum Subjekt, die Frau zum Objekt werden lässt, spiegelt sich genau wie früher auch heute in unserer Gesellschaft wieder, und wird auch noch in Zukunft das Verhalten im öffentlichen Raum mitbestimmen. Patriarchal geprägte Gesellschaften, welche es noch nicht geschafft haben, Gleichberechtigungs- und Gleichbestimmungsgedanken in den Köpfen und Vorstellungen der Menschen zu verankern, können das Problem der Machtungleichgewichte und der dadurch unter anderem entstehenden Angstraumkonstruktion nur in langsamen Schritten durch Sensibilisierungen und Bewusstseinsbildungen der Bevölkerung verändern. Sowohl Frauen als auch Männer sollen sich in Zukunft in ihrer Mobilität und ihrem Freizeitverhalten nicht mehr einschränken müssen, sondern selbstbestimmt und angstfrei leben können.

Bibliographie

ARENDT, H. (1992): Vita Activa oder Vom tätigen Leben. – München.

ARENDT H. (¹⁰1995): Macht und Gewalt. – München.

ATTESLANDER, P. (¹²2008): Methoden der empirischen Sozialforschung. – Berlin.

AUFHAUSER E. et al. (1991): „Das doppelte Lottchen“ oder Frauen arbeiten mehr. – In: KAIL E. und KLEEDORFER J. (Hrsg.): Wem gehört der öffentliche Raum. Frauenalltag in der Stadt. – Wien. (=Kulturstudien: Sonderband 12), 17-28.

BARRY, K. (1985), zitiert in HEILIGER A. und ENGELFRIED C. (1995): Sexuelle Gewalt: männliche Sozialisation und potenzielle Täterschaft. – Frankfurt am Main.- leider keine weiteren Quellenangaben.

BAUHARDT C. (2004): Einleitung. – In: BAUHARDT C. (Hrsg.): Räume der Emanzipation. – Wiesbaden.

BAURIEDL S. et al. (2000): Verkörperte Räume – „verräumte“ Körper. Zu einem feministisch-poststrukturalistischen Verständnis der Wechselwirkung von Körper und Raum. – In: Geographica Helvetica 55, 2000 (2), 130-137.

BECKER, R. (1998): Feministische Forschung in Architektur und Planung- neuere Entwicklungen und offene Fragen. – In: BOCK, S. und HUBENTHAL, H. (Hrsg.): Zurück oder vor? 1978-1998, Dokumentation der 4. Planerinnentagung in Kassel. – Kassel.

BECKER, R. (2000): Riskante Sicherheiten: Von gefährlichen Orten und sicheren Räumen. – In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien, 2000 (4), 49-65.

BECKER, R. (2008): Angsträume oder Frauenräume? Gedanken über den Zugang von Frauen zum öffentlichen Raum. – In: FEMINISTISCHES KOLLEKTIV (Hrsg): Street Harassment. Machtprozesse und Raumproduktion. – Wien (=Buchreihe der ÖH Uni Wien 3), 56-74.

BENARD, C. et al. (1997): Verspielte Chancen? Mädchen in den öffentlichen Raum! – Wien (=frauen in wien 5).

BIRDWHISTELL, R. (1970): Kinesics and context. Essays on body motion communication. – Philadelphia.

BMBF (2015): Unterrichtsprinzip „Erziehung zur Gleichstellung von Mann und Frau“. Online-Zugriff:

https://www.bmbf.gv.at/schulen/unterricht/prinz/erziehung_gleichstellung.html (letzter Zugriff: 1.4.2015)

BMVIT (2011): Österreich. Verkehr in Zahlen. –Wien.

BOCK, S. et al. (Hrsg.) (1989): Frauen(t)räume in der Geographie. Beiträge zur Feministischen Geographie. – Kassel (=urbs et regio, Kasseler Schriften zur Geographie und Planung 52).

BÖSEBECK, U. (2001): Stadtluft macht frei und unsicher. Beiträge der Stadtplanungsprofession für mehr Sicherheit in der Innenstadt. – Kassel (=Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung/Landschaftsplanung 146).

BOURDIEU, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. – Frankfurt am Main.

BOURDIEU, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. – In: WENTZ, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. – Frankfurt am Main (=Die Zukunft des Städtischen 2), 25-34.

BOURDIEU, P. (1997): Die männliche Herrschaft. – In: DÖLLING, I. und KRAIS, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. – Frankfurt am Main, 153-217.

BREITENBACH, E. und BÜRMANN, I. et al. (Hrsg.) (2002): Geschlechterforschung als Kritik. Zum 60. Geburtstag von Carol Hagemann-White. – Bielefeld (=Wissenschaftliche Reihe 143).

BRÜCKNER M. (1994): Geschlecht und Öffentlichkeit. Für und wider das Auftreten als Frau oder als Mensch. – In: BRÜCKNER M. und MEYER B. (Hrsg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume. – o.O. (=Forum Frauenforschung 7).

BUCHEGGER B. und VOLLMEIER B. (1991): Angsträume in Wien oder „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?“. – In: KAIL E. und KLEEDORFER J. (Hrsg.): Wem gehört der öffentliche Raum. Frauenalltag in der Stadt. – Wien. (=Kulturstudien: Sonderband 12), 95-106.

BUCHMÜLLER, L. (1993): Einer Frauenzukunft entgegen? – In: BÜHLER, E., MEYER H. et al. (Hrsg.): Ortssuche- Zur Geographie der Geschlechterdifferenz. – Zürich, Dortmund.

BUTLER, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. – Frankfurt am Main.

BUTLER, J. (1993): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘. – In: BENHABIB, S., BUTLER, J. et al. (Hrsg.): Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. – Frankfurt am Main, 31-58.

BUTLER, J. (1998): Hass spricht. Zur Politik des Performativen. – Berlin.

CHARMAZ, K. (2006): Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis. – London, Thousand Oaks, New Delhi.

CHOMBART DE LAUWE, P. (1977): Aneignung, Eigentum, Enteignung. Sozialpsychologie der Raumanneignung und Prozesse gesellschaftlicher Veränderungen. – In: arch+ 34.

CONNELL, R.W. (1987): Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. – Cambridge.

CONNELL, R.W. (2000): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. – Opladen.

DACKWEILER, R. und SCHÄFER, R. (Hrsg.) (2002): Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektive auf Geschlecht und Gewalt. – Frankfurt, New York. (=Politik der Geschlechterverhältnisse 19).

DEAR, M.J. und WOLCHE, J.R. (1991): Wie das Territorium gesellschaftliche Zusammenhänge strukturiert. – In: WENTZ, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. – Frankfurt am Main (=Die Zukunft des Städtischen 2), 233-247.

DIRNBACHER, H. (1991): Die alltägliche Geisterbahn. – In: KAIL E. und KLEEDORFER J. (Hrsg.): Wem gehört der öffentliche Raum. Frauenalltag in der Stadt. – Wien. (=Kulturstudien: Sonderband 12), 89-94.

DOWLING, C. (1984): Der Cinderella-Komplex. – Frankfurt am Main.

EHALT H.Ch. (1991): Öffentlichkeit, Privatheit, Intimität. Zur Dynamik von Begrifflichkeit und gesellschaftlicher Wirklichkeit. – In: KAIL E. und KLEEDORFER J. (Hrsg.): Wem gehört der öffentliche Raum. Frauenalltag in der Stadt. – Wien. (=Kulturstudien: Sonderband 12), 161-166.

ELIAS, N. (1986): Wandlungen der Machtbalance zwischen den Geschlechtern. Eine prozesssoziologische Untersuchung am Beispiel des antiken Römerstaats. – In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (38. Jg.). – Opladen, 425-229.

ELIAS, N. (1987): Vorwort. – In: STOLK, B. und WOUTERS, C. (1987): Frauen im Zwiespalt. Beziehungsprobleme im Wohlfahrtsstaat. Eine Modellstudie. – Frankfurt am Main.

ELIAS, N. (1991): Was ist Soziologie? Grundfragen der Soziologie. – Weinheim, München.

EMCKE C. (2013): Wie wir begehren. – Frankfurt am Main.

ERNST, W. (2008): Möglichkeiten (in) der Stadt. Überlegungen zur Öffentlichkeit und Privatheit geschlechtlicher Raumordnungen. – In: FEMINISTISCHES KOLLEKTIV (Hrsg.): Street Harassment. Machtprozesse und Raumproduktion. – Wien (=Buchreihe der ÖH Uni Wien 3), 75-92.

FEESS, E. (o.J.): Konstruktivismus. Online-Zugriff:
<http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/konstruktivismus.html> (letzter Zugriff 24.2.2015)

FLAAKE, Karin (2002): Geschlecht, Macht und Gewalt. Verletzungsoffenheit als lebensgeschichtlich prägende Erfahrung von Mädchen und jungen Frauen. – In: DACKWEILER, R. und SCHÄFER R. (Hrsg.): Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt. – Frankfurt a.M./New York, 161-170.

FLICK, U. (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. – Reinbeck bei Hamburg.

FOUCAULT, M. (1987): Das Subjekt und die Macht. – In: DREYFUS, H.L. und RABINOW, P.: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. – Frankfurt am Main, 243-261.

- FRAUENSEMINAR AN DER UNI DORTMUND (1981): Frauen in der Stadt- Frauen in Dortmund. – In: Arch + (60/1981). – Aachen, 31-35.
- GALTUNG, J. (1975): Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung. – Reinbeck bei Hamburg.
- HÄDER, M. (2006): Empirische Sozialforschung. Eine Einführung. – Wiesbaden.
- HAGEMANN-WHITE, C. (1984): Sozialisation: männlich-weiblich? – Opladen.
- HAGEMANN-WHITE, C. (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. – Weinheim. – In: Feministische Studien, Heft 2, 1993, 11. Jg., 68-78.
- HALBRITTER U. (1991): Noch einmal gut-gegangen? – In: KAIL E. und KLEEDORFER J. (Hrsg.): Wem gehört der öffentliche Raum. Frauenalltag in der Stadt. – Wien. (=Kulturstudien: Sonderband 12), 109-114.
- HALLER, B. (2011): Vergewaltigung: Zur Situation in Österreich. – In: (k.A.): ...selber Schuld!? Sexualisierte Gewalt- Begriffsdefinition, Grenzziehung und professionelle Handlungsansätze. Fachkonferenz, 3.11. und 4.11.2011 – Wien, 61-68.
- HAMMER-TUGENHAT D. (1999): Vorwort. – In: NIERHAUS, I. (1999): ARCH⁶. Raum, Geschlecht, Architektur. – Wien.
- HAUSEN, K. (1992): Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen. – In: HAUSEN, K. und WUNDER, H. (Hrsg.) (1992): Frauengeschichte- Geschlechtergeschichte. – Frankfurt am Main, New York, 81-88.
- HÄÜßERMANN, H. (1998) (Hrsg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. – Opladen.
- HARDING, S.: Vortrag Uni Frankfurt am 28.1.1991.
- HEILIGER A. und ENGELFRIED C. (1995): Sexuelle Gewalt: männliche Sozialisation und potenzielle Täterschaft. – Frankfurt am Main.
- HOPF, C. (1978): Die Pseudo-Exploration. Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. – In: Zeitschrift für Soziologie, Nr.2, S. 97-115.
- JAMMER, M. (1960): Das Problem des Raumes. Die Entwicklung der Raumtheorien. – Darmstadt.
- JOUVENEL, B. (1947): Du Pouvoir. – Genf.
- KAIL, E. (1991): Zum Phänomen der Verdrängung. – In: KAIL E. und KLEEDORFER J. (Hrsg.): Wem gehört der öffentliche Raum. Frauenalltag in der Stadt. – Wien. (=Kulturstudien: Sonderband 12), 77-78.
- KAIL, E. (2003): „Pragmatische“ Strategien: Frauengerechte Planung und Gender Mainstreaming. . – In: KUHLMANN, D., HNILICA, S. et al. (2003): Building Power. Architektur, Macht, Geschlecht. – Wien, 159-177.

KAIL, E. (o.J.): Alltagsraum Stadt. Ein vielschichtiges Gewebe. – In: Magistrat der Stadt Wien (Hrsg.): FrauenWerkStatt. – Wien.

KAMPSHOFF, M. (1996): Sexuelle Gewalt- ein konstitutives Merkmal für das Mädchen- oder Jungesein? – In: FISCHER, U.L., KAMPSHOFF, M. et al. (Hrsg.) (1996): Kategorie: Geschlecht? Empirische Analysen und feministische Theorien. – Opladen (=Geschlecht und Gesellschaft 6), 97-116.

KAPPELER, A. (2001): Öffentliche Sicherheit durch Ordnung. Konfliktlagen im öffentlichen Raum und ihre Bekämpfung durch aufenthaltsbeschränkende Maßnahmen. – Stuttgart, München.

KUCANI, C. (2014): Street Harassment: Kavaliersdelikt oder Gewalttat? Online-Zugriff: <http://mokant.at/1409-street-harrassment-belaestigung-oeffentlichkeit/> (25.1.2015)

KUHLMANN, D. (2002): Das unheimliche Heim. – In: KUHLMANN, D. und JORMAKKA, K. (Hrsg.) (2002): Building gender. Architektur und Geschlecht. – Wien.45-69.

KUHLMANN, D. (2003): Vorwort. – In: KUHLMANN, D., HNILICA, S. et al. (2003): Building Power. Architektur, Macht, Geschlecht. – Wien.

KUHLMANN, D. und JORMAKKA, K. (Hrsg.) (2002): Building gender. Architektur und Geschlecht. – Wien.

KUTSCHINSKE, K. (1999): Angst im öffentlichen Raum- Die Produktion von Angst-Räumen als Ausdruck der Geschlechterkonstruktion. – Diplomarbeit, Technische Universität München. – München.

KUTSCHINSKE, K. und MEIER, V. (2000): „...sich diesen Raum zu nehmen und sich freizulaufen...“ Angst-Räume als Ausdruck von Geschlechterkonstruktion. – In: Geographica Helvetica 55, 2000 (2), 138-145.

LÄPPLE, D. (1991): Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse. – In: WENTZ, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. – Frankfurt am Main (=Die Zukunft des Städtischen 2), 35-46.

LORBER, J. (1999): Gender-Paradoxien. – Opladen (=Reihe Geschlecht und Gesellschaft 15).

LÖW, M. (1997): Der einverleibte Raum. – In: BAUHARDT, C. und BECKER, R. (Hrsg.): Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung. – Pfaffenweiler.

LÖW, M. (2001): Raumsoziologie. – Frankfurt am Main.

MARX, K. (1868): Das Kapital. Bd. 1. – o.O.

MASSEY, D. (1993): Raum, Ort und Geschlecht. Feministische Kritik geographischer Konzepte. – In: BÜHLER, E. et al. (Hrsg.) (1993): Ortssuche- Zur Geographie der Geschlechterdifferenz. – Zürich, Dortmund.

- MASSEY, D. (2007): Politik und Raum/Zeit. In: BELINA, B. und MICHEL, B. (Hrsg.): Raumproduktionen. Beiträge der Radical Geography- eine Zwischenbilanz. – Münster, 111-132
- MEUSER, M. (2002): „Doing Masculinity“- Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns. – In: DACKWEILER, R. und SCHÄFER, R. (Hrsg.) (2002): Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektive auf Geschlecht und Gewalt. – Frankfurt, New York. (=Politik der Geschlechterverhältnisse 19), S. 53-78.
- MEYER, H. (1999): Sitzplätze statt Parkplätze. Quantitative und qualitative Aspekte der Mobilität von Frauen am Beispiel der Stadt Zürich. – Chur, Zürich.
- NIERHAUS, I. (1999): ARCH⁶. Raum, Geschlecht, Architektur. – Wien.
- OVERKAMP, E. und THOMAS, A. (1998): Über Geschlechtsbilder in der feministischen Theorie. Emanzipationsstrategien und Frauenbelange in der Planung. – In: FOPA e.V. (Hg.): Neue Wege- neue Ziele. – Bielefeld (=Freiräume 10).
- OSWALD, K. (1992): Welt der Frauen– Welt der Männer? – In: Praxis Geographie, Jg. 22, Heft 6. 6-13.
- PERNER, R. (1991): Angst(t)raum Welt. – In: KAIL E. und KLEEDORFER J. (Hrsg.): Wem gehört der öffentliche Raum. Frauenalltag in der Stadt. – Wien. (=Kulturstudien: Sonderband 12), 123-128.
- POPITZ, H. (1992): Gewalt. – In: Mittelweg 36, H.5, Reprint aus: ders. (1992): Phänomene der Macht. – Tübingen.
- RAU, P. (Hrsg.) (1989): Die alltägliche Gewalt der Stadt, Frauen im Außenraum Kreuzbergs. – Berlin.
- ROHBECK, S. und WILLIAMS, K. (1993): Einsicht ist der erste Schritt. Soziale Sicherheit für Frauen und Mädchen im öffentlichen Raum. – Kassel.
- RUHNE, R. (2003): Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. – Opladen (=Forschung Soziologie 193).
- SACHSE, D. und BERGMANN, A. (o.J.): Frauennachtfahrten. Auswertung des Kieler Modells für den Zeitraum 6. Juni 1989- 31. August 1992. – Kiel.
- SAILER, K. (2003): Sicherheit im öffentlichen Raum aus feministischer Perspektive. Studienarbeit. – o.O.
- SEIFERT, R. (1992): Entwicklungslinien und Probleme der feministischen Theoriebildung. Warum an der Rationalität kein Weg vorbei führt. – In: KNAPP, G. und WETTERER, A. (Hrsg.) (1992): TraditionsBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. – Freiburg. 255-285.
- SIEBERT, H. (³2005): Pädagogischer Konstruktivismus. Lernzentrierte Pädagogik in Schule und Erwachsenenbildung. – Weinheim, Basel (=Pädagogik und Konstruktivismus).

- SIEMONSEN, K. und ZAUKE, G. (1991): Sicherheit im öffentlichen Raum. Städtebauliche und planerische Maßnahmen zur Verminderung von Gewalt. – Zürich.
- SPEKTRUM (2015): Wahrnehmungsgeographie. Online-Zugriff:
<http://www.spektrum.de/lexikon/geographie/wahrnehmungsgeographie/8775> (letzter Zugriff 24.2.2015)
- SPITTHÖFER, M. (1990): Frauen und Freiraum. – In: DÖRHÖFER, K. (Hrsg.) (1990): Stadt- Land- Frau. Soziologische Analysen, feministische Planungsansätze. – Freiburg (=Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: Forum Frauenforschung 4), 81-103.
- STADTENTWICKLUNG WIEN, MA 18 (2013): Handbuch Gender Mainstreaming in der Stadtplanung und Stadtentwicklung. – Wien (=Werkstattbericht Nr. 130).
- STADT WIEN, MAGISTRATSDIREKTION (o.J.): Sicherheit im öffentlichen und halböffentlichen Raum. Online-Zugriff:
<https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/.../pdf/sicherheit-la.pdf> (letzter Zugriff 19.1.14)
- STEIN-HILBERS M. (2000): Sexuell werden. Sexuelle Sozialisation und Geschlechterverhältnisse. – Opladen (=Reihe Geschlecht und Gesellschaft 16).
- STRAUSS, A. und CORBIN, J. (1998): Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques. – Thousand Oakes, CA.
- STRÜVER A. (2010): KörperMachtRaum und RaumMachtKörper: Bedeutungsverflechtungen von Körpern und Räumen. – In: BAURIEDL S. et al. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. – Münster, 217-237.
- STURM, G. (1997): Öffentlichkeit als Raum von Frauen. – In: BAUHARDT, C und BECKER, R. (Hrsg.) (1997): Durch die Wand. Feministische Konzepte zur Raumentwicklung. – Pfaffenweiler, 53-70.
- TERLINDEN, U. (1981): Heimlichkeiten. Gewalt gegen Frauen in der Stadt. – In: Arch+: Kein Ort, nirgends- Auf der Suche nach Frauenräumen. – o.O. (=Arch+ 60), S. 37-41
- TILLNER S. und LIČKA K. (1995): Richtlinien für eine sichere Stadt! Beispiele für die Planung und Gestaltung sicherer öffentlicher Räume. – Wien (=frauen in wien 1).
- TRESKE M. et al. (1990): Frauenangsträume. Eine Fotodokumentation. – Frankfurt am Main.
- VAAS R. (2000): Angst. Online-Zugriff:
<http://www.spektrum.de/lexikon/neurowissenschaft/angst/641> (letzter Zugriff: 25.1.2015)
- WARTENPFUHL, B. (1996): Dekonstruktion- Konstruktion- Dekonstruktion. Perspektiven für die feministische Theoriebildung. – In: Fischer et al. (Hrsg.): a.a.O., 191-209.
- WASTL-WALTER D. (2010): Gender Geographien. Geschlecht und Raum als soziale Konstruktion. – Stuttgart. (=Sozialgeographie kompakt 2).
- WEBER M. (1985): Wirtschaft und Gesellschaft. – Tübingen.

WEICHHART, P. (2008): Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen. – Stuttgart. (=Sozialgeographie kompakt 1).

WEIXELBAUMER, N. (⁴2006): Wahrnehmungsgeographie. – In: SITTE, W. und WOHL-SCHLÄGL, H. (Hrsg): Beiträge zur Didaktik des „Geographie und Wirtschaftskunde“-Unterrichts. – Wien (=Material zur Didaktik der Geographie und Wirtschaftskunde 16), 518-530.

WERLEN, B. (2010): Gesellschaftliche Räumlichkeit 2. Konstruktion geographischer Wirklichkeit. – Stuttgart.

WILSON, E.(1993): Begegnung mit der Sphinx. Stadtleben, Chaos und Frauen. – Basel, Berlin, Boston.

WUCHERPFENNIG C. (2010): Geschlechterkonstruktion und öffentlicher Raum. – In: BAURIEDL S. et al. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. – Münster, 48-74.

ZANDONELLA und ZEGLOVITS (2008): Frauenbarometer 2008. Das Sicherheitsempfinden von Frauen in Wien. – Wien.

ZINGANEL, M. (2003): Traditionen der sozialen Kontrolle: Das Wohnbauprogramm des Roten Wien. – In: KUHLMANN, D., HNILICA, S. et al. (2003): Building Power. Architektur, Macht, Geschlecht. – Wien, 179-207.

Internet-Quellen:

<https://www.wien.gv.at/menschen/frauen/themen/gewaltpraevention/gewaltformen.html> (letzter Zugriff: 21.10.2014)

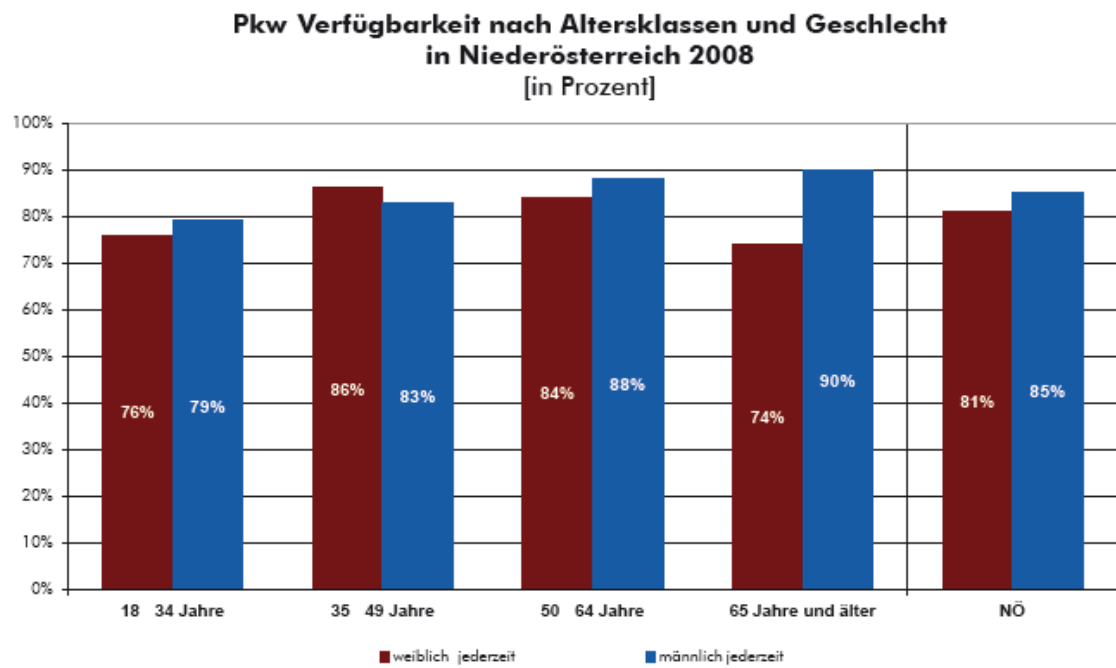
<http://diestandard.at/2000008695695/Praeventionsvideo-betreibt-Taeter-Opfer-Umkehr> (letzter Zugriff 31.12.2014)

<https://www.youtube.com/watch?v=y5XGJbsOATc> (letzter Zugriff 31.12.2014)

www.duden.de/rechtschreibung/Sicherheit (letzter Zugriff 25.1.2015)

<http://derstandard.at/1373513174756/Er-baut-Sie-baut-Wir-bauen> (letzter Zugriff 25.1.2015)

Anhang



Quelle: HERRY Consult : Mobilitätsbefragung NÖ, 2008. Im Auftrag der NÖ Landesregierung

HERRY 2011

Abb. 7: PKW-Verfügbarkeit nach Altersklassen und Geschlecht in Niederösterreich 2008

Lebenslauf

Persönliche Daten

Familienname: Hackenberg
Vorname: Verena
Geburtstag: 06.12.1990
Staatsbürgerschaft: Österreich
Derzeitiger Wohnort: Wien
E-Mail: verena.hackenberg@gmx.at

Ausbildung

2009-dato:	Universität Wien Lehramtsstudium, Unterrichtsfächer Geographie & Wirtschaftskunde und Spanisch
01/2013- 05/2013	ERASMUS-Aufenthalt in Santiago de Compostela, Spanien
2001-2009:	Wirtschaftskundliches Realgymnasium mit Schwerpunktsetzung Ökologie, BRG Bachgasse, Mödling
1997-2001:	Volksschule Hyrtlplatz, Mödling

Berufserfahrung

07/ 2013, 2012, 2011, 2010	Ferienspiel, Gemeinde Mödling
2012-2013	Lernbegleiterin und Nachhilfelehrerin beim Niederösterreichischen Hilfswerk
08/2012	Feriencamp-Betreuerin, Kinderfreunde NÖ
09/2011- 01/2012	Peer Mentorin am Institut der Romanistik (Universität Wien)

Zusätzliche Qualifikationen, Kenntnisse & Fähigkeiten

Computerkenntnisse	Microsoft Office, ArcGis, SPSS
Sprachen	Deutsch (Muttersprache), Spanisch (C1), Englisch (B2), Französisch (A1)
Einjährige Ausbildung zur Berufsorientierungskoordinatorin (Universität Wien)	
Langjährige Nachhilfeeferfahrung (Spanisch, Englisch, Deutsch)	